This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07591528 4

QON
Meiners

Untersuchungen

über

die Verschiedenheiten

der

Menschennaturen

(die verschiedenen Menschenarten)

in Asien und den Südländern, in den Ostindischen und Südseeinseln,

nebst

einer historischen Vergleichung

der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner dieser Continente und Eylande,

von

C. Meiners.

LIBRARY

Aperiam terras gentibus,
et gentes terris.

Dritter Theil.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1815.

Inhalt des dritten Theils.

Allgemeine Reſultate der bisherigen Unterſuchungen, und zwar

Seite

I. Ueber die Frage, ob die Bewohner von Aſien, den Südländern und den zu dieſen Continenten gehörigen Inſeln eines gemeinſchaftlichen Urſprungs ſeyen oder nicht . 1

II. Die unterſcheidenden Merkmale von Völkern ſind nicht blos Wirkungen äußerer Urſachen 7

III. Einige Winke über die Wirkungen von phyſiſchen Urſachen, beſonders von Klima und Boden auf Pflanzen, Thiere und Menſchen 17

IV. Kann man, und in wie fern kann man ſagen, daß die Menſchen überhaupt, oder dieſe und jene Völker einem gewißen Boden und Klima anerſchaffen worden? . . . 98

V. Giebt es natürliche Familien von Völkern, wie von Thieren und Pflanzen, und wie viele ſolcher Familien kann man in Aſien, in den Südländern und auf den oſtindiſchen ſowohl, als Südſee-Inſeln zählen? . . . 105

Seite

VI. Betrachtungen über eine Stuffenleiter der Humanität, nach welcher die bisher untersuchten Völker in Rücksicht ihrer geringeren oder größeren menschlichen Vorzüge geordnet werden 110

VII. Ueber die Zahl und das Gewicht von Merkmahlen, nach welchen sowohl die Aehnlichkeiten, als die Verschiedenheiten von Völkern und Völker-Familien bestimmt werden 138

VIII. In wiefern können die verschiedenen Völker-Familien, nach Classen, Ordnungen, Gattungen, Arten, Spielarten und Zwitterarten abgetheilt werden? . . . 309

Allgemeine Resultate
der bisherigen Untersuchungen, und zwar
I.
über die Frage, ob die Bewohner von Asien, den Südländern, und den zu diesen Continenten gehörigen Inseln eines gemeinschaftlichen Ursprungs seyen, oder nicht?

Alle Erdtheile, und die meisten Länder eines jeden Erdtheils haben eigenthümliche Arten von Pflanzen und Thieren, die sonst nirgend gefunden werden. Bey diesen Thier- und Pflanzenarten läßt es sich gar nicht denken, daß sie anderswoher gekommen seyen, oder gebracht worden. Man muß durchaus annehmen, daß die Natur die einem jeden Erdtheil und Lande eigenthümlichen Pflanzen und Thiere da, wo man sie antrifft, von Anbeginn an hervorgebracht habe.

Die meisten Thier- und Pflanzenarten sind, wenn auch nicht an gewisse Erdtheile und Länder, wenigstens an gewisse Erdstriche gebunden. Die Pflanzen und Thiere der heissen Zone können nicht in der kalten, die der kalten nicht in der heissen, und die von beyden nicht in der gemäßigten Zone bestehen. Eben daher ist es unmöglich, daß die Pflanzen und Thiere Einer Zone jemahls aus einer andern gekommen seyen, oder daraus versetzt worden. Auch diese Gebundenheit der Pflanzen und Thiere an gewisse Zonen beweist unwidersprechlich, daß es nie einen ursprünglichen Mittelpunkt, oder eine gemeinschaftliche Heimath gegeben habe, aus welcher die Pflanzen und

Thiere der verschiedenen Zonen über die ganze Erde verbreitet worden.

Die jetzt angeführten Thatsachen und Schlüsse veranlassen gewiß in jedem nachdenkenden Menschen die Frage, ob es sich nicht darthun lasse, daß gewisse Völker, wie gewisse Pflanzen und Thiere, einzelnen Erdtheilen und Ländern eigenthümlich seyen, und unmöglich anderswoher gekommen oder entsprungen seyn können? — Man kann dieses allerdings darthun.

Auf den unermeßlichen Flächen des Südmeers herrschen das ganze Jahr durch zwischen dem dreyßigsten Grade nördlicher und dem dreyßigsten Grade südlicher Breite solche beständige Ostwinde, daß es den kühnsten und erfahrensten Europäischen Seefahrern unmöglich war, und ewig unmöglich bleiben wird, die angezeigten Räume der Südsee in der Richtung von Westen nach Osten zu durchschiffen. Was den Europäern unmöglich ist, das war, wenn man sich anders so ausdrücken darf, den Vorfahren der Südsee-Insulaner noch weniger möglich. Man kann es daher allein um der beständigen Ostwinde willen, welche alle Zugänge aus den Ostindischen Meeren in die Südsee verschlossen, für ganz undenkbar erklären, daß die meisten Südländer, und alle Eylande der Südsee jemahls von Westen her, oder aus dem südlichen Asien und den Ostindischen Inseln bevölkert worden.

Wenn auch auf der Südsee eben so beständige Westwinde herrschten, als jetzt Ostwinde wehen; so würde man doch die Südsee-Insulaner nicht aus dem südlichen Asien und den Ostindischen Inseln ableiten können, weil ihre Fahrzeuge zu unvollkommen, ihre Erfahrenheit und Kenntnisse in der Schiffahrtskunde zu gerin ge sind, als daß sie jemahls im Stande gewesen wären, aus den Ostindischen Inseln die ent-

fernteren Eylande und Länder der Südsee zu erreichen. Fahrten von hundert, höchstens zweyhundert Seemeilen sind das äusserste, was die geschicktesten Schiffer der Südsee auszuführen im Staude sind.

Wenn endlich auch nicht unveränderliche Naturgesetze, und die Mangelhaftigkeit sowohl der Kenntnisse, als der Fahrzeuge der Südsee-Insulaner den Gedanken der Bevölkerung der Südländer und Südseeinseln von Westen her verwerflich machten; so müßte man ihm bloß deßwegen entsagen, weil die beyden Hauptstämme der Südländer und Südseeinseln, die häßlichen Neger und die schöne herrschende Caste, von allen Völkern des südlichen Asiens gänzlich, das heißt, in einem solchen Grade abweichen, daß man die einen eben so wenig von den andern, als die verschiedensten Thier- und Pflanzenarten von einander entspringen lassen kann. Auch erklärten daher die berühmtesten Forscher und Reisenden, besonders de Brosses, Forster und de la Peyrouse, die negerartigen Völker für die ältesten und ursprünglichen Einwohner sowohl der Südländer, als der Ostindischen und Südseeinseln, welche man eben so wenig irgendwoher ableiten könne, als die eigenthümlichen Thier- und Pflanzenarten dieser Länder und Eylande. Und doch ist man im Staude, zwar nicht im südlichen, sondern im westlichen Asien Menschenhaufen anzugeben, welche freylich Niemand für die Stammväter der Ostindischen und Südsee-Neger halten wird, welche man aber nichts destoweniger als diesen natürlich verwandt erkennen muß: ich meyne die Ichthyophagen an den Persischen und Arabischen Küsten. Die schönen, großen, starken und gutmüthigen Bewohner der fruchtbaren Südseeinseln hingegen sind diesen Eylanden ausschließlich eigen, und man kann weder in den großen

Ostindischen Inseln, noch in ganz Asien irgend eine Nation nachweisen, von welcher die edlere Caste der Südsee-Insulaner möglicher Weise entsprossen seyn könnte. Butaner und Bengalesen, Tataren und Mongolen, Hindus und Chinesen, Georgianer und Armenier stechen nicht mehr gegen einander ab, als die schönen Insulaner der Südsee gegen die Ostindischen Malayen, von welchen man sie wegen einiger Sprach-Aehnlichkeiten ableiten wollte. Selbst die dienende Caste auf den Südseeinseln unterscheidet sich von den Ostindischen Malayen in so vielen Stücken, daß man diese unmöglich für die Stammväter der Erstern halten kann. So ähnlich auch die schönen Südsee-Insulaner einander sind, so läßt es sich doch gar nicht denken, daß die einen von den andern abstammen, oder daß die Bewohner Einer Insel-Gruppe sich allmählig über alle andere verbreitet haben sollten. Die verschiedenen Insel-Gruppen sind so weit von einander entfernt: besonders sind Neu-Zeeland, die Osterinsel und die Sandwich-Inseln durch so ungeheuere Räume von den übrigen getrennt, daß man die Bewohner derselben unter keiner Voraussetzung aus anderen Ländern und Eylanden ableiten kann.

Es ist ein mit der ganzen Analogie der Natur übereinstimmender Gedanke, daß die Menschen, wie die Pflanzen und Thiere, in den Gegenden, welche sie seit undenklichen Zeiten bewohnen, hervorgebracht worden. Diese an sich annehmliche, oder durch ihre innere Wahrscheinlichkeit sich selbst empfehlende Idee wird in Beziehung auf die Bewohner der Südländer und Südseeinseln durch alles das bestätigt, wodurch sie auf das bündigste erwiesen werden würde, wenn sie auch im höchsten Grade innerlich unwahrscheinlich wäre: durch die nach unveränderlichen Naturgesetzen

auf der Südsee herrschenden Ostwinde: durch die grossen Entfernungen der Südländer und Südseeinseln, die den Bewohnern derselben durchaus unüberwindlich waren: am meisten, durch die gänzliche Verschiedenheit der Bewohner der Südländer und Südseeinseln nicht bloß von allen Asiatischen, sondern auch von den Völkern der übrigen Erdtheile. So bald es von Einem Völkerhaufen, ja selbst nur von Einem Volk dargethan ist, daß es eingebohren und nicht mit anderen nahen und fernen Nationen eines gemeinschaftlichen Ursprungs sey; so ist man berechtigt, eine ähnliche Ursprünglichkeit bey allen den Völkern anzunehmen, deren Eigenthümlichkeiten sich aus den uns bekannten Wirkungen physischer und moralischer Ursachen nicht erklären lassen; die Ursprünglichkeit von Völkern wird um desto gewisser, je mehr diese sich von ihren nächsten Nachbaren unterscheiden.

Die Japanischen Eylande sind weder von dem festen Lande Asiens, noch von den Kurilischen, Ladronischen, Caroliniſchen, Palaos-Inseln u. s. w. so weit entfernt, daß sie nicht aus den einen oder den anderen hätten bevölkert werden können. Auch haben die Japaner in ihrer ganzen Körperbildung sehr vieles mit den Völkern sowohl des östlichen, als des südlichen Asiens gemein. Nichts destoweniger unterscheiden sie sich durch ihre Art, sich zu nähren und zu kleiden, durch ihre Gemüthsart und Sitten von beyden so auffallend, daß schon Kämpfer es auf das entscheidenste läugnete, daß die Japaner von den Chinesen und deren Nachbaren entsprungen seyn könnten.

Die Japaner weichen nicht so sehr von den Chinesen und Mongolen ab, als die Hindus durch ihre Farbe, durch die ganze Bildung des Körpers und Gesichts, durch die Anlagen des Geistes und Herzens

von allen ihren Nachbaren gegen Westen, Norden und Osten verschieden sind. Wegen der zahllosen Eigenthümlichkeiten der Hindus behaupteten die berühmtesten alten und neueren Forscher und Beobachter, besonders d'Anville, Orme und Rennell, daß die Hindus von keinem andern Volke in Asien entsprossen seyn könnten. Da mehrere Bergvölker in Hindostan sich von den eigentlichen Hindus in vielen Stücken auszeichnen; so vermutheten gelehrte Britten, daß diese Bergvölker vielleicht noch ältere Eingebohrne seyen, als die eigentlichen Hindus. Nach den Zeugnissen von Turner und Symes lassen sich aus den entferntesten Gegenden der Erde keine stärkere Contraste von Menschen-Naturen zusammenbringen, als die Bengalesen darbieten, wenn man sie mit ihren nächsten Nachbaren, den Butanern und Birmahnern zusammen hält. Die beyden zuletzt genannten Völker können aus denselbigen Gründen mit den Hindus Ansprüche auf die Ehre machen, daß sie nur sich selbst gleich, und von keinem ihrer Nachbaren entsprungen seyen. Eben dieses darf man zuversichtlich von den Ichthyophagen, den Kameelhirten der Wüste und den großen Kaukasischen Völkern sagen. Die Ichthyophagen stehen nicht weiter von ihren nächsten Nachbaren, den Arabern und Persern, die Kameelhirten nicht weiter von den übrigen Beduinen ab, als die Lesghis, die Georgianer und Tscherkassen von den Armeniern, den Persern, ja von allen Völkern in Asien und Europa abstehen. Die Natur machte, wie es scheint, absichtlich die stärksten Absätze, oder die schärfsten Abschnitte zwischen den nächsten Nachbaren, um den aufmerksamen Beobachter auf die ursprüngliche Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen hinzuführen.

Vielleicht aber sind die unterscheidenden Merkmahle von Völkern aus der Verschiedenheit von physischen und moralischen Ursachen erklärbar, welche auf die Menschen wirkten? — Man kann eben so unwiderſprechlich beweisen, daß die Unterschiede ganzer Völker eben so wenig bloße Wirkungen äußerer Ursachen, als daß die Bewohner von Asien und Australien nicht eines gemeinschaftlichen Ursprungs sind.

II.

Die unterscheidenden Merkmahle von Völkern sind nicht bloß Wirkungen äußerer Ursachen.

Wenn die Eigenthümlichkeiten von Völkern ganz allein aus den Einflüssen äußerer Ursachen, besonders von Klima und Boden entstünden, oder entstanden wären; so könnten unmöglich die verschiedensten Menschenarten in denselbigen Ländern und Inseln zusammenwohnen, und nach Jahrhunderten, selbst nach Jahrtausenden eben so verschieden bleiben, als sie zu der Zeit waren, da sie zuerst beobachtet und beschrieben wurden.

Schon die ersten Entdecker der Südländer und Südseeinseln nahmen in den einen und den anderen dieselbigen Verschiedenheiten von Menschennaturen wahr, welche die neusten Seefahrer vorfanden: nämlich zuerst hellfarbige, große, starke und schöne Menschen: dann eine dunklere, kleinere, weniger gutgebildete und verständige Caste: hin und wieder sogar häßliche Neger oder Schwarze, die bisweilen gar keine, anderswo mehr, oder weniger Merkmahle von Negern an sich hatten. Alle diese verschiedenen Menschenarten standen seit undenklichen Zeiten in den Ländern und Inseln, wo sie zusammenwohnten, unter

dem Einfluſſe desſelbigen Klima's, nährten ſich mit denſelbigen Speiſen, trieben dieſelbigen, oder ähnliche Beſchäfftigungen, und doch waren und blieben Farbe, Bildung, Geiſtes- und Gemüthsart beſtändig verſchieden. De la Peyrouſe vermuthete, daß die ſchönen Inſulaner der Südſee, die ſeiner Meinung nach von den Malayen abſtammten, ſich durch den Aufenthalt auf den milden und fruchtbaren Eylanden des Südmeers veredelt, beſonders ſchönere und größere Körperformen erhalten hätten. Ich habe zu ſeiner Zeit gezeigt, daß dieſe Vermuthung durchaus unſtatthaft ſey. Wenn das Klima und die Producte der Südſeeinſeln ſolche Einflüſſe ausübten, wie de la Peyrouſe ſich einbildete; warum empfanden bloß die herrſchenden Claſſen die Wirkungen derſelben, nicht aber die dienende Caſte, und die häßlichen Neger, oder negerartigen Schwarzen? Die Südſee-Neger ſind ungleich häßlicher, als die Afrikaniſchen, ſo wie die Tautaus häßlicher, als die Oſtindiſchen Malayen ſind. Man ſage nicht, daß die Menſchen der herrſchenden Caſte ſich beſſer nähren, als die der dienenden. Auch jene genießen verhältnißmäßig wenige Fleiſchſpeiſen. Die Weiber der höhern Caſte ſind im Ganzen von Fleiſchſpeiſen eben ſowohl ausgeſchloſſen, als die der dienenden, und ſind dennoch, bleiben auch ungleich ſchöner, als dieſe. Die Arbeiten des Feldbaues und Fiſchfanges, die den Tautaus obliegen, ſind ſo mäßig, daß ſie die Körper derſelben eher entwickeln, als verhindern müßten. Es bleibt alſo zur Erklärung der großen Verſchiedenheit der Farbe, der Körperbildung, der Geiſtes- und Gemüthsart der Bewohner derſelbigen Südländer und Südſeeinſeln nichts übrig, als eine urſprüngliche Verſchiedenheit des Stammes und Blutes, deren Merk-

mahle bey der größten Gleichförmigkeit des Bodens und Klima seit Jahrhunderten fortdauern, und in allen nachfolgenden Zeiten fortdauern werden.

In dem östlichen Asien wohnten gewiß seit zwey Jahrtausenden Tatarische und Mongolische Völker neben und unter einander. Die Tataren und Mongolen waren während dieses Zeitraums den Einflüssen desselbigen Himmels und derselbigen Jahrszeiten ausgesetzt. Sie nährten sich eben so lange mit den Producten desselbigen Bodens, und die Hirtenvölker führten sogar dieselbige Lebensart. Und bey aller dieser Uebereinstimmung von Klima und Boden, von Wohnung, Kleidung, Nahrung und Beschäfftigungen blieben die Tataren von den Mongolen nicht bloß in Ansehung der Farbe, der Körperbildung, der Anlagen des Geistes und Herzens, sondern auch in Ansehung der Sprache gänzlich verschieden. Man kann durchaus kein Beyspiel anführen, daß auch die größte Verschiedenheit von äußeren Ursachen in gleichartigen Völkern so viele äußere und innere Verschiedenheiten hervorbringen könne, als wodurch die Tataren und Mongolen sich von einander auszeichnen. Allein wenn man auch im Allgemeinen die Möglichkeit solcher Verwandlungen zugäbe; so darf man sich wenigstens in dem gegenwärtigen Falle nicht darauf berufen, da bey den Tataren und Mongolen Klima und Boden, und bey den Tatarischen und Mongolischen Hirtenvölkern auch Wohnung, Lebensart und Beschäfftigungen vollkommen dieselbigen waren. Es fiel keinem Beobachter ein, die Tataren und Mongolen von einander entspringen zu lassen, oder für Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes zu halten. Herr Pallas nahmentlich verwarf die Sage von der gemeinschaftlichen Abstammung der Mongolen und Tataren als durchaus

ungereimt. Man muß daher bey den Tataren und Mongolen eben das wiederhohlen, was ich kurz vorher von den Insulanern der Südsee erwähnte, daß es der Natur gefallen habe, in denselbigen, oder benachbarten Gegenden zweyerley Menschenarten nach ganz verschiedenen Formen zu bilden, und dadurch diesen Menschenarten unvertilgbare Merkmahle einzudrücken.

In allen Provinzen von Hindostan sind zweyerley Arten von Menschen vorhanden: die Hindus der höheren und die der untersten Casten, besonders die Parias, aus deren Vermischung mehrere Mittelcasten entstanden sind. Die Brahminen, Rasbaten und Nairen sind im Durchschnitt hell von Farbe, groß, schön, vergleichungsweise kriegerisch, und zu allerley Gewerben, Künsten und nützlichen Kenntnissen aufgelegt: die Parias hingegen sind schwarz, klein und häßlich von Körper, schimpflich feige und knechtisch, stupide, und viehisch in ihren Begierden und Neigungen. Woher diese unsäglichen Unterschiede unter den Bewohnern derselbigen Gegenden? Die Brahminen und Rasbuten athmen keinen anderen Himmel, als die Parias. Die ersteren sind noch genügsamer und mäßiger, als diese, indem sie gar kein, oder fast kein Fleisch essen, was den Parias nicht verboten ist. Auch die Wohnung, Kleidung und Beschäfftigungen der einen und der anderen sind gleich, oder wenig verschieden. Wenn die Hindus der unteren Casten mehr mit der Hand arbeiten, als die der höheren; so mußten diese mäßigen Arbeiten eher zu Gunsten der ersteren, als zu ihrem Nachtheil wirken. Wären die Menschen überhaupt, und also auch die Hindus, wie weicher Thon, der von dem Klima und anderen äußeren Ursachen gebildet worden, und beständig umgebildet würde; so

müßten ſeit Jahrtauſenden entweder die Hindus der höheren Caſten denen der unterſten, oder die letztern den erſteren verähnlicht, oder gleich gemacht worden ſeyn. Auch die ſeit Jahrtauſenden beſtehenden Unterſchiede der Hindus lehren unwiderſprechlich, daß dieſe Unterſchiede keine Wirkungen des Klima und anderer äußeren Urſachen ſeyen.

Die öden Küſten von Perſien und Arabien waren ſeit undenklichen Zeiten mit negerartigen Ichthyophagen beſetzt, deren einzige Nahrung in rohen oder gedörrten Fiſchen und anderen Meerthieren beſtand. An denſelbigen Küſten haben ſich ſeit undenklichen Zeiten Araber und Perſer allenthalben angeſiedelt, wo entweder kleine Bäche oder Flüſſe ſich in's Meer ergoſſen, oder bequeme Häfen und Ankerplätze vorhanden waren. Dieſe Küſtenbewohner von Arabiſcher und Perſiſcher Abkunft nähren ſich gleich den thierartigen Ichthyophagen allein, oder vorzüglich mit friſchen, oder gedörrten und geſalzenen Fiſchen. Die Arabiſchen und Perſiſchen Küſtenbewohner konnten ſich dem fürchterlichen Sonnenbrande an den öden Geſtaden des Meers eben ſo wenig entziehen, als die Ichthyophagen; und dennoch wurden die einen nirgend den andern gleich, oder ähnlich: welches nothwendig hätte geſchehen müſſen, wenn Klima und Boden ſo viel über den Menſchen vermöchten, als manche Schriftſteller ſich einbildeten.

Seit vielen Jahrhunderten hauſen auf dem Libanon zwey Völker, die Druſen und Maroniten. Die Gräten, Abhänge und Thäler des Libanon, welche beyde Völker bewohnen, ſind einander eben ſo ähnlich, als die Producte derſelben, oder als die Beſchäfftigungen und Verfaſſungen dieſer Bergvölker ſelbſt. Und doch unterſcheiden ſich nach Jahrhunder-

ten die Druſen und Maroniten durch manche äußere und innere Merkmahle, von welchen man keinen andern Grund angeben kann, als die Verſchiedenheit der Abſtammung, oder des Bluts, und die daher entſtehende Verſchiedenheit der Organiſation dieſer Völker, welche die Gleichförmigkeit des Klima und Bodens, der Nahrung, Beſchäfftigung u. ſ. w. nicht aufheben konnte.

Das nördliche Armenien und die ſüdlichen Kaukaſiſchen Länder ſind entweder durch gar keine natürlichen Gränzen, oder höchſtens durch kleine Bergwaſſer und enge Bergthäler getrennt. Auf eine ähnliche Art flieſſen die Gränzen der Lesghier, Georgianer, Tataren und Tſcherkaſſen, die der Tſcherkaſſen, Nogaier und Georgianer zuſammen. Die Armeniſchen und Kaukaſiſchen Gebürge, beſonders aber die verſchiedenen Ketten des Kaukaſus ſelbſt ſind in Anſehung des Klima, des Bodens und der Erzeugniſſe des Bodens wenig, oder gar nicht von einander verſchieden. Wie zahlreich und groß hingegen ſind die Unterſchiede der Georgianer und Armenier, der Lesghis und Tataren, der Tſcherkaſſen und Nogaier, ja ſelbſt der drey Kaukaſiſchen Hauptvölker, der Georgianer, Lesghier und Tſcherkaſſen! Auch die gröſte Unwiſſenheit und der blindeſte Hypotheſen-Eifer können es nicht läugnen, daß die Kaukaſiſchen Völker und ihre Sprachen unendlich mehr von einander verſchieden ſind, als das Klima und der Boden, in welchem und auf welchem ſie leben, und daß man alſo auch möglicher Weiſe die Verſchiedenheiten der erſteren nicht aus den Wirkungen der letzteren erklären kann.

Ein anderer unwiderleglicher Beweis des Satzes, daß die Unterſchiede von Völkern nicht ganz allein aus den Einwirkungen äußerer Urſachen entſtanden, oder

noch entstehen, liegt in den Erfahrungen, welche man in allen Jahrhunderten und Erdtheilen, also auch in Asien gemacht hat: daß eingewanderte Colonien nie den Eingeöohrnen gleich wurden, und Ausgewanderte nie die Eigenthümlichkeiten ihres Stammes ganz einbüßten, so lange sie sich von der Vermischung mit fremdem Blute rein erhielten. Unläugbar müßte beydes geschehen seyn, wenn die Formen der menschlichen Natur ganz allein von den Einflüssen äußerer Ursachen abhiengen, oder wenn Klima, Boden, Nahrung, Wohnung u. s. w. vorhandene Formen auslöschen und ganz neue Formen geben könnten.

Von undenklichen Zeiten her wanderten Bucharen in die nördlichen Provinzen von China ein, und Chinesen liessen sich in den Philippinen, auf Java und anderen Ostindischen Inseln nieder. Selbst in einer unbestimmlichen Reihe von Jahrhunderten wurden die Bucharen in China eben so wenig in Chinesen, als die Chinesen auf den Ostindischen Inseln in Malayen, Javaner u. s. w. umgewandelt. Die Hindus besetzten seit wenigstens fünfzehn Jahrhunderten Ceylon, Sumatra, Java und andere Ostindische Eylande mit mehr oder weniger zahlreichen Colonien. Andere Hindus verbreiteten sich in die Afganischen, Persischen und Arabischen Städte, so wie Afganen, Perser und Tataren in zahllosen Haufen nach Hindostan hinzogen. Die Nachkommen der Hindus sind bis auf den heutigen Tag auf Java und anderen Ostindischen Inseln kenntlich. Die Hindus in Afganistan, Persien und Arabien werden eben so wenig Afganen, Perser und Araber, als die aus dem westlichen Asien nach Hindostan übergegangenen Fremdlinge Hindus wurden. Die verschiedenen Provinzen von Hindostan weichen in Rücksicht auf Klima und Producte eben so sehr

von einander ab, als die verſchiedenſten Länder von Aſien. Nichts deſtoweniger ſind die Hindus überhaupt, beſonders die Brahminen einander allenthalben bis zum Verwundern ähnlich. Unter den Völkern des weſtlichen Aſiens wurden zuerſt die Juden, dann die Araber und zuletzt die Armenier über die verſchiedenſten Länder zerſtreut. Ein jedes dieſer verpflanzten Völker behielt allenthalben, wo es ſich nicht mit den Eingebohrnen vermiſchte, ſeine angeſtammte Art unverändert, oder doch nicht merklich verändert bey. Die Juden wurden in keinem Europäiſchen Lande, wo ſie ſeit vielen Jahrhunderten mit den Eingebohrnen Klima, Boden, Nahrung, Wohnung, Kleidung u. ſ. w. gemein hatten, europäiſirt. Die Arabiſchen Hirten in Perſien, ſelbſt in der kleinen Bucharey blieben den Beduinen in Arabien vollkommen ähnlich. Die Armenier, welche nach Georgien, Perſien, Hindoſtan, Decan u. ſ. w. ausgewandert, oder verpflanzt worden ſind, unterſcheiden ſich von ihren Brüdern im Mutterlande wenig, oder gar nicht. In die Kaukaſiſchen Gebirge flüchteten ſich ſeit undenklichen Jahren viele abgeriſſene Völkerhaufen, oder gar Reſte von untergegangenen, jetzt unbekannten Völkern. Keiner dieſer Völkerhaufen oder Völkerreſte ward der Nation, neben welcher, oder unter welcher er ſich niedergelaſſen hatte, ähnlich. Jeder Völkerhaufe oder Völkerreſt unterſcheidet ſich von den übrigen nicht weniger, als von den urſprünglichen Bewohnern des Kaukaſus. Unter Anderen haben zwar die Kubeſchaner die Sprache und Religion der Lesghis angenommen. Allein ihre Art zu wohnen und zu ſpeiſen, ihre Gewerbe, Künſte und Tugenden verrathen bis auf den gegenwärtigen Augenblick ihren Europäiſchen Urſprung. Da nun die gleichförmigſten äußeren Urſa-

chen selbst in dem Laufe von vielen Jahrhunderten, oder von mehreren Jahrtausenden verschiedene Menschen-Naturen nicht gleichmachen, und die verschiedensten, ja selbst entgegengesetzte äußere Ursachen die angestammten Eigenthümlichkeiten von Völkern in einem eben so langen Zeitraum nicht vertilgen können; so folgt aus diesen beyden entscheidenden Erfahrungen unwidersprechlich, daß äußere Ursachen nicht so viel über den Menschen vermögen, als viele Schriftsteller, und unter diesen vormahls auch ich glaubte [1]). Die berühmtesten Naturforscher stimmen darin überein, daß die größte Verschiedenheit, ja selbst ein völliger Gegensatz von Klima und Boden das Wesen keiner einzigen von Menschen cultivirten und verbreiteten Pflanzen-, so wie keiner von Menschen gezähmten und verbreiteten Thierart verändert: daß vielmehr alle diese Pflanzen- und Thierarten in den verschiedensten Klimaten und auf dem verschiedensten Boden ihre ursprüngliche Structur und charakteristischen Merkmahle erhalten haben [2]). Dieselbigen Beobach-

1) Man s. meine Abhandlungen über die Einflüsse des Klima auf die Gesundheit des Menschen im Göttingischen histor. Magazin. IV. 1—3. hes. VIII. 265. 66.

2) Herr von Humboldt bemerkt dieses in seinem Essai p. 27. von den durch die Cultur des Menschen verbreiteten nährenden Pflanzenarten, und früher Pallas nicht bloß von den cultivirten Pflanzen-, sondern auch von den gezähmten ursprünglichen Thierarten. Observ. sur la variation des animaux in den Actis Acad. Scient. Petropolit. vom Jahr 1780. P. II. p. 75. 82—86. Ceux d'entre ces animaux domestiques, dont l'espèce étoit unique dans le climat, ou elle fut subjuguée, et dont la progéniture s'est conservée pure, n'ont presque pas subi la moindre altération de forme dans les climats divers, ou ils ont été successivement obligés de vivre et de multiplier.

ter lehrten, daß die Natur von Pflanzen und Thieren am allermeisten von den zeugenden Kräften oder von den Kräften des Saamens, aus welchem sie entsprossen, abhänge: daß die Kräfte des Saamens von Pflanzen und Thieren alle von außen wirkende Ursachen überwiegen, und daß dieses nicht bloß durch die Erscheinungen aller Zwitterarten, sondern auch selbst durch die Unvertilgbarkeit der eigenthümlichen Gesichts- und Körperbildung ganzer Völker und Geschlechter dargethan werde [1]). Wenn äußere Ursachen nicht einmahl

1). Pallas l. c. p. 96. etc. Et généralement parlant dans toutes les espèces domestiques on voit clairement, tant par les métis, que par l'annoblissement des races, que l'influence des forces génératives surpasse, et balance toutes les autres causes, qui peuvent changer l'extérieur des animaux. C'est ainsi, que l'introductions de Beliers de bonne race corrige de la prémière génération la toison des plus mauvais troupeaux . . . . . Ces mêmes forces génératives, surtout subsistantes dans toute leur pureté . . maintiennent dans les animaux sauvages et dans quelques espèces domestiques les formes primitives, en opposition à toutes les influences de climat et de nourriture . . . . De ces seules forces génératives dépend cet air de famille, qu'on rencontre dans les visages, et dans les contours des têtes des nations entières, qui ne sont pas mesaillées, par le voisinage, les migrations, ou les conquêtes, comme les Calmoucs, et les autres peuplades Mongoles en sont un exemple frappant au milieu du continent de l'Asie, et entourés de nations d'un caractère de physionomie tout différent. Je suis très persuadé, que la couleur et la laine des Nègres tient plus à cette cause qu'au climat: puisque l'on voit des peuples basanés et à chevelure sous le même climat avec les Nègres, et des Nègres dans toute la force du mot habiter des îsles temperées de la mer du sud.

mahl die Natur von Pflanzen und Thieren gänzlich umändern können, so können sie diese Wirkung noch viel weniger im Menschen hervorbringen, indem, wie wir gleich zeigen werden, Klima und Boden über den Menschen viel weniger Gewalt ausüben, als über Pflanzen und Thiere.

Man kann zugeben, was nach den von mir angeführten Thatsachen und Gründen schwerlich Jemand verkennen wird, daß Klima und Boden nicht die ersten und einzigen Ursachen der Eigenthümlichkeiten von Pflanzen und Thieren, geschweige denn von Völkern sey, und doch nicht läugnen, daß Klima und Boden mächtig sowohl auf Menschen, als auf Pflanzen und Thiere wirken; auch zugleich zu wissen wünschen, in welchen Graden beyde auf die einen und die anderen einfließen. Es ist hier nicht der Ort, die Einflüsse der äußeren Ursachen auf Pflanzen, Thiere und Menschen vollständig aus einander zu setzen, indem diese Untersuchung Stoff genug zu einem besondern weitläufigen Werke darbieten würde. Es ist aber meiner Absicht vollkommen angemessen, über die Wirkungen derjenigen äußeren Ursachen, die auf Pflanzen und Thiere nicht weniger, als auf den Menschen wirken, einige leitende Winke zu geben, damit man diesen Ursachen in der Zukunft nicht mehr zuschreibe, als man denselben zuzuschreiben berechtigt ist.

III.

Einige Winke über die Wirkungen von physischen Ursachen, besonders von Klima und Boden auf Pflanzen, Thiere und Menschen.

Auf den Menschen wirken zweyerley Arten von äußeren Ursachen, physische und moralische. Die vor-

nehmsten moralischen Ursachen, durch welche der Mensch gebildet oder verbildet wird, sind Erziehung und Unterricht: Religion, Cultur und Denkart des Zeitalters und Volkes, in welchem und unter welchem man lebt: gute oder böse Sitten, Beyspiele und Gewohnheiten: Verfassung und Verwaltung des Staats: endlich öffentliche und häusliche Glückseligkeit oder Elend. Diese moralischen Ursachen wirken auf die Pflanzen gar nicht, und selbst auf die vollkommensten Thiere ohne Vergleichung weniger, als auf den Menschen. Hierin liegt der Grund, warum ich über die Wirksamkeit der moralischen Ursachen in der gegenwärtigen Untersuchung nichts sage: das einzige ausgenommen, daß ich weit entfernt bin, den Schriftstellern beyzutreten, welche alle Unterschiede einzelner Menschen und ganzer Völker aus bloßen moralischen Ursachen erklären zu können glaubten. Ich gebe zu, daß diese oder jene moralischen Ursachen, besonders Religion und Staatsverfassung nicht selten sowohl bey einzelnen Menschen, als bey ganzen Nationen die Einflüsse der physischen Ursachen vernichten oder überwiegen. Allein diese Ueberspannungen moralischer Kräfte sind nur vorübergehende Phänomene. Auf die Länge weichen die moralischen Ursachen den physischen, wenn sie mit diesen in Gegensatz kommen; und je tiefer man die auf den Menschen wirkende Kräfte erforscht, desto mehr überzeugt man sich, daß die moralischen Ursachen selbst nur Wirkungen theils der physischen Ursachen, theils der angestammten Naturen von einzelnen Menschen und ganzen Völkern sind.

Zu den physischen Ursachen gehören, außer den Einflüssen der himmlischen Körper und allgemeine Naturkräfte, Klima und Boden, Nahrungsmittel

und Getränk, Wohnung, Kleidung und Lebensart oder Beschäfftigungen.

Die verborgensten unter diesen physischen Ursachen sind die Einflüsse der himmlischen Körper und der allgemeinen Naturkräfte. Die magnetische und elektrische Materie, der Licht- und Feuerstoff sind nicht allenthalben in gleichem Maaße vorhanden, und wirken nicht allenthalben gleichförmig auf Pflanzen, Thiere und Menschen. Welcher Naturforscher hat es gewagt, das Maaß und die Wirkungen dieser Naturkräfte in allen Zonen, Erdtheilen und Ländern zu bestimmen. Unter den himmlischen Körpern wirkt die Sonne nicht nur unmittelbar, sondern auch am sichtbarsten auf die organischen Körper der sublunarischen Welt. Es wäre aber unverzeihliche Anmaßung, wenn wir behaupten wollten, daß wir alle mittelbaren und unmittelbarn Einflüsse des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme erforscht hätten. Nach der Sonne bringt der Mond die größten Veränderungen in Pflanzen, Thieren und Menschen, besonders innerhalb der Wendekreise hervor [1]): am meisten, wie es scheint, durch die Art, wie er den unsere Erde umgebenden Dunstkreis modificirt. Allein wer mag entscheiden, ob der Mond nicht auch unmittelbare Einflüsse ausübt? ob, und wie andere himmlische Körper ihre Kräfte über die organischen Wesen unsers Erdballs ausbreiten?

Unter Klima im eigentlichen Sinn versteht man alle Beschaffenheiten und Veränderungen der Atmosphäre, in welcher organische Wesen athmen, aus wel-

1) Ueber die Wirkungen des Mondes s. man Balfour p. 10. 15. 31. Menzel II. 426. Schenk p. 88. 97. Boerhaave de morbis nervorum II. 828. Miscell. Nat. Curios. Dec. II. et 3. p. 241.

cher ſie gewiſſe Theile einſaugen und in welche ſie ſich anderer Theile entladen. Die gebildeten Sprachen enthalten eine große Menge von Beywörtern zur Bezeichnung der verſchiedenen Beſchaffenheiten und Veränderungen der unſere Erde umgebenden Luft. Man nennt ſie bald kalt, oder kühl, bald gemäßigt, warm, oder heiß: bald trocken, dünn und leicht: bald frucht, dick und ſchwer: bald rein und geſund, bald verdorben und ungeſund: bald mehr oder weniger heftig bewegt, bald ſtill, oder ſtilleſtehend. Naturforſcher und Aerzte, Seefahrer und Landleute haben ſeit Jahrtauſenden die Wirkungen der verſchiedenen Beſchaffenheiten und Veränderungen der Luft auf Pflanzen, Menſchen und Thiere beobachtet, und aus dieſen Beobachtungen mancherley Regeln abgezogen. Allein aller dieſer Beobachtungen und Regeln ungeachtet iſt es unläugbar, daß die Luft in vielen Gegenden der Erde entweder verborgene Eigenſchaften beſitzt, oder daß die bekannten Eigenſchaften der Luft, Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, Leichtigkeit und Schwere, Reinheit und Verdorbenheit, ſehr oft ganz andere Wirkungen hervorbringen, als anderswo damit verbunden ſind. Alle Erdtheile und Länder bieten Beyſpiele genug von dieſen räthſelhaften Beſchaffenheiten oder Wirkungen der Luft dar: vorzüglich die hohen Gebirggegenden im ſüdlichen America [1]). Es iſt gut, ſich die verborgenen Einflüſſe phyſiſcher Kräfte gegenwärtig zu erhalten, um deſto weniger in den Fehler der Uebereilung zu fallen, vermöge deren man einzelnen bekannten Urſachen etwas zuſchreibt, was vielleicht eine Wirkung verborgener oder noch nicht genug erforſchter Kräfte iſt.

1) Man ſ. Gött. hiſt. Mag. IV. 34—45 S.

Wenn es auch gar keine verborgenen Kräfte gäbe, so müßte man schon allein deßwegen in seinen Urtheilen über die Wirkungen physischer Ursachen sehr vorsichtig seyn, weil auf die Menschen unaufhörlich so viele nicht bloß physische, sondern auch moralische Ursachen zusammenwirken. In manchen Fällen ist es unmöglich, in mehreren außerordentlich schwer, mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, welchen Antheil die physischen oder die moralischen Ursachen überhaupt, und noch mehr, welchen Antheil diese oder jene einzelne physische oder moralische Ursache in einer gewissen Erscheinung habe. Vor allen Dingen muß man sich hüten, alles aus physischen oder aus moralischen Ursachen allein ableiten zu wollen, der einen oder der andern Ursache zu viel zuzuschreiben, und endlich sich auf Eine Ursache allein zu beschränken, wo aller Wahrscheinlichkeit nach mehrere Ursachen im Spiele sind. Viele berühmte Naturforscher leiteten die Verschiedenheit der Farben von Völkern einzig und allein aus den abweichenden Graden der Kälte und Wärme des Klima ab. Genauere Untersuchungen haben gezeigt, daß die Kälte und Wärme des Klima nur einen sehr geringen Antheil an der Farbe von Völkern haben. Die Nachkommen der Europäer oder die sogenannten Creolen arten sowohl in Westindien, als in Ostindien aus. Nichts schien natürlicher, als die Ursachen dieser Ausartung in dem Klima und Boden, den Nahrungsmitteln und Getränken derjenigen Gegenden zu suchen, in welche Europäer verpflanzt worden. Und doch übersahen die Schriftsteller, die dieses thaten, eine sehr wichtige Ursache, die allem Ansehen nach bey der Ausartung der Creolen mitwirkt: nämlich die unglückliche Gewohnheit der Pflanzer in allen fremden Erd-

theilen, ihre Kinder entweder von Negerinnen oder den Weibern der Eingebohrnen säugen zu lassen [1]). Genaue Beobachter nämlich vermutheten, daß die jungen Creolen und Creolinnen mit der Milch der Negerinnen die Anlagen zu vielen Unarten und Lastern einsaugen.

Klima und Boden wirken auf Pflanzen viel stärker, als auf Thiere; auf Thiere stärker, als auf Menschen: unter den Menschen stärker auf die weniger edlen, als auf die edleren Völker.

Ich führe nicht einmahl an, daß Bergpflanzen selten in den nächsten Thälern, Wasserpflanzen nicht auf dem angrenzenden trockenen Boden gedeihen, oder wenn sie auch nicht untergehen, daß sie durch eine solche Versetzung sich selbst sehr unähnlich werden [2]). Eben so bekannt ist es, daß Pflanzen, deren Heimath oder Element man nicht verändert, und welche man ohne Veränderung ihrer Heimath, bloß aus dem ihnen am meisten angemessenen Erdreich in ein anderes, aus einem fruchtbaren in ein mageres, aus einem mageren in ein fruchtbares, aus Wiesen und Feldern in Gärten überträgt, durch diese geringe Versetzung die größten Veränderungen leiden, indem im letztern Falle rauhe Pflanzen glatt, geruchlose wohlriechend werden, kriechende sich aufrichten, dornige ihre Stacheln ver-

1) Labat Voyage en Espagne I. 31. Robin. III. 296. Hacquet fragte voll Verwunderung, woher es komme, daß sechs Bojarenkinder, deren Eltern schön gebildet, auch weiß und blühend von Farbe waren, dunkelgelb seyen? Die Mutter antwortete: von der Milch der Säugamme, die eine Zigeunerinn sey; die dunkle Farbe verliere sich zwar etwas gegen das zwanzigste Jahr der Kinder, aber doch nie ganz. I. 124.

2) Lamarck Recherch. sur les corps vivans. p. 145.

lieren, und alle, oder doch mehrere Theile ſolcher Pflanzen ſich mächtig ausdehnen. Da Pflanzen in demſelbigen Klima durch die bloße Veränderung des Bodens ſo merkwürdige Verwandlungen erfahren; ſo kann man leicht denken, daß durch die Veränderung ſowohl des Klima, als des Bodens noch größere Verwandlungen erfolgen müſſen, wenn gleich das eine und der andere von dem urſprünglichen Klima und Boden von Pflanzen nicht ſehr verſchieden ſind. Verſetzungen von Pflanzen in andere, ſelbſt ähnliche Klimate und Erdreiche haben meiſtens die Folge, daß die verpflänzten Gewächſe entweder gar keine Früchte, oder wenn auch Früchte, doch keinen fruchtbaren Saamen hervorbringen. Salat und Kohl ſetzen in Kamtſchatka, wie um Archangel und Irkutzk niemahls Köpfe an, ſondern ſchießen in große Stengel und Blätter aus, und Erbſen wachſen bis in den ſpäteſten Herbſt viele Faden hoch, grünen und blühen beſtändig, tragen aber gar keine, oder ſehr kleine Schoten [1]). Die Gartengewächſe, welche man aus Europa in das Vorgebirge der guten Hoffnung bringt, kommen zwar in dem neuen Klima und Boden fort, allein ſie werden entweder, wie die meiſten Obſtſorten, nicht ſo zart und ſchmackhaft, als in unſerm Erdtheile, oder geben, den Blumenkohl ausgenommen, keinen fruchtbaren Saamen: weßwegen der Saame von Gartengewächſen jährlich erneuert werden muß [2]). Da die meiſten Europäiſchen Gewächſe ſchon am Cap das Vermögen verlieren, ſich fortzupflanzen, ſo iſt es gar nicht zu verwundern, daß dieſelbigen Gewächſe an der Küſte von Angola

1) Des ältern Gmelins Reiſ. III. 64. Steller 51—54 S.
2) Thunberg I. 99.

zwar ungleich gröſſer und üppiger, als in ihrer Heimath, aber zugleich gänzlich unfruchtbar werden [1]).

Die von den Menſchen gezähmten Thierarten haben allerdings durch den Zuſtand der Knechtſchaft einige Veränderungen gelitten; allein dieſe Veränderungen ſind durchaus unbedeutend in Vergleichung mit den Verwandlungen, welche die Cultur in den Pflanzen hervorgebracht hat, und noch immer hervorbringt [2]). Auch lehrt die Erfahrung, daß die Verſetzung von häuslichen Thieren nach Kamtſchatka, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der Küſte von Angola die verſetzten Thiere bey weitem nicht ſo verwandelt und entkräftet, als die Pflanzen verwandelt und entkräftet werden. Pferde und Rindvieh, welche aus Irkutzk nach Kamtſchatka kommen, veredeln ſich ſo ſichtbar, daß man glauben ſollte, ſie ſeyen von einer viel beſſern Art, als von welcher ſie wirklich abſtammen [3]). Holländiſche Kühe, welche man nach dem Cap verpflanzte, verlieren wenig oder nichts von ihren angeſtammten Vorzügen, beſonders von ihrer Ergiebigkeit; allein ſchon ihre erſten Abkömmlinge arten aus, und werden den einheimiſchen Kühen ähnlich [4]). Wenn endlich auch Pferde, Rindvieh und andere Hausthiere bald nach ihrer Ankunft in Angola und anderen Gegenden der Afrikaniſchen Küſte viele von ihren Vorzügen einbüßen; ſo werden ſie

1) Degrandpré I. 14. . . étrangers à ce sol, ils ne peuvent s'y perpetuer. La richesse du terrein, jointe à la grande chaleur, les développe avec une telle force, qu'ils excédent de beaucoup en grosseur ceux, qui croissent en Europe.

2) Pallas sur la variation des animaux. p. 82.

3) Steller l. c.

4) Thunberg I. 242.

wenigſtens nicht unfruchtbar, wie die Pflanzen, ſondern zeugen, empfangen und gebähren, wie in ihrem urſprünglichen Vaterlande.

Ohngefähr in eben dem Verhältniß, in welchem die Gewächſe der Erde von den Einflüſſen des Klima und Bodens mehr leiden, als die Thiere, in eben dem Verhältniß leiden von denſelbigen Urſachen die Thiere, mehr als der Menſch, beſonders als der Europäer. Europäiſche Hunde, die nach Afrika [1]), America [2]), und in die Indiſche Halbinſel gebracht werden [3]), verlieren nicht bloß die Stimme, oder die Fähigkeit zu bellen, ſondern auch den Geruch, und werden deßwegen zur Jagd untauglich [4]). Das ſeidenartige Vließ der edelſten Spaniſchen oder Engliſchen Schaafe erfährt in allen Gegenden des heiſſen Erdgürtels, ſelbſt am Vorgebirge der guten Hoffnung, ſehr bald die nachtheiligſten Veränderungen. Die feine und dichte Wolle nämlich wird allmählig dünner und gröber, bis ſie zuletzt in wirkliches Haar ausartet. Wenn dieſe Verwandlung auch nicht in den verpflanzten Thieren ſelbſt vollendet wird; ſo geht ſie unfehlbar in den Jungen vor, welche ſie in der neuen Heimath zur Welt bringen [5]).

1) Bosmann S. 282. Degrandpré Afrique I. 134.

2) Dobrizhofer II. 123. Anderswo Herr von Humboldt in ſeinen Anſichten. I. 87 S.

3) Briefe S. 67. Makentosh II. 67.

4) Man behauptet, daß ſelbſt die Engliſchen Jagdhunde einen Theil ihrer Vorzüge verlieren, wenn ſie anderswohin gebracht werden. Nemnich S. 14. ꝛc. Die Hunde erhalten den Geruch und die Stimme wieder, ſobald ſie nach Europa zurückkommen. Degrandpré l. c.

5) Hunter's Account of Pegu p. 66. Scheep car-

Das Klima und der Boden der meiſten Länder des heiſſen Erdgürtels ſind dem Rindvieh und den Pferden nicht weniger feind, als den Hunden und Schaafen. Da ſogar am Cap die einheimiſchen Kühe nur ein Drittel ſo viel Milch geben, als holländiſche [1]); ſo iſt es nicht befremdend, daß man auf Java von dreyßig bis vierzig Kühen kaum ſo viel Milch erhält, als Eine deutſche Küh liefert [2]). Auf eine ähnliche Art verhält es ſich in der Gegend von Elmina an der Küſte von Guinea [3]). Auch hier gewinnt man von zwanzig bis dreyßig Kühen kaum ſo viel Milch, als die Tafel des erſten Befehlshabers erfordert. Die größte und ſchwerſte Kuh in der Nachbarſchaft von Elmina hält nie mehr, als höchſtens 250 Pfund. Das Fleiſch dieſer Kühe iſt nicht bloß zähe und dürr, ſondern hat auch einen widerlichen Ge-

ried from a cold te a warmer climate, soon undergo a remarkable change in the appearance of their fluce; from being very fine, and thick id gradually becomes thin and coarse, till at length it degenerates into hair. Das Klima und der Boden von Neu-Süd-Wales ſind den Schaafen nicht bloß günſtiger, als das Klima und der Boden des Vorgebirges der guten Hoffnung, ſondern, wie es ſcheint, als ſelbſt das Klima und der Boden von Spanien und England. Die Wolle der Schaafe von Spaniſcher Art, welche man aus Neu-Süd-Wales nach England ſchickte, ward hier theurer, als die beſte Spaniſche Wolle bezahlt. Man hat ſogar die haarigen Schaafe vom Cap und aus Bengalen durch Vermiſchung mit Spaniſchen und Engliſchen Widdern ſo veredelt, daß ſie treffliche Wolle liefern. Péron I. 402. 403.

1) Thunberg I. 242.

2) Wurmb und Wollzogen S. 124. 181. 420.

3) Bosmann S. 278.

ſchmack. Ein trauriger Beweis der Geringhaltigkeit oder der nicht-kernhaften Natur der Kühe um Elmina iſt dieſer, daß ſie gleich allen übrigen Thierarten, und ſelbſt den Negern, im Verhältniß ihrer Größe außerordentlich leicht ſind, und immer um die Hälfte leichter befunden werden, als man ſie nach ihrer Größe geſchätzt hat [1]).

Pferde arten im heiſſen Erdgürtel viel mehr und viel allgemeiner, als Rindvieh aus. Es iſt bekannt, daß das Rindvieh in den großen Antillen [2]), und in manchen Gegenden des Spaniſchen America [3]) zu einer ſolchen Größe, Schönheit und Fettheit gelangt iſt, daß die größten, ſchönſten und fetteſten Ochſen unſers Erdtheils nicht damit wetteifern können. Das Pferd hingegen iſt in ganz America um vieles kleiner und häßlicher, und wenn auch nicht merklich kleiner und häßlicher, dennoch ungleich kraftloſer geworden, als die Spaniſchen und Engliſchen Pferde, von welchen die in America abſtammen [4]). Die Abkömmlinge der edelſten Pferde aus der Barbarey und aus Perſien verlieren an der Küſte von Guinea und in Siam gleich in der erſten Generation die Schönheit,

1) Bosmann l. c.

2) Dorvo-Soulastre ſagt z. B. von St. Domingo p. 8. L'espèce des bêtes à cornes s'y est élevée à un degré de force et de perfection, qu'on a peine à se figurer. Les gras pâturages de la Suisse et de la Normandie ne fournissent point d'aussi belles bêtes rouges. Les vaches surtout sont d'une hauteur, et d'une ampleur énormes, et rendent un lait aussi abondant, que savoureux et agréable au goût. Ueber Jamaica, Long I. 418.

3) Gily IV. 119.

4) Burtram p. 215. Dobrizhofer I. 253. 257.

Größe, Stärke und Gutartigkeit ihrer Väter, und ſehen Eſeln oder Mauleſeln ähnlicher, als Pferden [1]) In der Gegend von Elmina ſinken ſie nicht bloß unter die gewöhnliche Höhe von Eſeln hinab, ſondern werden auch ſo ſtörrig, daß man ſie den größeren und lenkbareren Eſeln ſehr weit nachſetzt [2]). Das Klima und der Boden der Länder des heiſſen Erdgürtels berauben allerdings auch die dahin verpflanzten Europäer vieler ihrer angebohrnen Vorzüge; allein die Wirkungen dieſer phyſiſchen Urſachen auf den Menſchen ſind doch bey weitem nicht ſo ſchnell und auffallend, als diejenigen, welche ſie in Hunden und Schaafen, im Hornvieh und in Pferden hervorbringen.

Daß die Menſchen von äußeren phyſiſchen Urſachen weniger leiden, als die größeren Thiere, erhellt auch aus den Erſcheinungen, welche man in den, der thieriſchen Schöpfung überhaupt am meiſten feindſeligen Gegenden wahrgenommen hat. Eine dieſer, gleichſam von der Natur ſelbſt verfluchten Gegenden [3]) iſt das Königreich Sennaar, ſo weit es vom Nil überfloſſen wird, und mit dem vom Nil niedergeſetzten fetten Schlamm bedeckt iſt. In dieſem Lande wüthet unaufhörlich ein ganzes Heer der ſchrecklichſten Krankheiten, und beſonders werden Kinder haufenweiſe weggerafft [4]). Ungeachtet die Uebrig-

1) Projart S. 35. Snellgrave p. 31. Bosmann S. 280. Loubere I. 118.

2) Bosmann l. c.

3) Bruce VI. 387. Was and treason reem to be the only employement of this horrid people, whom Heaven has separeched .. from the rest of mankind: confining them to a accoursed spot . . .

4) l. c. p. 380. 387.

bleibenden nie ein hohes Alter erreichen; so sind doch die Sennaar-Neger groß und stark, so stark, daß sie sich allen Ausbrüchen der gröbsten Sinnlichkeit überlassen können [1]). Hingegen kann in den Strecken, wo die Neger eben so üppig und schwelgerisch, als der Boden sind, kein Thier, weder zahmes, noch wildes nur Ein Jahr durch bestehen. Büffel, Kühe und Schaafe, Pferde, Esel und Mauleſel, Hunde und Katzen, Hühner und anderes zahmes Geflügel, selbst Löwen sterben unfehlbar gleich in dem ersten Abschnitt der Regenzeit, wenn man sie nicht in die benachbarten Wüsten rettet [2]). Mehrere Hunde und Mauleſel, welche Bruce aus Atbara mitgebracht hatte, kamen in den ersten vierzehn Tagen nach seiner Ankunft in Sennaar um. Weder zahme, noch wilde Thiere pflanzen ihr Geschlecht in Sennaar fort [3]). Bruce vermuthete mit Recht, daß die schrecklichen Wirkungen, denen die Thiere noch mehr, als die Menschen in Sennaar und den umliegenden Gegenden ausgesetzt sind, von irgend einer verborgenen giftigen Eigenschaft des fetten Bodens herrühren, weil alle diese Wirkungen aufhören, so bald die Thiere den Streifen des fetten Erdreichs verlassen, und den Sandboden der Wüste erreicht haben. Brucens Vermuthung

1) p. 380.

2) l. c. p. 381. No horse, mule, ass, or any beast of border, will bred, or even live at Sennaar, or many miles around it. Paultry does not live there. Neither dog, nor cat, sheep, nor bullock, can be preserved a season there. They must go all, every halfyear, to the sands. Though all possible care he taken of them, they sie in every place, where the fat earth is about the down during the first season of the rains.

3) beſ. 383. p.

erhält dadurch ein neues Gewicht, daß Menschen und Thiere ähnliche Veränderungen in Egypten finden: einem Lande, das von ältern und neueren Reisenden wegen der Trockenheit und Gesundheit seiner Luft gepriesen wird [1]). Alle Völker, welche Aegypten eroberten, arteten in wenigen Zeugungen aus, und unter den sogenannten Mammelucken, welche Aegypten beherrschen, war in mehreren Jahrhunderten auch nicht Einer, der eine dauernde Nachkommenschaft hinterlassen hätte [2]). Der Aegyptische Boden richtet die darauf versetzten Thiere noch mehr, als die eingewanderten Fremdlinge zu Grunde. Arabische Pferde werden runder und fleischiger, verlieren aber zugleich die ihnen eigenthümliche Kraft und Lebhaftigkeit [3]).

1) Man s. die von mir angeführten Schriftsteller im Götting. histor. Magaz. V. 730—33. VIII. 255. 256. und dann Browne p. 51. Olivier II. 141—145.

2) Die Mammelucken haben selten Kinder, und zu Brownens Zeiten fanden sich unter achtzehn Beys nur zwey, welche Väter von lebenden Kindern waren.

3) Nach Brucens Urtheile erreicht das Pferd seine höchste Vollkommenheit in Dongala und Nubien. VI. 429—32. Man behauptet, daß die Pferde in beyden Ländern von edlen Arabischen Pferden abstammen. Mir ist es wahrscheinlicher, daß die Dongalischen und Nubischen Pferde eine besondere Art ausmachen, wenn sie anders, etwa die Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen ausgenommen, alle Vorzüge der Arabischen Pferde besitzen, und überdem noch viele Vorzüge vor diesen voraushaben. What figure the Nubian breed of horses would make in point of fleetness is very doubtful, their make being so entirely different from that of the Arabian; but it beautiful and symmetrical parts, great size and strength, the most agile, nervous, and elastic movements, great endurance of fatigue, docility of temper, and seeming attachment to man bey ond

Löwen büſſen ihren Muth, Hunde ihre Geſchwindigkeit ein, und ſelbſt Adler und andere Raubvögel behalten in Aegypten nicht die Stärke und Kühnheit, welche ſie in anderen heiſſen Ländern beſitzen. Wenn es auf der ganzen Erde noch einzelne Flecken gibt, die dem Lande Sennaar in Rückſicht der ſchrecklichen Wirkungen auf die thieriſche Natur gleich oder nahe kommen, ſo ſind es die Städte und Gegenden von Carthagena, beſonders von Portobello im Spaniſchen America [1]). Vor dem J. 1740 wagte es keine ſchwangere Frau, in der Stadt Portobello niederzukommen; und wenn daher ſchwangere Weiber ſich ihrer Entbindung näherten, ſo gingen ſie nach Panama an der Südſee. Nach dem einſtimmigen Urtheile der Einwohner von Portobello ſelbſt verlieren Hausthiere, die dahin gebracht werden, ihre Fruchtbarkeit oder Zeugungskraft gänzlich. Die Ebenen und Berge um Portobello tragen dem Anſchein nach ein reiches Futter; und doch bleiben die Ochſen ſo mager, daß man ihr Fleiſch faſt nicht genießen kann.

any other domestic animal, can promise any thing for a stallion, the Nubian is, above all comparison, the most eligible of the world. Weder der Boden und das Klima in Nubien ſind von dem Boden und Klima in Arabien, noch die Nahrung der Pferde in den erſtern Ländern von dem Futter der Arabiſchen Pferde ſo ſehr verſchieden, daß man daraus allein den Abſtand der Arabiſchen und Nubiſchen Pferde begreifen könnte. Anſtatt daß man die Arabiſchen Pferde mit Gerſte futtert, giebt man den Nubiſchen Durra. Die Arabiſchen Pferde erhalten bisweilen Stroh, und gehen im Frühling eine Zeitlang auf der Weide. Statt des friſchen Graſes wirft man den Nubiſchen Pferden gelbliche Graswürzeln vor. Bruce l. c.

1) Ulloa Voyag. I, 38 et sq. p. 82 et sq. p.

So wie nicht alle Hausthiere die Versetzung in ein anderes Klima und einen andern Boden gleich gut ertragen; so auch nicht alle Völker. Die ursprünglichen Bewohner Europens unterscheiden sich auch dadurch von den übrigen Nationen der Erde, daß sie durch moralische Ursachen viel stärker, durch physische hingegen weniger stark modificirt werden, als andere Menschenkinder: daß sie sich daher auch in alle Erdtheile und Zonen mit geringeren Gefahren verpflanzen lassen, und sich an das verschiedenste Klima und Boden eher gewöhnen, als andere Völker. Je beschränkter oder thierartiger Wilde sind, desto weniger konnten und können sie außer ihrer Heimath fortleben. Die Grönländer und andere ihnen ähnliche Wilde, welche man aus ihrem Vaterlande wegführte, starben in den ersten Wochen, oder Monathen, oder Jahren, wenn man sie auch auf das gütigste behandelte, und ihnen dieselbige Nahrung reichte, an welche sie von Kindheit an gewöhnt waren [1]). In allen Missionen des südlichen America entstand eine schreckliche Sterblichkeit unter den Wilden, welche man aus den Wäldern an die Ufer der nächsten Ströme versetzte [2]). Europäer, welche nach Westindien kommen, sind allerdings auch manchen Gefahren unterworfen, und leiden durch die Verpflanzung in ein anderes Klima und auf einen andern Boden viele und nachtheilige Veränderungen [3]). Allein sie gewöhnen sich doch viel leichter an das neue Klima und den neuen Boden, als die Neger, welche man aus Afrika nach Westindien bringt. Man läßt die

1) Cranz S. 355.
2) Piso p. 5. 12.
3) Historisches Magaz. VIII. 221. u. f. S.

neuangekommenen Neger meistens zwey bis drey Jahre nach ihrem Willen leben, oder braucht sie zu den leichtesten Arbeiten, um sie allmählich an die neue Heimath und ihre künftige Lebensart zu gewöhnen. Man pflegt der Neulinge während des Zeitraums des sogenannten Segsoning mit der größten Sorgfalt, und doch stirbt gewöhnlich ein nicht geringer Theil derselben entweder am Kinnbackenzwange, oder an anderen Krankheiten, deren Keim sie aus Afrika mitgebracht haben [1]). Man hat in allen Zuckerinseln wahrgenommen, daß Neger, die einmahl an die Luft und den Boden gewisser Pflanzungen gewöhnt waren, plötzlich erkrankten und häufig starben, wenn sie auf andere, nicht sehr entfernte Pflanzungen versetzt, und zu anderen, als den gewöhnten Arbeiten angehalten wurden.

Klima und Boden wirken nicht bloß auf Pflanzen stärker, als auf Thiere: auf Thiere stärker, als auf den Menschen: auf unedlere Völker stärker, als auf edlere: sondern sie wirken auch auf die einen ganz anders, als auf die übrigen: ja sie üben nicht einmahl auf alle Pflanzen oder alle Thiere gleichförmige Einflüsse aus: man kann sogar hinzusetzen, daß Klima und Boden dieselbigen Menschen und Völker auf eine widersprechende Art modificiren, indem sie einzelne Theile ihrer Natur verbessern, und andere hingegen verschlechtern. Alle diese Erscheinungen lehren, daß man von den Wirkungen physischer Ursachen auf Pflanzen nicht auf ähnliche Wirkungen in den Thieren, von den Wirkungen auf Thiere nicht auf ähnliche Wirkungen im Menschen, von den Wirkungen auf gewisse Pflanzen, Thiere und Völker nicht auf alle

1) Long VI. 432—437.

übrige Pflanzen, Thiere und Völker, endlich von einzelnen Wirkungen in denſelbigen Menſchen und Thieren nicht auf allgemeine gleichförmige Wirkungen zurückſchließen dürfe.

Unter allen Gegenden der Erde ſind anerkannter Maaßen die Länder des heiſſen Erdgürtels diejenigen, welche den fruchtbarſten Boden haben, und die größte Menge ſowohl, als Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln, Früchten, Gewürzen und Heilmitteln hervorbringen. Dieſelbigen Länder enthalten auch eine viel größere Menge und Mannigfaltigkeit von Thiergattungen, als die Gegenden der gemäßigten und kalten Zone. Die Kräfte der belebenden und animaliſirenden Natur ſind in den Ländern des heiſſen Erdgürtels ſo mächtig und unaufhörlich wirkſam, daß faſt alle Reiſende einſtimmig bezeugen: es ſcheine, als wenn zwiſchen den Wendekreiſen alles, ſelbſt die Erde und die Luft lebten, oder ſich regten. Wenn man aber Acht gibt, von welcher Beſchaffenheit der außerordentliche Reichthum der thieriſchen Schöpfung in der heiſſen Zone iſt; ſo findet man, daß er dem bey weitem größten Theile nach in reiſſenden, oder verheerenden, oder giftigen und menſchenplagenden Geſchöpfen beſteht: daß die ſchädlichen Thiere, welche die heiſſe Zone mit den übrigen Erdgürteln gemein hat, ohne Vergleichung größer und ſcheußlicher in der erſtern, als in den letzteren ſind: daß endlich die Gattungen der nützlichen Thiere in der heiſſen Zone nicht bloß ſeltener ſind, ſondern auch einen viel geringern Werth haben, als anderswo [1]). Die Wälder der heiſſen Zone wimmeln von Löwen, Tiegern, Leoparden, Elephanten, Rhinoceroſſen, Büffeln und Hyänen: die Flüſſe und

1) Proyart 35. u. f. S. Pitou I. 264. 65. 311. 12. II. 51. Stedman II. 94. 95.

Sümpfe von ungeheuren Kaimans, Krokodillen, Kröten und Fröschen: die Felder, Gärten und menschlichen Wohnungen von monströsen Schlangen, Fledermäusen, Ratten, Spinnen, Bremsen und Ameisen, oder von giftigen Mücken, Fliegen und Würmern, welche letztere selbst in lebende Körper eindringen, oder in kurzer Zeit sich in jeder auch noch so kleinen äußern Wunde erzeugen [1]). Der Mensch hingegen und die zahmen Thiere sind nicht bloß dem pestilenzialischen Hauche des Klima und Bodens, sondern auch den beständigen Angriffen zahlloser Feinde ausgesetzt, womit die Natur den Himmel, die Erde und die Gewässer bevölkert hat.

Dasselbige Klima und derselbige Boden wirken nicht bloß auf Gewächse anders, als auf Thiere, auf wilde Thiere und schädliche Thiere anders, als auf zahme und nützliche, sondern auch auf verschiedene Gewächse, verschiedene zahme Thiere und verschiedene Völker auf eine ganz verschiedene Art. Anstatt daß alle übrige Europäische Pflanzen am Cap ausarten, veredeln sich der Weinstock, der Weizen, und besonders der Blumenkohl so sehr, daß man den Saamen des letztern nach Holland schickt, wo er aber bald eben so sehr verliert, als die Saamen aller übrigen Gewächse, welche man aus Holland nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung bringt [2]). Esel ertragen das

1) So sagt Pitou von den ungeheuren Fledermäusen, deren sich das Rindvieh nicht erwehren kann: Elles s'acharnent à son dos, l'ulcèrent; les monches sucent les plaies, y deposent les oeufs; des vers surviennent; car ici toutes les plaies, qui restent à l'air, sont pleines de vers dans les vingt-quatre heures.

2) I. 99. 244. Thunberg.

heisse Klima besser, als Rindvieh und Pferde; und Ziegen besser, als Schaafe [1]). Unter allen Hausthieren gedeiht keins in den Ländern des heissen Erdgürtels besser, als das Schwein. Wenn die Schweine der heissen Zone auch nicht größer, oder nicht einmahl so groß sind, als in Europa; so ist ihr Fleisch ohne Vergleichung kernhafter, wohlschmeckender und gesunder, so gesund, daß man es selbst Kranken und Genesenden reicht [2]). Auch das zahme Geflügel, Tauben, Hühner und welsche Hahnen, Enten und Gänse sind in den meisten Gegenden des heissen Erdgürtels größer, fetter und schmackhafter, als in der gemäßigten Zone [3]).

Dasselbige Klima und derselbige Boden machen auf verschiedene Völker eben so entgegengesetzte Eindrücke, als auf verschiedene Pflanzen und Thiere. Die Neger klagen über Kälte, wann die Europäer vor Hitze verschmachten wollen [4]). Bruce sah die Neger bey einer Hitze von 116°, ja sogar 150° Fahrenheit schwere Arbeiten verrichten, während er selbst in einem durch reichliche Wassergüsse abgekühlten Zimmer ganz entkräftet und zu den geringsten Bewegungen unfähig auf einem Teppich ausgestreckt lag [5]). Die Neger befinden sich am besten in der nassen, die Europäer in der trockenen Jahrszeit [6]) Die eigenthüm-

1) Bosmann S. 279. 280.
2) Stedmann I. 122. Bosmann S. 281.
3) Bosmann und Stedmann ll. cc. Ausnahme sind bloß einige Strecken von der Westküste von Afrika. Bosmann l. c. und Degrandpré I. 15. und dann die Halbinsel Decan, wo besonders die welschen Hahnen schwer aufzuziehen sind.
4) Mungo Park p. 37.
5) VI. 394. VII. 99.
6) Des Marchais IV. 9.

liche Organiſation der Neger, welche ihnen die naſſe Jahrszeit am zuträglichſten macht, iſt wahrſcheinlich auch die Urſache, daß ſie auf der Inſel St. Thomas, einem für die Europäer höchſt gefährlichen Aufenthalt, ein Alter von hundert, bis hundert und zwanzig Jahren erreichen [1]), und daß ihre Geſundheit auf den peſtilenzialiſchen Reispflanzungen in den ſüdlichen Provinzen des freyen Amerika nichts leidet, wo Europäer entweder aufgerieben, oder bis auf den Tod entkräftet werden [2]). Das niedere Mingrelien hat ſehr viele Aehnlichkeit mit den Gegenden des freyen Amerika, wo Reis gebaut wird, und bringt daher auch in Fremdlingen faſt dieſelbigen Wirkungen hervor. Europäer werden in dem niederen Mingrelien innerhalb eines einzigen Jahrs bis zur Scheußlichkeit entfleiſcht und verhäßlicht. Die Eingebohrnen hingegen behaupten dem ungeſunden Boden und Klima zum Troß ihre angeſtammte Schönheit unverändert; nur erreichen ſie ſelten ein Alter von ſechszig Jahren, leben wenigſtens nie über das ſechszigſte Jahr hinaus [3]). Faſt noch merkwürdiger als die verſchiedenen Wirkungen deſſelbigen Klima und Bodens auf Mingrelier und Europäer, ſind die Wirkungen deſſelbigen Grades von hoher Hitze auf dieſelbigen Europäer in verſchiedenen Gegenden und Zonen. Auf der Inſel Sumatra ſteigt das Thermometer im Schatten nie über 86°. Wenn es aber bey Sonnen-Aufgang auf 70° herabfällt, ſo empfinden die Europäer einen peinlichen Froſt, der bis zum Zähnklappern geht [4]).

1) l. c. p. 5.
2) Ruchef. IV. 104.
3) Chardin I. 56. Voyag. au Nord VII. 109. 176.
4) Marsden p. 12.

Schon ältere Reisende bemerkten, daß man die äusserste Hitze nicht in den Gegenden unter der Aequinoctial-Linie, oder innerhalb der Wendekreise, sondern vielmehr in den Ländern empfinde, die zwischen dem 23—30—35° der Breite liegen: also im nördlichen Hindostan [1]), in Karamanien [2]), an den nackten Küsten von Arabien [3]), endlich in den Ebenen von Mesopotanien und der Arabischen Wüste [4]). Man suchte den Grund davon theils in der größeren Länge des Tages, theils in der größeren Trockenheit der Luft, wodurch die zuletzt genannten Länder sich von den tropischen Gegenden unterscheiden [5]). Allein keiner setzte es so genau auseinander, als Bruce, daß man die Wirkung der Hitze auf den menschlichen Körper gar nicht nach den Graden des Thermometers bestimmen könne, und daß derselbige Grad der Hitze, welchen das Thermometer anzeige, in feuchten und trockenen Gegenden die verschiedensten, ja fast entgegengesetzte Wirkungen hervorbringe [6]). Wenn das Thermometer zu Loheia an der Arabischen Küste auf 90° steht, so empfindet man eine außerordentliche Hitze, das heißt, eine solche Hitze, wo ein gesunder Mann, der bloß mit einem Hemde bekleidet, und in vollkommener Ruhe ist, unmäßig schwitzt, wo jede Bewegung peinlich, und die Kniee so schwach sind, wie nach einem heftigen Fieber. In dem schwülen und feuchten Sommer hingegen fand Bruce die Luft,

1) Bernier II. 257—262.
2) Chardin II. 219.
3) Niebuhrs Beschr. S. 7. Bruce VI. 392.
4) Hevenot II. 99. de Pages I. 303.
5) Purry p. 24. 25.
6) VI. 285. 392—344.

wenn Fahrenheits Thermometer zwiſchen 70—78° ſchwebte, kühl; wenn zwiſchen 79—92° gemäßigt, und erſt wenn es über 92° ſtieg, warm [1]). Die Wirkungen der äußerſten Hitze fühlt man bloß in Karamanien, in der Arabiſchen und den großen Afrikaniſchen Wüſten, auch in ſolchen Gegenden, die von brennenden dem Samiel ähnlichen Winden heimgeſucht werden [2]). Die Wirkungen der äußerſten Hitze [3]) beſtehen in einem gänzlichen Hinſchwinden aller Kräfte, in einer beſtändigen Geneigtheit zu Ohnmachten, und in einer Zuſammenziehung der Haut, wodurch alle Ausdünſtung gehemmt und die Stimme verändert wird: die zugleich ein Gefühl erregt, als wenn eine Schnur um die Schläfe gezogen, und der Kopf größer und leichter wäre, als gewöhnlich.

Die beyden letzten Punkte, welche ich in Beziehung auf die äußeren phyſiſchen Urſachen zu berühren gedenke, ſind dieſe: daß unter allen Zonen die heiſſe der Natur der Europäer am feindſeligſten iſt, und daß dieſe in den Afrikaniſchen und Aſiatiſchen Ländern innerhalb der Wendekreiſe nicht weniger, als in den Amerikaniſchen leiden: zweytens, daß verpflanzte Europäer außerhalb der Wendekreiſe, am meiſten in Amerika und Afrika, weniger in Aſien, am wenig-

1) In Amerika iſt der nämliche Grad der Hitze erträglicher bey trockener als bey feuchter Luft. Wald S. 118.

2) Von dieſer Art Winden ſind die Oſt- und Südoſtwinde in Aleppo. Russell I. 66. Die Nordoſtwinde in Cairo und Philadelphia, Volney Tableau p. 182. Die Landwinde von der Coromandelküſte. Sommer I. 22. Der Hermattan von der Weſtküſte von Afrika. Winterbotton I. 40. Mathews p. 32—34.

3) Extreme hot, Bruce VI. 393.

ſten in den Südländern und auf den Inſeln der Südſee ausarten.

Allen Vermuthungen nach iſt die Oſtküſte von Afrika innerhalb der Wendekreiſe noch feuchter, heiſſer und verderblicher, als die Weſtküſte. Weil wir aber von jener weniger genaue und zuverläßige Nachrichten haben, als von dieſer, ſo beſchränke ich mich auf die letztere, beſonders auf die Strecken, die von dem Sierra Leona bis nach Congo und Benguela hinab liegen [1]).

An der ganzen Weſtküſte von Afrika iſt die Luft ſo feucht, daß man Zucker und Salz nur mit genauer Noth in einem feſten Zuſtande erhält. Metalle werden ſo ſchnell und ſo ſtark vom Roſte angegriffen, daß man eine dicke Stange Eiſen, die mehrere Jahre auf der Erde gelegen hat, ohne Mühe in kleine Stücke zerbrechen kann [2]). Aus dieſen Wirkungen der Luft und des Bodens auf harte lebloſe Körper kann man ſchon vermuthen, welche Einflüſſe beyde auf die zarten Leiber von Europäiſchen Fremdlingen ausüben müſſen. Die meiſten Europäer werden nicht lange nach ihrer Ankunft an der Küſte, beſonders dem Theile, welchen die Engländer Leeward Coast nennen [3]), von tödtlichen Krankheiten hingerafft [4]). Diejenigen, welche die Krankheiten der Weſtküſte überſtehen, werden dadurch ſo geſchwächt, daß ſie eher Sterbenden als Ge-

1) Bosmann 134. u. f. S. Winterbotton I. 1—31. Amural p. 280. Römer S. 226. 227. 286. des Marchais II. 121. III. 5. Proyart S. 9. 105. 185. Mathews p. 32—37.

2) Winterbotton I. 31.

3) Winterbotton I. 1. 2. p.

4) Bosmann, Römer u. ſ. w. ll. cc. des Marchais III. 5.

ſunden gleichen, und zu allen nur einigermaßen anſtrengenden Arbeiten des Körpers und Geiſtes durchaus unfähig ſind. Das Klima und der Boden der Weſtküſte von Afrika richten den Geiſt und das Gemüth von Europäiſchen Ankömmlingen nicht weniger als ihre Leiber zu Grunde. Amural [2]) und Biarres [3]) bemerkten es an ſich und ihren Begleitern, daß ſelbſt ein nicht langer Aufenthalt an der Afrikaniſchen Küſte die Geiſteskräfte überhaupt, beſonders Gedächtniß und Einbildungskraft auslöſche: daß die pünktlichſten Menſchen alle Befehle und Aufträge, welche man ihnen mit großem Ernſt, und zu widerhohlteumalen gab, in wenigen Augenblicken gänzlich vergeſſen; und daß in dieſer Auslöſchung des Gedächtniſſes und der Phantaſie der Grund liege, warum man ſo ſchwache und dunkle Bilder aller Gegenſtände zurückbringe, welche man in Afrika geſehen und bewundert habe. Die Heiterkeit und Humanität der Europäer gehen an der Afrikaniſchen Küſte eben ſo unwiederbringlich verlohren, als ihre Geſundheit und Geiſtesſtärke. Faſt alle Europäer werden in dem erſten, oder doch in den erſten Jahren ihrer Ankunft ungeſellig, mürriſch, hart, und ſelbſt grauſam. Manche nehmen ſich ſelbſt das Leben. Noch mehrere ſterben vor Gram. Weil die Engländer dieſe Wirkungen des Afrikaniſchen Klima kennen, ſo verbieten ſie, ſo bald ſie ſich der Küſte nähern, alles Schelten und Fluchen, oder was ſonſt Anlaß zum Verdruß geben kann. Sie ſetzen ſogar, Strafen von großen Ver-

2) p. 280. .. mais malheureusement nos facultés physiques et morales sont tellement altérées, que l'on ne rapporte, qu'une faible teinte de tout ce, qu'on y a vû et admiré.

3) p. 221. 258.

brechen ausgenommen, die gewöhnlichen Züchtigungen von Matrosen aus, um diese nicht zur Verzweiflung zu treiben.

Die Asiatischen Länder und Inseln, welche im heissen Erdgürtel liegen, sind eben so wenig, als die Afrikanischen, der Gesundheit und dem Leben der Europäer gefährlich [1]). Von einigen, nahmentlich von Hindostan und manchen Gegenden in Decan kann man sogar rühmen, daß sie Europäische Fremdlinge manchen Krankheiten entnehmen, denen sie in ihrem Vaterlande unterworfen sind [2]). Dagegen werden die nach Hindostan und in andere Ostindische Länder verpflanzten Europäer von einem beständigen Uebel verfolgt, nämlich von einer unnennbaren Mattigkeit, gegen welche man gar kein Mittel finden kann. Europäische Abkömmlinge büßen selbst an der Malabarischen und Coromandelischen Küste nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten ihre blühenden Farben, ihr Europäisches Blut, und mit diesem die Europäische Kraft und Thätigkeit ein [3]). Die stärksten Europäer können in Hindostan, auf den Philippinen u. s. w. nicht nach gewohnter Art arbeiten, wenn sie auch noch so gern wollen, und diejenigen, die dieses zu erzwingen suchen, werden dafür mit Verrücktheit, oder tödtlichen Krankheiten gestraft [4]). Die Kinder von Europäern, die in Indien gebohren werden, sind kraftloser und träger als ihre Väter, und diese Aus-

1) Die gefährlichste Gegend in Ostindien ist die Stadt Batavia. S. das Gött. histor. Magazin V. 24. u. f. S.

2) Bernier II. 31.

3) Munro Narrat. p. 94. 96.

4) Loubere I. 195. Gentil II. 94.

artung nimmt mit jeder Zeugung zu: weßwegen es allenthalben als ein untrüglicher Erfahrungssatz anerkannt ist, daß Creolen um desto verächtlicher sind, je länger ihre Vorfahren sich in Indien angesiedelt haben [1]). In eben dem Grade, in welchem sich der Gaumen der Europäer an die hochgewürzten, oder brennenden Gerichte von Indien gewöhnt, verhärtet sich auch ihr Herz; und mit der Kraft des Körpers und Geistes schwinden zugleich die angestammten Tugenden der Menschlichkeit, der Vaterlandsliebe, der Großmuth u. s. w. dahin [2]). Die Britten vergessen in Indien ihre Ordnung und Pünktlichkeit: die Holländer ihre Reinlichkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit [3]). Unter den Ersteren wird es an der Coromandelküste für schimpflich gehalten, auf seine häuslichen Angelegenheiten Acht zu geben, und unter den Andern die geringsten Handarbeiten selbst zu verrichten: weßwegen selbst mäßige Häuser 20. 30. 50. 60. 120. Sclaven und Sclavinnen nöthig haben [4]). Das Leben, was die nicht ganz gemeinen Europäer in Indien führen, ist im Durchschnitt ein thierisches Leben [5]). Befehlen und Aufsicht führen sind fast die einzigen Arbeiten der herrschenden Europäer. Sonst werden Tage und Nächte entweder in weichlicher Ruhe, oder in wilder Ueppigkeit und Schwelgerei hingebracht.

Die Wirkungen des Klima und Bodens in den Westindischen Inseln und in den heissen, niedrigen

1) Loubere I. 273. Dampier 198.

2) Munro l. c.

3) Munro p. 20. &c. Valentyn II. 342. 343. Barrows Cochinchina p. 208—215.

4) ll. cc. u. von Wurmb S. 125.

5) Munro, Gentil u. Barrow ll. cc.

und feuchten Provinzen des Amerikaniſchen Continents, die innerhalb der Wendekreiſe liegen, ſind viel genauer beobachtet und beſchrieben worden, als die der tropiſchen Länder in Aſien und Afrika, mit welchen ſie im Ganzen übereinſtimmen. Manche Gegenden am Mexikaniſchen Meerbuſen und an der Südſee, auch Guiana tödteten und tödten noch bis auf den heutigen Tag eben ſo viele Europäer, als die wegen ihrer Ungeſundheit am meiſten berüchtigten Strecken in Aſia und Afrika. Selbſt auf den am beſten angebauten Weſtindiſchen Inſeln kommen wenige Europäer an, die nicht in den erſten Wochen oder Monaten den ſogenannten Tribut bezahlen, und irgend eine heftige Krankheit ausſtehen müſſen [1]). Die Natur braucht ſolche Krankheiten als Kriſen, wodurch der Körper von Fremdlingen dem Klima aſſimilirt oder gleichgeſtimmt wird. Die Wenigen, welche mit ſchweren Krankheiten verſchont bleiben, erfahren nichts deſtoweniger in den erſten Monaten eine gänzliche Verwandlung der Natur. Die Roſen der Wangen verbleichen. Das ſüße und heiſſe Europäiſche Blut verdünſtet, und erſt dann, wann dieſes verflogen iſt, werden Ankömmlinge weniger von den Moskiten geplagt. Die Einflüſſe des Klima der tropiſchen Gegenden von Amerika auf die Farbe der dahin verpflanzten Europäer, und der von dieſen abſtammenden Creolen ſind viel weniger gleichförmig, als man erwarten ſollte. Die meiſten acclimatiſirten Europäer werden, und die meiſten Creolen ſind bleichgelb, oder erd- und bleifarbig: eine Veränderung, welche man, wie ſchon Marsden richtig bemerkte, viel weniger den unmittelbaren Einwirkungen der Sonne und Luft auf

1) Oldendorp I. 232. u. f. S. Weſt 13. u. f. S.

die äußere Haut, als der durch gallichte Beschwerden verdorbenen Blutmasse zuschreiben muß [1]). Manche Creolen in Jamaika erhalten eine charakterische Röthe: welche Röthe sich wieder verliert, wenn Creolen-Kinder früh nach Europa geschickt werden, und sich lange daselbst aufhalten [2]). Bräunliche Personen, oder solche, die von Natur eine dickere Haut haben, werden je älter, desto dunkler gefärbt [3]). Schwerer zu erklären ist es, warum viele Europäer und deren Nachkömmlinge auf der Insel Martinik eben so weiß bleiben, als sie oder ihre Vorfahren in Europa waren: noch mehr, wann die Creolen nicht bloß in dem schönen und gesunden Quito und Chili, sondern sogar in der Stadt Quajaquil weisser und blonder werden, als die Spanier in Europa sind [4]). In der Stadt Quajaquil, die unter 2° 11′ S. B. liegt, ist die Hitze nicht minder groß, als in Panama und Portobello, d. h. das ganze Jahr durch eben so groß, als in Paris, wenn sie im Sommer den höchsten Grad erreicht hat. Spuren dieser räthselhaften Erhellung zeigen sich auch in anderen tropischen oder wenigstens sehr heissen Gegenden. Sowohl in Sumatra [5]) als

1) p. 40. .. but shall only remark, that the sallow and adust countenances, so commonly acquired by Europeans, who have long resided in hot climates, are more ascribable to the effect of bilious distempers, which almost all are subject to in a greates as lesser degree, than of their expositure to the influence of the weather, which few but seofaring people are liable to, and of which the impression is seldom permanent.

2) Long II. 262. 274. Ramsay p. 212.

3) Long l. c. p. 261.

4) Ulloa Voy. I. 145. 228. II. 34. 49.

5) Marsden p. 46.

in Batavia [1]) ſind die Kinder von Europäern eben ſo weiß oder noch weiſſer als in Europa; und in Neuholland haben die Creolen-Kinder faſt ohne Ausnahme weiſſes Haar und ſchwarze Augen [2]). Meine Leſer erinnern ſich, daß die Hindus in der gröſten Hitze beſtändig kalte Hände haben, und daß die Araber ſowohl als die Türken in der heiſſen Jahrszeit Negerinnen wegen ihrer kalten Haut allen übrigen Weibern vorziehen. Marsden berichtet, daß die Hände der Eingebohrnen von Sumatra, und ſelbſt der Blendlinge, welche Europäer mit den eingebohrnen Weibern zeugen, beſtändig kalt ſind [3]). Auch das Weſtindiſche Klima verähnlicht die Creolen in dieſem, wie in anderen Stücken, den urſprünglichen Bewohnern des heiſſen Erdgürtels, indem die Haut der Erſtern viel kälter als die von Europäern iſt [4]).

Die Creolen in Weſtindien gewinnen eher an Größe als ſie verlieren [5]); deſto mehr aber büßen ſie an Kraft oder ausdauernder Stärke ein. Die ſtärkſten Europäer fühlen eine unausſprechliche Ermattung, wenn ſie nur eine halbe Stunde in der Sonne gehen;

1) Verhandl. der Batav. Genotsc. II. 218.

2) I. 47. Turnbull.

3) p. the hands of the natives, and even of the half .. breed, are always cold to the toush, which I cannot account for otherwise than by a supposition, that from the leſs degree of elasticity in the solids, occasioned by the heat of the climate, the internal action of the body, by which the fluids are put in motion, is leſs vigorous, the circulation is proportionably languid, and of course the diminished effect is most perceptible in the extremities, and a coldneſs there is the natural consequence.

4) Edwards II. 110.

5) Edwards II. 10.

und wer in Westindien wie in Europa arbeiten wollte, würde in kurzer Zeit ein Raub des Grabes werden [1]). Am Oronoko erschlaffen und verlängern sich die Muskeln so sehr, daß man die Arme und andere Theile des Körpers fest mit Binden umwickeln muß, wenn man verhüten will, daß die Muskeln ihren Ton ganz verlieren [2]). Die Creolen sind zu anstrengenden Arbeiten und Unternehmungen viel weniger fähig, als die nach Westindien versetzten Europäer [3]). Wegen ihrer Schwäche und Schlaffheit entwickeln sich die Körper der Creolen und Creolinnen früher, welken aber und sterben auch früher dahin, als die Eingebohrnen unsers Erdtheils [4]). Es ist in Jamaika gar nichts seltenes, zwölfjährige Mütter zu sehen [5]). Dagegen sind die Creolinnen sehr oft schon im zwanzigsten Jahre verblüht, und im dreyßigsten haben sie ein Ansehen von Verfall, welches man in Europäerinnen oft nicht im fünfzigsten wahrnimmt [6]).

Natürliche Folgen der Schwäche und Schlaffheit der Creolen und Creolinnen sind eine außerordentliche Beweglichkeit ihrer Gliedmaßen und eine auffallende Indolenz. Wegen der Beweglichkeit ihrer Gliedmaßen übertreffen die Creolen und Creolinnen in Westindien und dem südlichen Amerika bey gleicher Uebung die Bewohner und Bewohnerinnen unsers

1) I. 238. Oldendorp.
2) Gily II. 26.
3) Long II. 307.
4) Long und West ll. cc. Perrin du Lac p. 105—107. Edwards II. 12. Biblioth. Americaine Livrais. VII—IX. 252.
5) Long II. 285.
6) Long, Biblioth. Americ., Perrin, Edwards, ll. cc.

Erdtheils ohne Vergleichung im Tanzen, Fechten und andern Leibesübungen [1]). Dagegen scheuen sie jede anstrengende Arbeit auf das äußerste, und selbst alsdann, wenn sie arbeiten, leisten sie nicht halb so viel, als Europäer [2]). Das heisse Amerikanische Klima schadet sonst dem schwächern Geschlecht weniger als dem stärkern, denn Creolinnen erkranken seltener, leben länger [3]), und besitzen mehr Lebhaftigkeit, als die Creolen; fast aber scheint es doch, als wenn es die erstern noch indolenter mache, als diese. Die Creolen im Spanischen Amerika sitzen ganze Tage auf ihren Sophas, ohne sich zu bewegen. Sie erheben sich nicht einmahl, um zu Tische zu gehen, sondern lassen sich kleine Tafeln mit Speisen vor ihre Sophas bringen [4]). Der schleppende Gang, die schwache Stimme, und die matte ziehende Aussprache der Creolinnen in Westindien verrathen eben so sehr Entkräftung als Trägheit [5]).

Selbst

1) Long II. 261. Edwards II. 10.

2) Frezier p. 440.

3) Stedmann I. 28. 29.

4) Frezier l. c.

5) Edwards II. 11. To a stranger newly arrived, the ladies appear as pist risen from the bed of sickness. Their voice is soft and spiritless, and evry step betrays lanquor and lassitude. Robin VII. 213. Ces indolentes Dames Créoles, entourées de leurs esclaves, ne sauroient se baisser pour ramasser un chiffon échappé de leurs indolentes mains; elles ne marchent pas, elles se trainent. A la Louisiane une esclave les suit pour porter le réticule; leur languissante prosodie n'enonce, que des aocens traînans, chaque syllabe s'allonge, comme si la voix expirante articulait ses derniers sons. Auch Perrin du Lac p. 35.

Selbſt in der Bildung mehrerer Theile des Kör-
pers zeigen ſich unverkennbare Spuren eines der Na-
tur von Europäern nicht günſtigen Klima. Die Creolen
haben nemlich ſtärker hervorragende Backenknochen, tie-
fer hervorgehende Augenlieder, höhere und weniger
ausgefüllte Waden, als die Europäer [1]). Auch dieſe
Eigenthümlichkeiten der Creolenbildung verlieren ſich
großentheils, wenn Kinder früh nach Europa geſchickt
werden [2]). Aus dieſem Umſtande kann man mit
Recht folgern, daß die angeführten Merkmahle we-
nigſtens eben ſo ſehr Wirkungen des Weſtindiſchen
Klima, als der Milch von Negerinnen ſeyen. Die
Creolinnen in Peru und Chili ſitzen nicht bloß mit
untergeſchlagenen Beinen, wie die Morgenländerin-
nen, ſondern halten auch ſehr kleine Füße für eine
große Schönheit, und umwickeln deßwegen die Füße
ihrer Töchter feſt mit Binden, um das Wachsthum
derſelben zurückzuhalten [3]). Die Creolen und Creo-
linnen in Braſilien ahmen den Chineſinnen noch in
einem andern Stücke, nämlich darin nach, daß ſie die
Nägel des Daumens, oder des Vorderfingers, oder
beyder lang wachſen und in eine Spitze ſich endigen
laſſen [4]).

Die Einflüſſe des Klima und Bodens in den
heißen Gegenden der neuen Welt auf die geiſtige und
ſittliche Natur der dahin verpflanzten Europäer ſind
noch auffallender, als die Veränderungen, welche die-

1) Ramsay p. 212. 217. Long II. 261. Edwards II. 10.

2) Long u. Ramsay ll. cc.

3) Bayer S. 221. 232. Vidaure S. 154. Ulloa Voy. I. 31. Frezier p. 249.

4) Lindley p. 213.

ſelbigen Urſachen in dem Körper hervorbringen. Die Sinne der Creolen, ſowohl in Weſtindien, als im Spaniſchen Amerika ſchärfen ſich um viele Grade [1]). Wegen ihres ſcharfen Geſichts ſind die Creolen in Weſtindien die vortrefflichſten Jäger oder Scharfſchützen und die Spaniſchen Creolen entdecken mit der Scharfſichtigkeit Amerikaniſcher Wilden ſowohl die Fußtritte von Menſchen, als die Fußtritte ihres Viehs, wenn es ſich auch zwanzig Stunden weit verlaufen hat. — Dieſelbigen Creolen aber verlieren viel mehr an Geiſt, als ſie an Sinnen-Schärfe gewinnen. Alle Europäiſche Reiſende erſtaunten darüber, daß die Geiſteskräfte der Creolen ſich noch ſchneller entwickeln, aber auch ſchneller ſinken, als die Kräfte des Körpers [2]). Zwey- oder dreyjährige Kinder reden in Peru, u. ſ. w. mit mehr Geiſt, als Europäiſche Kinder von einem doppelten Alter. Junge Creolen beweiſen viele Lernbegierde bis zum zwanzigſten, höchſtens bis zum dreyßigſten Jahre. Allein alsdann laſſen ſie auf einmahl nach, und vergeſſen in kurzer Zeit wieder, was ſie in manchen Jahren eingeſammelt haben: weßwegen man ſprichwortsweiſe von den Creolen ſagt, daß ihr Geiſt ſchon wieder abnehme, wann der Geiſt der Europäer ſich ſeiner größten Stärke nähere. Weder die Weſtindiſchen Inſeln, noch die Spaniſchen und Portugieſiſchen Provinzen im ſüdlichen Amerika haben jemahls einen ausgezeichneten Künſtler oder Schriftſteller hervorgebracht [3]). Die Geiſtesſchwäche und Trägheit der Creolen waren nicht weniger, als die gleich zu erwähnenden Gebrechen des Gemüths die Urſache, daß im Spaniſchen Amerika

1) Long II. 261. Pages I. 87.
2) Beſ. Ulloa Voy. I. 31. 32.
3) L. c. u. Biblioth. Americ. Livrais. VII—IX. 263.

die Creolen der Regel nach von allen angesehenen weltlichen und geistlichen Würden ausgeschlossen wurden, und daß man sie nicht einmahl in die Kapitel und Klöster aufnahm [1]). Die Creolinnen im südlichen Amerika geben, wie die in den Afrikanischen und Ostindischen Colonien gebohrenen, Europäern einen entschiedenen Vorzug vor den Creolen [2]).

Eben das Klima und eben der Boden, welche die Gesundheit der verpflanzten Europäer schwächen, und ihre Körperkräfte, selbst ihre Empfindlichkeit vermindern, entzünden zugleich eine solche Sinnlichkeit, oder erregen eine solche Gefräßigkeit, und einen solchen Hang zur Völlerey, besonders zur sinnlichen Liebe, die den Einwohnern der Mutterländer gänzlich unbekannt sind. Die Portugiesen und Spanier übertreffen alle Völker unsers Erdtheils durch ihre Mäßigkeit im Essen, und im Genuß von geistigen Getränken. Diese Mäßigkeit nimmt schon merklich in den Spaniern und Portugiesen bald nach ihrer Ankunft in der neuen Welt ab, und verliehrt sich gänzlich in den Kindern, welche sie in ihrer neuen Heimath zeugen [3]). Die Spanischen Creolinnen essen beynahe den ganzen Tag, halten wenigstens drey Frühstücke vor dem Mittagsessen und eben so viele Gouters vor dem Abendessen [4]). Die Speisen sind insgesammt so stark gewürzt, daß Männer und Weiber wegen des dadurch verursachten heftigen Reitzes während der ganzen

1) Gage I. p. 6. 7. Labat Voy. d'Espagne I. 31. 32.
2) Stedman I. 28. 29.
3) Ueber Unmäßigkeit der Creolen und Creolinnen in Brasilien, Barrow's Cochinch. p. 89—92. Lindley p. 273. im Spanischen Amerika, Biblioth. Americ. l. c. p. 252. 259. in Jamaica, II. 265. Long.
4) Biblioth. Americ.

Mahlzeit Thränen vergießen [1]). Die Lieblingsgewürze der Creolen ſowohl in Weſtindien, als im ſüdlichen Amerika ſind Piment und Knoblauch; und das Lieblingsgericht der Spaniſchen Creolen das ſogenannte Bohnengericht, das durch Piment und Knoblauch die Farbe von Dinte erhält [2]). Die Spaniſchen Creolen berauſchen ſich häufig in Rum und andern geiſtigen Getränken [3]); ſo wie die Engliſchen Creolen und Creolinnen auf Jamaica in Laudanum, welches ſie als das wohlfeilſte und ſchnellſte Mittel preiſen, wodurch man ſich eine ſüße Trunkenheit oder Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt zuziehen könne [4]). Beyde Geſchlechter im Spaniſchen und Portugieſiſchen Amerika ſchweifen in dem Genuß der ſinnlichen Liebe noch mehr aus, als in dem Genuß von hitzigen Speiſen und berauſchenden Getränken [5]). Wenn die Engliſchen Creolinnen auch zurückhaltender ſind, als ihre Portugieſiſchen und Spaniſchen Schweſtern, ſo geben doch die Engliſchen Creolen auf Jamaica in Rückſicht auf Ueppigkeit den Portugieſiſchen und Spaniſchen wenig oder nichts nach [6]). Die Engliſchen Creolen geſtehen, daß ſie durch den übermäßigen Genuß ſinnlicher Vergnügungen ihrer Geſundheit ſchaden, und ihr Leben vor der Zeit abkürzen. Allein

1) L. I.

2) Gage II. 118.

3) Frezier p. 441.

4) II. 265. 545. Long. Bey dieſem Zeugniſſe von Long begreife ich nicht die Lobſprüche, welche Atwood p. 211. 212. und Edwards II. 11. ſowohl der Nüchternheit und Mäßigkeit, als der Keuſchheit der Engliſchen Creolinnen ertheilen.

5) Frezier, Lindley und Barrow II. ee.

6) Long II. 261. et sq. p.

ſie tröſten ſich damit, daß ſie in wenigen Stunden ihr Daſeyn mehr genoſſen, als die Bewohner kälterer Zonen in ganzen Tagen und Wochen.

Dieſelbigen phyſiſchen Urſachen, welche die Sinnlichkeit der in das heiſſe Amerika verpflanzten Europäer ſo ſehr vermehren, erregen oder verſtärken auch andere ſelbſtſüchtige Leidenſchaften. Manche Reiſende beſchuldigten die Britten eines unleidlichen Stolzes, einer zu ſtarken Begierde zu gewinnen und eines unbiegſamen Starrſinns in der Verfolgung ihrer Entwürfe. Allein ſelbſt ihre Feinde warfen ihnen nie Eitelkeit, Vernachläßigung ihrer häuslichen Angelegenheiten, unüberlegte Verſchwendung und ſchwache Unbeſtändigkeit in ihren Unternehmungen vor. Um deſto ſonderbarer iſt es, daß die Creolen in Jamaica alle dieſe unbrittiſchen Gebrechen an ſich haben. Eine unverzeihliche Fahrläßigkeit in Anſehung ihrer Pflanzungen, und des Ertrags ſowohl, als des Aufwandes der Pflanzungen iſt nur zu oft die Urſache, daß die Pflanzer aus Engliſchem Blut in Schulden- und ſelbſt in einen gänzlichen Untergang geſtürzt werden. Sehr viele Pflanzer halten eine koſtbare Tafel nicht ſowohl aus Leckerhaftigkeit, als aus Eitelkeit und Prunkſucht; und dieſe koſtbare Tafel iſt eine der gewöhnlichſten Arten der Verſchwendung, wodurch der Wohlſtand mancher Familien in Jamaica untergraben wird [1]). Ein noch gemeinerer Fehler der Engliſchen Creolen iſt eine ſchimpfliche Unbeſtändigkeit in ihren Unternehmungen, indem ſie ſehr oft etwas mit der größten Hitze anfangen, und dann in kurzer Zeit das angefangene Geſchäfft ſo liegen laſſen, als wenn ſie nie daran gedacht hätten. Die Eitel-

1) Long II. 265.

keit, die Prunksucht und der Stolz der Spanischen Creolen gehen bis zur höchsten Lächerlichkeit, oder bis zu einem gänzlichen Vergessen alles dessen, was sie sich selbst, oder ihrer Würde und ihrem Stande schuldig sind. Zu Gage's und Freziers Zeiten putzten und kleideten sich die Ordensgeistlichen von beyderley Geschlecht eben so kostbar, als die eitelsten Kinder der Welt [1]). Vorsteher von Klöstern rühmten sich öffentlich der Gunst mehrerer Damen, und gaben sich alle Mühe für die galantesten Männer ihrer Stadt und Gegend gehalten zu werden. Zu den widersinnigsten Aeußerungen der Creolischen Eitelkeit gehörte diese, daß die Doms, wenn sie ihren Hunger auch bloß mit dem widerlichen Bohnengericht der Indianer gestillt hatten, sich dennoch nach der Mahlzeit eine halbe Stunde vor ihren Häusern sehen ließen, und mit großem Geräusch ihre Kleider, ihre Wäsche, ihre Zähne, und ihren Bart säuberten, um dadurch zu erkennen zu geben, daß von den vielen Speisen ihrer reichbesezten Tafel sehr leicht etwas hätte zurückbleiben können. Kam alsdann Jemand von ohngefähr zu ihnen, so wußten sie immer noch ein Bröckchen irgendwo zu entdecken, und indem sie dieses wegnahmen, riefen sie aus: welch' ein herrliches Rebhuhn habe ich diesen Mittag gegessen [2])!

Die Creolen im heissen Amerika verlieren mit dem Geiste ihrer Stammvölker zugleich einen Theil der hohen Empfindlichkeit gegen die Freuden und Leiden Anderer und aller aus dieser Empfindlichkeit entstehenden sittlichen Gefühle und Triebe, die den besseren Bewohnern unsers Erdtheils eigen sind. Die geringere Menschlichkeit der Creolen offenbart sich zuerst

1) Gage I. 58. 70. Frezier p. 480.
2) Gage II. 219.

in dem Betragen gegen ihre Hausthiere und Sklaven. Die Katzen und Hunde der französischen Creolen sind sowohl auf Martinique als in Louisiana, diesem Lande des Ueberflusses scheußlich mager. Wenn neu angekommene Europäer die armen ausgehungerten Thiere bedauern, so erstaunen dieselben darüber, daß man solche elende Geschöpfe nur eines Blickes würdigen könne [1]). Die Creolen behandeln ihre Pferde nicht besser, als ihre Hunde und Katzen. Sie richten die Pferde durch übermäßiges Jagen zu Grunde. Nach dem stärksten Ritt oder der stärksten Fahrt binden sie die erschöpften Thiere an, wo es ihnen einfällt, und lassen sie einen ganzen Tag in der Sonne oder im Regen stehen, ohne sich um sie zu bekümmern [2]). Sehr viele Herren reichen nicht einmahl ihren Sklaven die nothdürftige Nahrung und Kleidung, und lassen sie nichts desto weniger über ihre Kräfte arbeiten [3]). Noch größer ist die Zahl derer, welche ihre Neger wegen des geringsten Versehens auf das grausamste vor ihren Augen zerfleischen lassen, oder gar mit ihrer eigenen Hand zerfleischen [4]). Die Herzen gebohrner Europäer werden durch den Anblick der tiefen blutenden Wunden, und durch das Geschrey der Gepeitschten zerrissen. Die Creolen sehen die einen, und hören das andere, wenn auch nicht mit

1) Robin III. 214—216. La preuve en est dans les animaux qui les entourent. La maigreur de leurs chiens et de leurs chats fait peur; je l'ai remarqué à la Martinique, comme à la Louisiane, ce pays de la profusion; et ils s'étonnent, que le sensible Européen arrête ses regards sur des objets si vils à leurs yeux.

2) L.

3) ib. p. 176—178. Stedman II. 56.

4) II. cc.

Wohlgefallen, wenigstens ohne Rührung an, oder werden dadurch gar bis zu einer tigerartigen Wuth entflammt, in welcher sie die Opfer ihrer Grausamkeit mit ihren eigenen Nägeln zerkratzen, oder mit ihren eigenen Zähnen zerbeissen. Man hat auf allen Zuckerinseln die Erfahrung gemacht, daß die Creolinnen härter und unerbittlicher in der Bestrafung von Sklaven und Sklavinnen sind, als die Creolen [1]).

Der Mangel, oder die Schwäche sympathetischer und sittlicher Gefühle und Triebe erhellt ferner nicht bloß aus dem Benehmen der Creolen gegen Feinde und Beleidiger, sondern selbst aus dem Benehmen von Eltern und Kindern gegen einander. Wenn Creolen auch ihre Kinder in einem gewissen Alter zärtlich lieben, so ist diese Liebe doch nicht so vernünftig, als in Europa, und wird deßwegen häufig mit der Liebe von Affen gegen ihre Jungen verglichen [2]). In Westindien und im südlichen Amerika überlassen

1) L. c. Ce qu'il y a de remarquable, c'est que les femmes blanches-créoles sont ordinairement plus inexorables, que les hommes. . . L'esclave ne devine-t-il pas leurs gestes, leur regard, à l'instant elles sont armées d'un redoutable fouet; ce n'est plus ce bras, qui ne pouvait supporter le poids d'un shawl ou d'un réticule, ce n'est plus ce corps, qui se soutient débilement. Ordonnent-elles la punition d'un de ces malheureux — elles comptent les coups, et elles élèvent une voix menaçante, si le bras de celui, qui frappe, mollit . . . . Leur sensibilité changée en fureur a besoin de se repaître par intervalle de ce hideux spectacle; il leur faut, comme pour les raviver, entendre des cris aigus, voir couler de nouveau le sang: il y en a, qui dans leur rage frénétique, pincent et mordent ces infortunés. Ces exemples d'inhumanités ne se retrouvent guère, que parmi des créoles.

2) Long II. 265.

die Creolinnen ihre Säuglinge faſt ohne Ausnahme der Bruſt und Pflege von Negerinnen oder Mulatinnen. Auch bekümmern ſich die Eltern um die Erziehung der heranwachſenden Kinder im Durchſchnitt nicht viel mehr, als die Morgenländer [1]). Sehr häufig brauchen Pflanzer ihre eigenen mit Negerinnen erzeugten Kinder als Sklaven, oder verkaufen ſie gar als ſolche [2]). Die Kinder belohnen ihre Eltern mit einer ähnlichen Liebloſigkeit, und im Spaniſchen Amerika behauptet man ſogar, daß Kinder ihre Eltern haſſen, wenn dieſe ihnen nicht gleichbürtig, ſondern aus Europa abſtammend ſind [3]). Die Britten gehören gewiß zu den großmüthigſten und verſöhnlichſten Völkern unſers Erdtheils. Von einer ganz andern Gemüthsart ſind die Brittiſchen Creolen ſowohl in Jamaica, als in Virginien. Selbſt Long geſteht, daß die Erſteren ſchwere Beleidigungen weder vergeſſen noch verzeihen können [4]). Wenn die Virginiſchen Pflanzer auch angethane Beleidigungen verziehen und ſich mit ihren Feinden ausgeſöhnt haben; ſo erwacht doch die unterdrückte Rachgier wieder, ſobald ſie betrunken ſind, und alsdann ahnden ſie erlittenes Unrecht auf das härteſte, geſezt auch, daß es vor vielen Jahren zugefügt worden. In ihren Fauſtkämpfen trachten die Virginier nicht bloß darnach, ihre Gegner niederzuwerfen, ſondern ihnen die Augen auszubohren, und die Mannheit zu vernichten. Berühmte Boxer laſſen deßwegen abſichtlich ihre Nägel wachſen, und härten ſie ſogar am Feuer ab. Wenn dieſe Wüteriche

1) Long p. 279.
2) Schöpf II. 145. Travels through the interior parts of America II. 386.
3) Labat Voy. d'Espagne I. 32.
4) II. 265.

Jemanden ein Auge ausgestossen haben, so sind sie grausam genug, das auf dem Backen hangende Auge wegzureissen [1]).

Mit den sympathetischen und den daraus entspringenden sittlichen Gefühlen werden auch die Empfindungen der Schaam, des Wohlstandes und der Schicklichkeit unterdrückt. Im Spanischen und Portugiesischen Amerika empören die unzüchtigsten und schamlosesten Anträge auch die vornehmsten und ehrbarsten Frauen nicht. Diese sehen vielmehr beyde als Zeichen der Achtung und Liebe an, und danken dafür, wie für andere Merkmahle einer ehrenvollen Zuneigung. Die Lustseuche ist im Spanischen Amerika so allgemein, daß beyde Geschlechter sich selbst bey Staats-Besuchen gegenseitig nach dem Zustande der Fuentos, oder der durch Kauterien verursachten Wunden erkundigen, wodurch man die abscheuliche Krankheit zu heilen oder zu erleichtern glaubt [2]). In Brasilien sind die Mütter gewöhnlich die ersten Rathgeberinnen in den Liebes-Angelegenheiten ihrer Töchter, und die angesehensten Frauen tragen kein Bedenken mit den Gaben ihrer Negerinnen öffentlich Wucher zu treiben [3]). Selbst die Englischen und Französischen Creolinnen finden keinen Anstoß darin, sich von stinkenden und halbnakten Negerinnen und Negern bedienen zu lassen [4]). In Surinam wohnte Stedmann einem Gastmahl bey, wo ganz nackte Neger-Mädchen aufwarteten. Dieß geschehe, sagte die Hausfrau, um zu verhüten, daß die jüngern Negerinnen sich nicht zu früh Männern überließen, und dadurch ihrer Gesund-

1) Travels etc. II. 348. 417.
2) Frezier p. 446—454.
3) ib. p. 531. 32. Baternais I. 145.
4) Schöpf I. 549.

heit ſchadeten [1]). In Virginien ſind Beyſpiele von Blutſchande gar nicht ſelten [2]). Noch allgemeiner iſt in Virginien die Gewohnheit, daß Jünglinge ihre Mädchen, und erklärte Bräutigame ihre Bräute bey nächtlicher Zeit mit Vorwiſſen der Eltern beſuchen, um gegenſeitig ihre Gaben kennen zu lernen [3]). Auch ſieht man es als etwas ganz unverfängliches an, wenn Töchter mit Fremdlingen in Einem Bette ſchlafen. Die Väter ſelbſt machen Reiſenden, die bey ihnen einkehren, ſolche Anträge, und die Töchter nehmen die Anträge der Väter mit der größten Unbefangenheit an [4]). Gefühle von Wohlſtand und Schicklichkeit ſind den Creolen des heiſſen Amerika eben ſo fremd, als ſeine Empfindungen von Schaam. Man kann ſich kaum etwas unanſtändigeres und unſchicklicheres denken, als das Betragen der Mitglieder des geſetzgebenden Korps in Virginien, oder als das Benehmen der gemeinſten Amerikaner gegen die vornehmſten Staatsbeamten, welches Schöpf beobachtete und beſchrieb [5]). Die Creolen ſowohl im Spaniſchen und Portugieſiſchen, als in den ſüdlichen Provinzen des freyen Amerika eſſen entweder nach der Weiſe der Morgenländer aus einer Schüſſel oder nagen Einer nach dem Andern an den Reſten deſſelbigen Knochens, oder trinken vermittelſt derſelbigen Röhren, und ſpielen den Mund mit dem Waſſer aus, in welchem ſie vorher ihre Hände gemeinſchaftlich gewaſchen haben [6]).

1) II. 62.
2) Von Riedeſel S. 132.
3) Schöpf I. 147.
4) I. 41. 42. Travels.
5) II. 67. 85.
6) Frezier p. 44. von Riedeſel S. 213.

So gewiß die heiſſe Zone den beſſeren Völkern, und den nützlichſten Thierarten am meiſten ſchadet, eben ſo gewiß iſt Amerika unter allen Erdtheilen derjenige, wo Klima und Boden allenthalben Pflanzen, Thieren und Menſchen am wenigſten günſtig ſind: wiewohl man nicht in Abrede ſeyn kann, daß mehrere Länder in Amerika durch die Fruchtbarkeit des Bodens, und durch die Geſundheit, Lieblichkeit und Gleichförmigkeit der Luft die glücklichſten Gegenden der alten Welt ohne Vergleichung übertreffen [1]). Der erſte große Nachtheil des Amerikaniſchen Klima iſt dieſer, daß die Gegenden des gemäßigten Erdgürtels eine eben ſo große Kälte erfahren, als die Länder in Europa, die dem Pol um zehn oder fünfzehn Grade näher ſind.

In Canada zum Beyſpiel, das zwiſchen dem 43° und 47° der Breite liegt, haben die Bäume ſehr oft gegen das Ende May's noch kein Laub, wenn gleich einzelne Tage dieſes Monats ſo heiß ſind, als es zu Paris im Julius iſt [2]). In Canada dauert vom Oktober bis zum May der Winter ſo ununterbrochen fort, daß man alles Geflügel und größeres Vieh,

1) Dieß gilt von Chili, Peru und beſonders dem feenhaften Königreich Quito. Man ſ. Götting. hiſtor. Magaz. V. 735—46. Zu den kälteſten, aber zugleich geſundeſten Abſchnitten der neuen Welt kann man die Gegenden an der Hudſonsbay rechnen. Ungeachtet die Luft an der Hudſonsbay das ganze Jahr durch mit Dünſten angefüllt iſt, ſo iſt ſie doch zugleich ſo rein und geſund, daß Eiſen und Stahl gar nicht roſten, und Europäer, die eine Zeitlang dort gelebt haben, und nach England zurück kommen, ſich ſehr bald mit der größten Ungeduld in die mit ewigem Schnee oder Nebeln bedeckte Heimath der Eskimos zurückſehnen. Ellis p. 181. 200.

2) Charleroix Journ. p. 164—175. 207.

was man wegen des langen Winters, und des Mangels an Futter bey der erſten eintretenden Kälte abſchlachten muß, ſechs Monate lang gefroren erhalten kann, ohne daß man im geringſten Fäulniß zu fürchten hat. Der fortſchreitende Anbau des Bodens hat im nördlichen Amerika das Klima etwas gemildert, aber doch bey weitem nicht in dem Grade, in welchem das Klima von Frankreich und Deutſchland ſeit Cäſars Zeiten gemildert worden iſt. Hin und wieder ſind die Sommer länger, und die Winter kürzer geworden, ohne daß der Grad der Kälte abgenommen hätte [1]). Anderswo fangen die Winter früher an und dauern länger, als ſonſt, allein die Kälte wird nicht ſo ſtark und es fällt nicht halb ſo viel Schnee mehr, als in vorigen Zeiten [2]). Ein anderer Nachtheil des Amerikaniſchen Klima iſt eine den Europäern beynahe unglaubliche Ungleichheit in der Temperatur der Luft, und eine ähnliche Unbeſtändigkeit der Witterung nicht nur in verſchiedenen Jahrszeiten, ſondern ſelbſt in wenigen Stunden oder Tagen [3]). Der Stand des Thermometers in der größten Hitze iſt von dem Stande deſſelben in der größten Kälte an manchen Orten um 159 Grade verſchieden; einen beträchtlichen Theil des Jahres durch wechſeln beſchwerliche Hitze und empfindliche Kälte an denſelbigen, oder kurz auf einander folgenden Tagen ab [4]). Weil

1) Volney Tableau p. 290.
2) Biblioth. Americ. I. Livrais. V. 76. 81.
3) Schöpf in der Vorrede zum zweyten Bande S. 15. 29. — 31. Parkinson I. 320. 21. Volney Tahleau p. 248. 85. Davis p. 94 — 95.
4) Savannah und Charlestown gehören zu den heiſſeſten Oertern auf der ganzen Erde, wo zugleich die Abwechslungen am heftigſten und ſchnellſten ſind. Das Thermometer ſteht zum Beyſpiel an einem Tage

im Sommer die Hitze, im Winter die Kälte viel heftiger, und die Abwechslungen von beyden stärker, schneller, als in Europa sind; so haben die Bewohner der neuen Welt, die im gemäßigten Erdgürtel leben, die Beschwerden sowohl der heissen, als der kalten Zone, ohne die Vortheile einer einzigen zu genießen. Das Uebermaaß und der plötzliche Wechsel von Hitze und Kälte schaden den Gewächsen der Erde nicht weniger, als den Thieren und Menschen. Der bald verschlossene und bald versengte Boden im nördlichen Amerika bringt viele nützliche Pflanzen entweder gar nicht, oder in viel geringerer Menge und Güte hervor, als der Boden unsers Erdtheils. Solche Waiden und Wiesen, einen solchen Graswuchs, und solche Futterkräuter, als woran das Europäische Auge gewohnt ist, sieht man in den dießeits der Alleghanis liegenden Freystaaten selten, oder niemahls, und eben daher rührt es, daß man in Amerika weniger Vieh, weniger Milch, weniger Käse und Butter hat, und daß Milch und Butter viel weniger schmackhaft und nährend sind, als in Europa [1]). So wie die Milch nicht halb so fett ist, so ist das Amerikanische Brod nicht halb so nahrhaft, und das beste Mehl aus Boston hält sich nicht halb so lange, als das Europäische [2]). Die Baumfrüchte sind im Durchschnitt

auf 85°, und an dem folgenden auf 39. Davis l. c. Der Julius ist der einzige Monat, in welchem die Provinzen des nördlichen Amerika gegen Nachtfröste sicher sind. Rochefoucault VIII. 120. Weld 117. 118.

1) Gage l. 120 u. f. S. Die Nachrichten eines Ungenannten in Schlözers Briefwechsel III. 150. S. Parkinson l. c.

2) Schlözers Briefwechsel l. c. Voy. interess. dans les isles françaises. p. 234.

ſaurer, und man hat ſogar gefunden, daß das Amerikaniſche Schiffsbauholz viel weniger dauerhaft iſt, als das Europäiſche [1]). Das Klima und der Boden in Amerika wirken nicht blos unmittelbar auf die Thiere, wie auf die Pflanzen, ſondern auch mittelbar durch das geringhaltige Futter, womit ſie ſich nähren. Die zahmen Thiere, ſelbſt kleines Wild und wildes Geflügel ſind im Durchſchnitt kleiner in Amerika, als in Europa. Wenn ſie nicht kleiner ſind, ſo haben ſie ſchlechteres Fleiſch, oder wenn das Fleiſch auch eben ſo ſaftig und ſchmackhaft ſcheint, ſo iſt es viel weniger nahrhaft, als in unſerm Erdtheile; und in dieſem ſchlechten Gehalt aller Fleiſchſpeiſen ſuchte man ſchon lange Eine der Urſachen, warum ſelbſt Europäer im Spaniſchen Amerika ſowohl, als in der nördlichen Hälfte der neuen Welt öfter und ſtärker, nämlich zwey, drey, viermahl ſo viel eſſen müſſen, als in ihrem Vaterlande [2]). Nicht blos das hohe oder große Wildprett, ſondern ſogar das Fleiſch von reiſſenden Thieren, das anderswo für Europäer ungenießbar iſt, hat den Geſchmack des Fleiſches von zahmen Thieren. Das Bärenfleiſch iſt eben ſo zart und ſchmackhaft, als das beſte Europäiſche Schweinefleiſch. Man räuchert daher Bärenſchinken, und braucht das Fett von Bären, wie Schweineſchmalz [3]). Das Fleiſch des wilden Büffels iſt ſo verdaulich, daß ſelbſt Europäer es roh genießen, ohne die geringſte Unbequemlichkeit davon zu empfinden [4]). Das Fleiſch der ſo

1) Voy. interess. l. c. Biblioth. Americ. I. Livrais. V. p. 120. Völney l. c. 284. 85.

2) Gage l. c. Dobrizhofer I. 250. Rochefoucault VIII. 123. 124.

3) Ulloa's Nachr. I. 129.

4) Lettr. Edif. VI. 180. N. 5.

genannten Löwen kann man von Kalbfleiſch nicht unterſcheiden [1]); und beyde Arten von Tigern in Guiana geben ein ſo ſaftiges Fleiſch, wie die beſten Ochſen in der Hauptſtadt Frankreichs [2]). Einer der neuſten Reiſenden ſah einen Koch im Spaniſchen Weſtindien große Stücke von einem Caiman mit anderen Nahrungsmitteln und Gewürzen in einen Keſſel werfen. Er nahm ſich feſt vor, von dieſem ſeltſamen Ragout nicht zu koſten. Als aber nachher die eine Zeitlang gekochten Caimans-Stücke auf einen Roſt gelegt wurden; ſo zogen ſie den Reiſenden nicht blos durch die Weiſſe und Durchſichtigkeit ihres Fleiſches, ſondern auch durch ihren trefflichen Geruch an. Er machte einen Verſuch und fand das Caimans-Fleiſch ſo wohlſchmeckend, daß er ſeinen Appetit faſt ganz allein damit ſtillte [3]).

Die Eigenthümlichkeiten des Amerikaniſchen Klima und Bodens afficiren die Menſchen auf eine ähnliche Art, wie die Pflanzen und Thiere: theils unmittelbar, theils vermittelſt der unkräftigen vegetabiliſchen und animaliſchen Nahrungsmittel, welche die neue Welt darbietet. Mehrere Provinzen des freyen Amerika, beſonders die ſogenannten weſtlichen Länder lehren, oder beſtätigen zwey wichtige Erfahrungsſätze: erſtlich, daß die phyſiſchen Urſachen der menſchlichen Natur ſehr ungünſtig ſeyn können, wenn gleich der Boden fruchtbar, und die Luft eben ſo geſund, als milde iſt: zweytens, daß, wenn ſolche der menſchlichen Natur feindſelige Beſchaffenheiten der Luft und des Bodens vorhanden ſind, wie in Amerika, alle ſcheinbar

1) I. 293. Dobrizhofer.
2) II. 44. Pitou.
3) Dorro-Soulastre p. 112.

ſcheinbar günſtige phyſiſche und moraliſche Urſachen zuſammen kommen können, nicht nur, ohne eine Veredelung zu bewirken, ſondern ſelbſt ohne eine auffallende Verſchlechterung der menſchlichen Natur zurück zu halten. Manche Provinzen des freyen Amerika, beſonders am Ohio, und an den in den Ohio fallenden Flüſſen haben einen ergiebigeren Boden, ein ſanfteres und geſunderes Klima, als die meiſten Gegenden unſers Erdtheils. Im ganzen freyen Amerika, vorzüglich in den Gegenden jenſeits der Alleghanis, kann man ſich mit mäßiger Arbeit nicht blos das Nothdürftige, ſondern das Ueberflüſſige erwerben. Auch die geringſten Einwohner nähren ſich ohne Vergleichung beſſer, als Perſonen gleichen Standes in Europa. Man leidet nirgend den geringſten Zwang, vielweniger Druck. Im Gegentheil genießt man die unbeſchränkteſte Freyheit in Gewerben und Handel, wie in der Religion und Verfaſſung. In keinem andern gut geordneten Staate endlich koſtet die Verwaltung weniger, und nirgend ſind daher die öffentlichen Abgaben ſo geringe, als im freyen Amerika. Wenn man alle dieſe Vortheile zuſammenrechnet, ſo ſollte man glauben, daß die Eingebohrnen unſers Erdtheils im freyen Amerika größer, ſtärker und ſchöner, geiſtreicher und edelmüthiger werden müßen, als ſie in ihrem urſprünglichen Vaterlande waren. Dieß iſt ſo wenig der Fall, daß ſchon die Nachkommen der Europäer in der erſten Zeugung aller ſcheinbar günſtigen, phyſiſchen und moraliſchen Urſachen ungeachtet, die meiſten Vorzüge ihrer Väter verlieren, und manche Gebrechen erhalten, von welchen die Väter frey waren. Unter den äußeren Vollkommenheiten iſt die körperliche Größe die einzige, die durch die Verpflanzung in das nördliche Amerika keine merk-

liche Abnahme leidet [1]). Alle Reisende machten die Beobachtung, daß die Creolen sowohl im freyen Amerika, als in Canada weder zu so anstrengenden Arbeiten, noch zu solchen schwierigen Unternehmungen tüchtig seyen, als gebohrne Europäer [2]). Die geringere Kraft und Dauerhaftigkeit der Creolen im nördlichen Amerika verräth sich durch viele untrügliche Merkmahle: durch die bleiche Farbe ihres Gesichts und selbst ihres Zahnfleisches [3]): durch ihre schlaffen und musculösen Körper, weßwegen man die Amerikanischen Soldaten in Louisiana Papier-Soldaten nannte [4]): durch ihre geringere Fähigkeit, Versetzungen in andere Klimate zu ertragen: durch ihr früheres Alter und ihre kürzere Lebenszeit. Die Nordamerikanischen Creolen, welche in die Westindischen Inseln kommen, sterben in viel größerer Zahl, als die Europäer: und man rieth daher schon lange vor dem Amerikanischen Kriege, keine Truppen aus den Nordamerikanischen Provinzen in die Zuckerinseln zu schicken,

1) Robin III. 128. 134. Charleroix wollte bemerkt haben, daß die nach Canada verpflanzten Franzosen heller und schöner geworden wären, als ihre Vorfahren gewesen seyen. p. 172—175. Journal. Der Verfasser hingegen der Travels through the interior parts of Amér. I. 70. 71. nennt die französischen Creolen in Canada braun, klein und mager.

2) Charleroix l. c. Schöpf I. 315. 316. Vorrede des zweyten Theils S. 30. 31. Kalm II. 252. III. 296.

3) Robin III. 128. De grands hommes, mais pâles, peu robustes, peu actifs, et surtout peu accoutumés à de pénibles travaux . . décelant un sang appauvri jusque dans la pâleur de leurs gencives.

4) ib. p. 134. . . que les Français appellaient soldats de papier.

weil ſolche Krieger meiſtens aufgerieben wurden [1]). Auch bey der letzten Beſitznehmung von Louiſiana kamen von ſechshundert Soldaten, welche der Congreß hingeſandt hatte, vierhundert in dem erſten Jahre um [2]). Die Creolen erreichen ſelbſt in den geſundeſten Gegenden des nördlichen Amerika nur ein Alter von fünfzig, höchſtens ſechszig Jahren; und ſiebenzigjährige Perſonen werden beynahe für Wunder gehalten [3]). Die Gebrechlichkeiten des Alters ſtellen ſich im nördlichen Amerika früher, als in Europa ein. Faſt ſcheint es, als wenn die in ihrer Jugend ſo reizend blühenden Amerikanerinnen noch ſchneller verwelkten, als die Männer alt werden. Nicht ſelten ſind ſchon vor dem zwanzigſten Jahre die Roſen der Wangen, und die übrigen Reitze der Jugend auf ewig verſchwunden [4]). Im Durchſchnitt haben die Schönen des nördlichen Amerika in 20—25 Jahren das Anſehen von vierzigjährigen Europäerinnen [5]); und im vierzigſten Jahre beſitzen auch die einſt wegen ih-

1) Long II. 307. Kalm II. cc.

2) Robin l. c. D'ailleurs ces Américains . . seraient-ils-en état de supporter les fatigues de la guerre? sur six cents, qui sont arrivés à la Louisiane, que les Français appelloient soldats de papier, tant leurs figures étoient lividement pâles, deux cents seulement ont survécu dans l'espace d'un an.

3) Kalm II. 252. Schöpf II. 342. Rochefaucoult VIII. 120. Weld S. 12.

4) Perrin du Lac p. 107. A un air de langueur et d'abandon, les Américaines blanches, fraiches et gaies, joignent une assez agréable tournure: mais elles ne conservent, que peu de temps ces beaux dons de la nature. Souvent avant vingt ans, les roses de leur teint sont entièrement fanées, et ces charmes, qui les faisoient admirer, sont évanouis pour jamais.

5) Rochefaucoult l. c.

rer Schönheit am meisten berühmten Weiber keine Spur ihrer ehemaligen Reitze mehr [1]). Das erste Zeichen des Verfalls ist, die Verdorbenheit oder der Verlust der Zähne. Die einen oder der andere ereignet sich bey Personen des andern Geschlechts gewöhnlich schon vor dem achtzehnten Jahre [2]). Die Creolen selbst und ihre Beobachter hegen über die Ursachen des Verderbens oder des Verlusts von Zähnen allerley Vermuthungen. Diese Ursachen mögen seyn, welche sie wollen, so ist gewiß, daß sie nur auf die Creolen und Creolinnen im nördlichen und Spanischen Amerika [3]), nicht aber auf die Neger und ursprünglichen Amerikaner, auch nicht auf die Westindischen Creolinnen wirken. Man zählt vielmehr schöne und weisse Zähne unter den Reitzen der letzteren auf [4]).

Die gröſsere Schlaffheit der Körper macht die Gliedmaßen der nordamerikanischen Creolen viel beweglicher, als die der Europäer; und eben deßwegen sind die Nachkommen der Franzosen und Engländer im nördlichen Amerika ausgezeichnete Fußgänger, Scharfschützen und Führer von Canoes durch die gefährlichsten Brandungen und Wasserfälle [5]). Die

1) L. c. Weld.

2) Perrin du Lac, Weld und Rochefaucoult II. cc.

3) Auch die Spanischen Creolinnen verlieren die Zähne sehr früh. Bibl. Américc. Livrais. VII. IX. 252.

4) Edwards II. 12. Tho creoles ladies are noted for very fine teeth, which they preserre, and keep beautifully white by a constant use of the juice of a whithe called the Chewstick; a speries of rhamnus. It is cut in very small pieces, and used as a tooth-brush she juice is a strong beker, and a powerfall detergent.

5) Journal de Charleroix p. 173.

nordamerikanischen Creolen besitzen überdem eine außerordentliche Fähigkeit für die Verfertigung von allerley gemeinen Werkzeugen, von Beilen, Aexten, Sensen u. s. w. [1]). Desto seltener sind in ihnen Gefühle und Anlagen für schöne Künste und Kunstwerke. Mehrere unbefangene Beobachter werfen ihnen eine völlige Gleichgültigkeit gegen die Schönheiten der Natur, und sogar einen Widerwillen gegen prächtige oder anmuthige Wälder und Bäume vor [2]).

Man hat es lange wahrgenommen, daß die Creolen im nördlichen Amerika mehr neugierig, als wißbegierig sind [3]), und daß sie im Ganzen eben so wenig Lust als Geschick zu allen den Wissenschaften haben, die eine große Anstrengung des Geistes erfor-

1) Charleroix p. 174. Kalm II. 352. Biblioth. Américc. Livrais. V. p. 141.

2) Weld S. 20. „Die Amerikaner können nicht begreifen, daß man sich an einer solchen Gegend ergötzen kann. Der Anblick eines Weizenfeldes oder Kohlgartens ist ihnen weit erfreulicher, als die romantischteste Gegend. Ueberhaupt haben sie einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Bäume. Wo sich Jemand anbaut, werden sie alle weggehauen, und auch nicht einer wird übrig gelassen, der in der brennenden Sonnenhitze Schatten und Kühlung geben könnte.“ Perrin du Lac p. 99. Vont-ils à la campagne, pour se reposer de leurs fatigues? c'est pour y boire sans distraction, s'inquiétant peu des beautés de la nature, ou des charmes des forêts et des champs. Un ruisseau, fût-il digne de la muse de Virgile ou de Delille, n'est à leurs yeux, que de l'eau claire, et ne mérite aucune attention.

3) Ueber die unglaubliche Neugierde der Anglo-Amerikaner, Weld S. 88. und Travels through the inter parts etc. II. 69. 70.

dern [1]). Die Neugierde der Anglo-Amerikaner ist so groß, daß sie einen jeden Reisenden nöthigen, ihnen Rede zu stehen und zu erzählen, wie er heisse, wer er sey, woher er komme, wohin er gehe, und welche Geschäffte er habe [2]). Um dieser lästigen Neugier zu entgehen, hielt ein Virginischer Officier allemahl, wenn er vor einem Wirthshause abgestiegen war, und alle Genossen oder Besucher des Hauses sich um ihn versammelt hatten, folgende Rede: meine lieben Freunde! Ich bin .... aus Virginien meinem Gewerbe nach ein Tabacksplanzer, und noch unverheirathet. Ich habe einige Freunde in Boston, oder in dieser und jener Stadt, welche ich besuchen will. Mein Aufenthalt wird nur kurz seyn, wie es einem verständigen Mann gebührt, der seine Geschäffte gehörig in Acht nimmt. Diß ist alles, was ich von mir selbst weiß, und auch möglicher Weise mittheilen kann. Ich habe keine Neuigkeiten, und da ich auch alles gesagt habe, so habt Mitleiden mit mir und meinem Pferde, und gebt uns einige Erfrischung [3]). Die unersättliche Neugier der Anglo-Amerikaner enthält den Grund, warum man selbst in England die Zeitungen nicht mit der Theilnehmung, und so allgemein liest, als im freyen Amerika. Der Schmid geht nicht eher an seinen Amboß, der Schuster nicht eher an seinen Leisten, als bis er das neuste Zeitungsblatt gelesen hat [4]).

1) Ein solches Urtheil hörte schon Charlevoix in Canada, Journ. 174. und Kalm im Englischen Amerika. II. 252 u. f. S.

2) Weld sagt l. c. ausdrücklich, daß die Creolen deutscher Abkunft diese Art von Neugier nicht haben.

3) Travels l. c.

4) Biblioth. Américe. Livrais. VII. p. 10—12. Perrin du Lac p. 110. La lecture des papiers publics, dont l'inutile abondance est difficile à concevoir,

Mit einer ſolchen Neugier dergleichen die Anglo-Amerikaner beſitzen, iſt ſchwerlich eine ächte Wißbegierde vereinbar. Auch ſolche Reiſende, welche glaubten, daß wahres Genie in Amerika eben ſo gut, als in Europa einheimiſch ſey [1]), konnten doch nicht umhin ſich darüber zu wundern, daß die neue Welt bey der glücklichen Muſſe und Wohlhabenheit der meiſten Pflanzer ſo wenige berühmte Künſtler und Gelehrte hervorgebracht, und ſo wenig zur Erweiterung der Wiſſenſchaften beygetragen habe. Die Beyſpiele von Franklin, Waſhington, und einigen anderen zeigen, daß, wenn auch das Europäiſche Genie durch die Verpflanzung nach Amerika im Ganzen ſehr geſchwächt wird, die Natur doch auch in jenen ungeiſtigen Gegenden von Zeit zu Zeit Männer erweckt, die mit den größten unſers Erdtheils wetteifern können.

Die Creolen in Weſtindien und dem übrigen mittägigen Amerika ſind vielleicht nicht minder ſelbſtſüchtig, als die Nordamerikaniſchen; allein ſie ſind es auf eine ganz andere Art. Die Weſtindiſchen Creolen wollen unaufhörlich genießen, und ſtürzen ſich daher durch ihre Sinnlichkeit, ihre Prunkſucht, ihre Verſchwendung, und durch die Vernachläßigung ihres Hausweſens nur zu oft in Schulden und Bankerotte, oder in ein frühzeitiges Grab. Die Anglo-Amerikaner hingegen ſcheinen für das ſchöne Geſchlecht nicht einmahl ſo viel Neigung zu haben, als die Europäer: wenigſtens beweiſen ſie den Damen bey weitem nicht

emploie une grande partie de la journée des Américains. Cette occupation presque continuelle leur persuade, avant l'age de vingt ans, qu'ils sont plus politiques, que les diplomates les plus consommés de l'Europe.

1) Schöpf II. 334—346.

ſo viele Achtung und Aufmerkſamkeit, als denſelben in Europa widerfährt [1]). Auch ſind allem Anſehen nach die Eßluſt und Leckerhaftigkeit der Anglo-Amerikaner lange nicht ſo groß, als die der Weſtindiſchen Pflanzer, ungeachtet alle, auch die neuſten Reiſenden verſichern, daß die Tafel eine der vornehmſten Angelegenheiten der Creolen im freyen Amerika ſey. Nur in der Völlerey ſcheinen die letzteren ihre Brüder in Weſtindien und dem ſüdlichen Amerika zu übertreffen [2]). Selbſt aber in der Völlerey der Anglo-Amerikaner iſt etwas eigenthümliches, wodurch ſie ſich von den Weſtindiſchen Pflanzern und den franzöſiſchen Creolen unterſcheiden. Die letzteren ziehen dem Wein den Brantewein und ſeine abgezogene Waſſer den gemeinen vor. Die Anglo-Amerikaner berauſchen ſich täglich oder häufig im Whiski, Taffia und Rum, ſo wie ſie geräuchertes oder eingeſalzenes Fleiſch und Fiſche, oder grobe Mehlſpeiſen den friſchen Gemüſen und dem friſchen Fleiſche vorziehen [3]). Allein we-

1) Perrin du Lac p. 105.
2) Perrin du Lac p. 99. Robin III. 128. 145—147.
3) Robin III. 147. L'état d'ivresse, où ne rougissent par d'être habituellement les gens en place chez les Anglo-Américains, est une des principales causes de l'opposition de leurs moeurs avec celle des Français; ils chérissent pour leur boisson ordinaire le Wiski, le Tafia, le Rhum; et les Français préfèrent surtout le vin. Des viandes salées, d'informes pâtisseries sont la base de la nourriture des Américains, et les Français ne veulent, que des viandes fraiches etc. Sehr viele Amerikaner, die beſtändig einſam in den entfernteſten und dichteſten Wäldern leben, nähren ſich blos mit Fleiſch. Eben dieſe Waldbewohner ziehen das Fett den nicht fetten Theilen von Thieren vor, und eſſen dieſe zu Jenem als Brod, weßwegen ſie das eigentliche Fleiſch viande-pain nennen. Volney Tableau p. 573.

der Weiber noch die Tafel und Bouteille haben für die Anglo-Amerikaner so allgemeine und unwiderstehliche Reitze, als das Geld; und eben deßwegen ist die erste oder mächtigste ihrer Leidenschaften eine stets rege Habsucht, der alle Mittel des Gewinns gleichgültig sind, wenn sie nur ihren Zweck erreicht. Auch bezeugen daher alle Reisenden, und selbst die Anglo-Amerikaner können nicht in Abrede seyn, daß unter keinem weithandelnden Volk Treu' und Glauben, oder Redlichkeit im Handel und Wandel seltener seyen, als in den Amerikanischen Freystaaten: daß Ausländer, die sich den Nordamerikanischen Kaufleuten anvertrauen, fast ohne Ausnahme betrogen wurden: daß der offenbarste Betrug den Betrüger nicht schände, sondern den Betrogenen lächerlich mache: daß in allen Handelsstädten des freyen Amerika auch nicht ein Haus gefunden werde, auf dessen Redlichkeit man sich fest verlassen könne: daß die vielen Betrüger und Betrogenen im freyen Amerika die Processe so häufig und die Anwälde so mächtig machen: daß endlich die Anglo-Amerikaner sich gar nicht scheuen, offenbaren Raub zu üben, wenn sie die Gelegenheit und Gewalt dazu in Händen haben [1]). Es ist unmöglich, die

1) Man s. Perrin du Lac p. 97. 98. Robin III. 245—247. Rochefaucoult VIII. 130. Parkinson p. 464. 570. St. John p. 216. Ich will nur die Stellen von Perrin du Lac und St. John abschreiben. Jener sagt: Assurés, que le plus adroit trompera l'autre, ils disputent de finesse, et ne traitent ensemble, qu'avec crainte et méfiance. Un étranger a-t-il quelques rélations d'affaires avec eux, s'il est droit et franc, il sera presque toujours dupe, et l'Américain rira de sa bonne foi lorsqu'il devroit l'admirer. Il seroit difficile, de calculer les sommes, que cette bonne foi a coutées aux malheureux habitans de St. Domingue pendant les pre-

allgemeine nicht blos mit dem Charakter des Stammvolks, ſondern auch mit der Verfaſſung, mit der ganzen äußeren Lage, beſonders der Leichtigkeit eines redlichen Erwerbs, und mit der bisherigen Einfalt der Sitten ſtreitende Unredlichkeit der Anglo-Amerikaner anders zu erklären, als aus einer Verſchlechterung der Natur, die durch phyſiſche, der nördlichen Hälfte der neuen Welt eigenthümliche Urſachen bewirkt worden.

Aus der heftigen Habſucht der Anglo-Amerikaner, und dann aus ihrer Unfähigkeit ſowohl, als Abgeneigtheit gegen ſchwere und anhaltende Arbeiten wird es begreiflich, warum der Ackerbau im nördlichen Amerika viel unvollkommner iſt, als die Fiſchereyen, die Schiffahrt und der Großhandel: auch warum die freyen Amerikaner die letzteren dem erſtern ſo weit vorziehen. Die Anglo-Amerikaner ſind zu wenig arbeitſam und ſorgfältig, als daß ſie die Feldwirthſchaft gehörig betreiben ſollten. Sie beſtellen den Acker, wie ſie die Wälder benutzen: das heißt, ſie bauen die Erde auf Raub, und ſaugen ſie aus,

mières années de la guerre. Les uns, pour mettre à l'abri leurs denrées, les ont adressées à des négocians, qui les en ont entièrement dépouillés. D'autres pour sauver leur argent, et leurs bijoux les plus précieux, en ont fait des donations aux capitaines de leurs navires, qui se les ont appropriés. D'autres enfin ont été conduits directement à des corsaires, qui partageoint leurs dépouilles avec le capitaine et l'équipage. Dire, que les dix-neuf vingtièmes des habitans en suite ont été trompés, ou volés par les Américains, ce n'est malheureusement pas exagérer. St. John l. c. The law will possess in the Nord, what now the church possesses in Peru and Mexico.

anſtatt ſie zu befruchten [1]). Der Fiſchfang hingegen, die Schiffahrt und der Handel verlangen mehr Geſchäftigkeit als Arbeitſamkeit, und legen mehr Beſchwerden, als ſtarke und anhaltende Anſtrengungen auf. Wenn gleich die Vortheile des Ackerbaus ſicherer ſind, ſo ſind ſie doch weniger groß und verführeriſch, als die der Schiffahrt, des Fiſchfangs und des Großhandels; und auch dieſer größere, wiewohl unſichere Gewinn macht die Anglo-Amerikaner den lezteren Gewerben geneigter, als dem Ackerbau. In der That gehören die freyen Amerikaner zu den kühnſten, unternehmendſten und thätigſten Fiſchern, Seefahrern und Kaufleuten der neuern Zeit; und man kann ſie mit Recht die erſten Frachtführer aller Erdtheile nennen [2]).

Aus eben den Quellen, aus welchen die Unvollkommenheit des Ackerbaus der Anglo-Amerikaner, und ihr entſchiedener Hang zur Handlung und Schiffahrt, entſpringt auch die charakteriſtiſche Unſtetigkeit, wodurch ſie ſich von den Stammvölkern in Europa unterſcheiden. Anſtatt daß die Eigenthümer in Deutſch-

1) Ueber den ſchlechten oder mittelmäßigen Ackerbau im freyen Amerika ſehe man Parkinſon's intereſſante Reiſe. Auch Robin ſagt von den Nord-Amerikanern III. 128. Dans leur agriculture dévastant en général plutôt la terre, que la fécondant pour l'avenir, obligés bientôt de la délaisser stérilisée pour en aller stériliser d'autres. Man ſ. beſonders Weld S. 54. 64.

2) Perrin du Lac p. 97. . . actif, industrieux, entreprenant, audacieux même, l'habitant de ces contrées n'est retenu par aucun empêchement ni arrêté pas aucun obstacle. D'un coup d'oeil il parcourt sur la carte du monde les pays, où il peut porter son industrie . . Colporteurs de l'univers, tout leur convient.

land, England u. ſ. w. an ihre von den Vätern ererbten, und von ihnen ſelbſt lange bearbeiteten Grundſtücke gefeſſelt ſind, und ſie nicht leicht weggeben, wenn man ihnen auch einen den Werth derſelben beträchtlich überſteigenden Preis anbietet, verlaſſen die Amerikaner ſehr häufig die von ihnen ſelbſt erbauten und eingerichteten Wohnungen, um ſich in ganz wilden und abgelegenen Gegenden von neuem anzuſiedeln; und die Beyſpiele ſind daher gar nicht ſelten, wo Familien um kleiner oder mäßiger, oft ſehr ungewißer Vortheile willen drey bis vier Mahl die von ihnen ſelbſt angebauten Güter verkauft, und ſich anderswo niedergelaſſen haben [1]). Die Hoffnung, durch Veränderung der Wohnpläße zu gewinnen, und die daher entſtehende Unſtetigkeit unterhält im freyen Amerika beſtändige und häufige Auswanderungen aus den öſtlichen Provinzen in die weſtlichen, und in den weſtlichen ſo wohl gegen Norden und Weſten, als nach Süden hin.

Die allgemeine und ſtarke Habſucht der Anglo-Amerikaner iſt die Urſache, daß die ſympathetiſchen und ſittlichen Gefühle und Triebe in ihnen ſeltener und ſchwächer ſind, als in den Europäern: und daß deßwegen Eltern und Kinder, Geſchwiſter und andere Blutsverwandte, Eheleute, Herrſchaften und Geſinde ſich ganz anders gegen einander betragen: auch daß man ſich gegen fremde Wohlthäter und Ueberwundene nicht ſo benimmt, als unter den Stammvölkern in Europa.

Es fällt beynahe allen Europäern nach ihrer Ankunft im freyen Amerika auf, daß die Creolen nur wenige Zärtlichkeit gegen ihre Kinder beweiſen: daß

1) Weld S. 58. 59.

ihre Zärtlichkeit sich höchstens auf das jüngste Kind beschränkt: daß selbst die Zärtlichkeit gegen dieses verschwindet, wenn es die Schule verlassen hat: daß die Kinder die Gleichgültigkeit der Eltern durch eine ähnliche Kälte erwiedern: daß reiche Brüder sehr oft ihre armen Brüder in der größten Dürftigkeit schmachten lassen: und daß Verwandte ohne Rührung Abschied von einander nehmen, wenn sie gleich wissen, daß sie sich einander nie wieder sehen werden [1]).

In Europa sehnen sich Jünglinge und Mädchen, die sich einander zärtlich lieben, nach einer baldigen innigen Vereinigung. Im freyen Amerika schieben Bräute den Tag der Hochzeit so weit, als möglich, hinaus, weil sie im ledigen Stande alle Arten von Vergnügungen ungehindert genießen können und voraussehen, daß sie als Frauen diesen Vergnügungen fast ganz entsagen, die Sorgen der Haushaltung nebst der Pflege der Kinder übernehmen, und sich den Launen ungebildeter und unfreundlicher Gatten unterwerfen müssen [2]). Leider ist die Häuslichkeit, weßwegen noch Perrin du Lac die Amerikanerinnen als die besten Hausmütter und Hausfrauen auf der ganzen Erde pries, seit 10—15 Jahren blos in Neu-York übrig. In den übrigen Städten des freyen

1) Weld S. 58. 59. Perrin du Lac p. 101. Der letztere Schriftsteller glaubt, daß die Gleichgültigkeit der Eltern gegen die Kinder daher rühre, daß die Gesetze Jenen alle Gewalt über diese nehmen, wenn Töchter das fünfzehnte, und Söhne das zwanzigste Jahr erreicht haben. Selbst wenn die Gesetze die Wirkung hätten, welche der französische Reisende denselben zuschreibt, so wären die Anglo-Amerikaner doch nicht von einer liebloſen Kälte frey zu sprechen. Denn wer gab diese Gesetze? und warum verbesserte man sie nicht schon lange?

2) Perrin du Lac p. 104. 105.

Amerika sind die Weiber der Reichen und Wohlhabenden eben so zerstreut, eben so putz- und ergötzungssüchtig, als in den Hauptstädten von Frankreich und England. Diese nachtheilige Sitten-Veränderung geschah seit dem J. 1792, wo viele Flüchtlinge aus den französischen, holländischen und Spanischen Inseln nach dem freyen Amerika kamen, und mit ihren Kapitalien auch Westindische Laster hinbrachten [1]). Durch die plötzliche Vermehrung des Luxus und seiner Begleiter hat die wahre Geselligkeit im freyen Amerika wenig, oder nichts gewonnen. In den größten gemischten Gesellschaften entsteht nie ein allgemeines und interessantes oder frohes Gespräch. Man schweigt, oder redet höchstens leise mit seinen Nachbarn. Jünglinge und Männer bekümmern sich um Mädchen und Frauen wenig oder gar nicht. Selbst Bräutigame und Stutzer entsagen ihren Cigarros nicht einmahl so lange, als sie ihre Schönen spatzieren führen. Ein Cigarro von Havanna, eine Gazette, ein Roßbeef, und eine Bouteille Madera oder Rum machen die einzigen oder doch vornehmsten Lebensfreuden der Anglo-Amerikaner aus [2]).

Alle neuere, selbst französische Reisende, nahmen mit Verwunderung wahr, daß in Amerika zwischen Herrschaften und Gesinde nicht eine solche gegenseitige Anhänglichkeit Statt finde, wie in unserm Erdtheile [3]). Herren entlassen ihre männlichen und weiblichen Bedienten eben so oft, als diese ihren Herrschaften entsagen: weßwegen die Mitglieder der dienenden Klasse in einem beständigen Umlauf sind. Im

1) Biblioth. Américe. Livrais. VII. 2. et sq. p. bes. 167—127.
2) ib. und Perrin du Lac p. 99.
3) Biblioth. Américe. l. c.

Ganzen ist das Gesinde eben so untreu als nachläßig und anmaßend. Nichts ist häufiger, als daß Bediente von beyderley Geschlecht ihre Herren oder Frauen bestehlen, und dann in benachbarten Provinzen von neuem ihr Glück suchen. — Die Pferde werden im freyen Amerika eben so grausam, als in Louisiana, und anderen tropischen Gegenden der neuen Welt behandelt [1]).

Die Reichen und Wohlhabenden im freyen Amerika sind gegen Europäische Reisende, wenn auch nicht unhöflich, wenigstens kalt; welche Unhöflichkeit oder Kälte die liebenswürdigen Creolinnen durch ihre entgegenkommende Gefälligkeit vergessen zu machen suchen [2]). Der gemeine Mann ist unerhört grob gegen Fremdlinge, und zwar um desto gröber, je mehr diese rechtlichen Menschen ähnlich sehen [3]). In Europa gehören die Wirthe ihres eigenen Vortheils wegen zu den höflichsten Menschen der niederen oder mittleren Klassen. In Amerika sind die Wirthe gerade am gröbsten: welche Erscheinung die Schutzredner der Anglo-Amerikaner daher erklären, daß die Wirthe gemeiniglich die Angesehensten und Wohlhabensten ihres Orts oder ihrer Gegend sind, und sich daher über ihre Kunden weit erhaben fühlen [4]). Die

1) Weld S. 54. 55.

2) Perrin du Lac p. 105. elles supportent patiemment les contrariétés et les dégoûts, qu'un mari bourru et souvent ivrogne leur fait éprouver chaque jour, excusent ses défauts, et sa grossièreté, et dedommagent par leur bon ton, et leur aimable politesse les étrangers des brusqueries, qu'ils ont à essuyer d'hommes sans éducation.

3) Weld S. 15. 16. Höflichkeit, sagt dieser Reisende, ist das einzige, was man von den habsüchtigen Amerikanern nicht mit Gelde erkaufen kann. S. 54.

4) Biblioth. Américc. l. c.

Grobheit der freyen Amerikaner ist um desto empörender, da sie zugleich die lächerlichste Eitelkeit und Anreizung besitzen, und ihre Verdienste eben so sehr überschätzen, als die Verdienste anderer Nationen verkennen oder herabsetzen [1]). Sie sind nicht blos stolz auf den Ausgang ihrer Revolution, oder auf ihre Verfassung, oder auf ihre Schiffahrt und Handel, oder auf den Umfang ihres Gebiets, sondern vorzüglich auf die beyspiellose Größe, welche sie in einem der nächsten Menschenalter erreichen werden [2]). Selbst die Verständigsten und am meisten Unterrichteten unter den nordamerikanischen Creolen halten sich fest überzeugt, daß sie in einer nicht weit entfernten Zukunft den größten Theil von Amerika beherrschen, und sich in jeder Rücksicht zur ersten Nation der Erde erheben werden. Auch Europäische Gelehrte stimmten in diese thörichten Hoffnungen ein. Nach dem, was ich gesagt habe, wird schwerlich irgend einer mehr

1) Perrin du Lac p. 99. Enorgueillis du succès de leur révolution, ils ont dès long-temps oublié, que sans les sécours puissans de la France, ils seroient encore sujets, et tributaires de sa Majesté Britannique. Ils se croient les premiers guerriers du monde, parcequ'ils ont forcé quelques nations sauvages à leur demander la paix; ou parcequ'ils ont dans la Méditerranée une flotte, (c'est ainsi, qu'ils appellent leur misérable escadre), qui en impose aux Deys de Tunis et d'Alger. Entendez un Américain parler des exploits, des armées Françaises, des brillantes retraites ou des valeureuses actions des Autrichiens. Il ajoutera aux foibles éloges, qu'il donnera, qu'une poignée de leurs soldats en auroit fait d'avantage, et qu'aucune puissance ne pourroit résister à leur milice.

2) Biblioth. Américc. l. c. p. 12.

ner Leſer noch glauben, daß die Creolen des nördlichen Amerika jemals den am meiſten gebildeten Völkern unſers Erdtheils gleich kommen, oder daß die amerikaniſchen Freyſtaaten jemals ein Zufluchtsort und Hauptſitz europäiſcher Künſte, Wiſſenſchaften und Tugenden werden werden. Sollte die Vorſehung es zulaſſen, daß die europäiſchen Künſte, Wiſſenſchaften und Tugenden noch einmal ausſterben, ſo können die einen und die anderen nirgendwo, als auf europäiſchem Grund und Boden wieder aufblühen.

Wenn man bedenkt, wie unverantwortlich die Anglo-Amerikaner den unglücklichen Flüchtlingen aus St. Domingo mitſpielten, ſo kann man mit Recht annehmen, daß es nicht ſowohl Wirkung von wahrer Menſchlichkeit, als ein Reſt brittiſcher Sitte iſt, daß die Reichen und Wohlhabenden im freyen Amerika an feſtlichen Tagen, wo ſie ſich ſelbſt gütlich thun [1]), Fleiſch, Brod und Wein in die Hoſpitäler, Gefängniſſe und Häuſer der Armen ſchicken. Man iſt zu dieſem Schluſſe um deſto mehr berechtigt, da man in dem Revolutionskriege den deutſchen und brittiſchen Gefangenen allenthalben, und zwar die Weiber, wie die Männer, mit einer in Europa unerhörten Härte und Inſolenz begegnete [2]). Wahrhaft menſchliche Herzen können nie einer ungroßmüthigen Verſpottung oder thätlichen Beleidigung überwundener und wehrloſer Feinde ſchuldig werden.

Die Bewohner der nördlichen Provinzen haben eben ſo wenig, als die der ſüdlichen, Gefühle und Begriffe von europäiſcher Schicklichkeit und Delikateſſe. Jünglinge machen in Neu-Englaud eben ſo-

1) Publ. Américic. Livrais. VII. 4. 5.
2) Schöpf II. 91. und f. S. von Riedeſel S. 201—203. 217. 18.

wohl, als in Virginien, nächtliche Besuche bey ihren Mädchen mit Vorwissen der Eltern der letztern [1]). Es fällt Niemanden auf, daß man dieselbigen Tücher bald als Halstücher und bald als Servietten braucht, und daß mehrere Personen hinter einander an demselbigen Knochen nagen [2]). Die Amerikanerinnen lassen ihre Häuser und Zimmer so oft waschen, daß dieß beständige Waschen selbst eine Art von Unreinlichkeit erzeugt. An ihren Personen hingegen sind sie lange nicht so sauber, als die Mädchen und Frauen in Europa [3]). Bey einem solchen Charakter und solchen Sitten, als alle zuverläßige Beobachter den Anglo-Amerikanern zuschrieben, ist es sehr natürlich, daß diese den europäischen Reisenden nicht gefallen [4]).

Die Europäer arten nicht blos in den gemäßigten Gegenden von Amerika, sondern auch von allen, oder fast allen übrigen Erdtheilen aus. Wenn man die Anglo-Amerikaner mit den holländischen Creolen am Cap vergleicht, so sollte man glauben, daß Klima und Boden an der südlichen Spitze von Afrika die Natur von Europäern noch viel mehr verderben, als im nördlichen Amerika. Allein dieser Schluß wäre deßwegen übereilt, weil man gar nicht zweifeln kann, daß die willkührliche Regierung und die eisernen Monopolien der holländisch-ostindischen Com-

1) Schöpf I. 147.

2) Brissot VI. 215. Von Riedesel 213. 217. 18. 231 S.

3) Perrin du Lac p. 108. On réproche généralement aux Américaines leur peu de propreté.

4) Perrin du Lac p. 102. Tel est le caractère général des habitans des côtes des états-unis, qui leur fait peu d'amis parmi les étrangers, qui les fréquentent, ou ceux, qui commercentavec eux.

pagnie und ihrer Bedienten sehr viel zu den physischen und moralischen Gebrechen der Creolen am Cap beygetragen haben. Unterdessen ist es höchst wahrscheinlich, daß Klima und Boden an der südlichen Spitze von Afrika sowohl auf den Menschen, als auf Thiere und Gewächse viel nachtheiliger wirken, als an der nördlichen Küste desselbigen Erdtheils. Die Tyrer, die Griechen und Römer, die sich an der Nordküste von Afrika ansiedelten, litten keinen merklichen Abbruch an den Vorzügen ihrer Stammvölker, und sanken nicht merklich früher oder tiefer, als die Nationen, von welchen sie entsprungen waren. Auch arteten alle Hausthiere, Bäume und Gewächse, welche man nach dem nördlichen Afrika hinüber brachte, nicht merklich aus, oder veredelten sich sogar. Am Vorgebirge der guten Hoffnung hingegen verlieren die in Europa gebornen Holländer u. s. w. und noch mehr ihre Kinder, den größten Theil der Vorzüge, welche sie selbst oder ihre Brüder in Europa besaßen oder besitzen [1]). Eben dieses wiederfährt allen Hausthieren, allen Fruchtbäumen, Getraidearten und Gartengewächsen, den Weinstock, den Waizen und Blumenkohl ausgenommen [2]).

Ohne die Belehrungen mehrerer Jahrhunderte

1) Barrow's Afr. II. 29. It is very remarkable, that the same people, who are celebrated in Europe for their industry, and frugality, should become in all their colonies, the most indolent and prodigal of all other nations. In the fine climate of the cape they engage in little or no manual labour etc. Auch de Long II. 130. 131.

2) Selbst das Fleisch von alten Büffelstieren ist im südlichen Afrika nicht blos zart, sondern hat einen angenehmen Wildprettgeschmack. Thumb. I. B. II. Th. S. 75.

würde es Niemand glauben, daß Menſchen, die aus dem feuchten, kalten und in manchen Gegenden ungeſunden Holland auf den trockenen Boden und in das milde Klima des Vorgebürges der guten Hoffnung verſetzt werden, ſo ſchnell und in einem ſolchen Grade ausarteten, als ſie wirklich ausarten. Die holländiſchen Creolen vom Cap werden freylich ungleich größer und beleibter, als ihre Stammeltern waren: ſo groß und beleibt, daß beyde Eigenſchaften ſehr oft bis zur Monſtroſität gehen, und Barrow zweifelte, ob auf der ganzen übrigen Erde ſolche rieſenmäßige und ausgefüllte Menſchenkörper gefunden würden, als unter den Pflanzern am Cap [1]). Allein ſie büßen in gleichem Verhältniſſe an Schönheit, Lebenskraft, Stärke und Thätigkeit ein. Die Körper der cap'ſchen Bauern haben etwas widerlich-unförmliches, ſchlaffes und hangendes, ſo wie ihre Geſichter eine ausdruckloſe Stierheit [2]). Wenn die Creolinnen am Cap auch eben ſo ſchön blühen, als

1) Man ſ. Barrow I. 78. 81. 100. II. 103. 113. Ich ſchreibe blos folgende Worte ab: II. 103. I believe, there is no country in the world, that affarts so large a proportion of unwieldy and bulky people.

2) I. 81. Barrow the men are in general much above the middle size, very tall, and stout, but ill made, loosely put together aukward and inactive. Very few have those open countenances, that among the peasantry of many parts of Europe Speak their simplicity, and innocence. Wahrſcheinlich verhält es ſich mit den franzöſiſchen Creolen auf Bourbon, wie mit den Creolen vom Cap, daß ſie zwar größer und beleibter, aber nicht ſchöner und ſtärker ſind, als die Franzoſen in Europa. Orme I. 95. ſagt, daß die Creolen auf der Inſel Bourbon auch ſchöner und ſtärker ſeyen, als die Franzoſen im Mutterlande.

geborne Holländerinnen [1]), so verwelken sie doch viel früher, als diese; und beyde Geschlechter werden am Cap nicht so alt, als im Mutterlande [2]). Die entfernteren Pflanzer und deren Weiber bringen das ganze Jahr in der trägsten Unthätigkeit zu [3]): ausgenommen, wenn sie auf die Jagd von Caffern, Elephanten und anderer wilden Thiere ausgehen [4]). An diesen Jagden nehmen auch die Weiber Theil, und beyde Geschlechter beweisen während derselben einen Eifer und eine Unverdrossenheit, deren man sie gar nicht fähig glauben sollte. Die Bürger der Capstadt arbeiten eben so wenig, als die Bauren; die Creolinnen treiben wenigstens sehr oft einen kleinen Handel, der Aufmerksamkeit und Geschäftigkeit, wenn auch nicht anhaltenden Fleiß erfordert [5]). Die cap'schen Bürger wissen zwar nichts von geistigen Unterhaltungen; allein sie haben doch ein gewisses Bedürfniß von Zerstreuung, und in dieser Absicht besuchen sie Abends und Morgens entweder Nachbaren und Freunde, oder Trinkhäuser, oder sie veranstalten Schmäuse und Bälle. Die Indolenz der entfernteren Landleute hingegen geht so weit, daß sie gar keine frohe Zusammenkünfte und gemeinschaftliche Ergötzungen, also weder Jahrmärkte, noch Tanz, Musik u. s. w. kennen und brauchen [6]). Es half und hilft den Creolen am Cap gar nichts, weder zur Stärke, noch zu einer ernstlichen Betriebsamkeit, daß sie täglich drey ungeheure Mahlzeiten halten, und

1) Menzel II. 419. 20.
2) I. 129. de Long, Barrow ll. cc.
3) Barrow I. 80. II. 103. 4.
4) Vaillant I. 159.
5) Barrow l. c. Menzel I. 488. II. 186.
6) I. 81. Barrow.

daß dieſe Mahlzeiten in den entfernteren Gegenden ganz aus Fleiſch, und zwar meiſtens aus Schaaffleiſch beſtehen, das in dem aus den Fettſchwänzen gewonnenen Schmalze ſchwimmen muß [1]). Barrow bemerkt ſehr richtig, daß auch die Holländer am Cap ein Beweis ſeyen, daß der Genuß von Fleiſch nicht immer ſtark und arbeitſam mache, indem die fleiſchfreſſenden Creolen im ſüdlichen Afrika in Rückſicht auf Stärke ſelbſt hinter ihren fruchteſſenden Nachbaren, den Caffern, ſehr weit zurück blieben [2]). An einer andern Stelle macht derſelbige Reiſende die gleichfalls gegründete Beobachtung, daß die Lebensweiſe der cap'ſchen Bauern den Geſchlechtstrieb mehr als körperliche Stärke befördere, und zu der auſſerordentlichen Fruchtbarkeit der Ehen beytrage. Sechs bis ſieben Kinder in Einer Familie werden für wenig gehalten. Es iſt gar nicht ſelten, daß man in den Häuſern der cap'ſchen Bauern zwölf bis zwanzig von Einer Mutter geborne Kinder findet [3]).

1) Barrow I. 77. Three limes aday his table is loaded with masses of mutton, swimming in the grease of the sheeps tail. II. 103. I am certain, there is no country in the world, where the animal appetites are indulged with leſs restraint, the most predominant of which are eating and drinking, or where the powers of body or mind are capable of leſs exertion. ib. p. 113. the dutch boors, who gorge themselves with animal food floating in fat, from morning till night.

2) II. 103.

3) I. 81. To the cold phlegmatic temper, and inactive way of life may perhaps be owing the prolific tendency of all the African peasantry. Six or seven children in a family are considered as very few; from a dozen to twenty are not uncommun. Die Worte the cold phlegmatic temper

In den Colonisten am Cap ist die Kraft des Geistes eben so sehr, als die Stärke des Körpers vermindert worden. Selbst in der Capstadt ist es äusserst selten, daß Creolen einiges Interesse für Künste und Wissenschaften zeigen, oder daß sie bedeutende Fortschritte in den einen und den anderen machen. Ihre Kenntnisse beschränken sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen. Nur die Reichsten der von der Capstadt nicht sehr entfernten Bauern halten einen Schulmeister, und lassen ihre Kinder im Lesen, Schreiben und den Anfangsgründen der Religion unterrichten [1]). Die Söhne und Töchter der entfernteren Pflanzer wachsen auf, ohne lesen und schreiben zu lernen; und ihre ganze Erziehung besteht darin, daß sie sich früh üben, richtig zu schießen, eine ungeheuer lange Peitsche und einen mit Büffeln bespannten Wagen gut zu führen. Wegen ihrer Beschränktheit, Indolenz und Unwissenheit werden die Creolen am Cap zu keinen angesehenen öffentlichen Aemtern, nicht einmal zu den Stellen von Predigern und Schullehrern befördert. Wegen derselbigen Gebrechen stehen die Creolinnen, die auch am Cap geistvoller und aufgeweckter, als die Männer sind, die lezteren den in Europa Gebornen sehr weit nach [2]). Ich halte es für merkwürdige Erscheinungen, daß selbst die ersten Abkömmlinge von französischen, nach dem Cap versetzten, Eltern sogleich der Sprache des Mutterlandes entsagen, und daß daher unter den vie-

finde ich nicht passend. Die cap'schen Pflanzer sind indolent, allein sie sind in Rücksicht des Genusses der physischen Liebe nicht von einem kalten, phlegmatischen Temperament.

1) I. 82. 83. Barrow.

2) Menzel I. 567. I. 488. II. 186.

len Pflanzern von französischer Abkunft weder irgendwo Französisch gesprochen, noch ein französisches Buch gefunden wird [1]).

Das Gemüth der Creolen am Cap verschlechtert sich fast noch mehr, als ihr Körper und Geist. Ich habe nicht nöthig, über die Gefräßigkeit und Indolenz der holländischen Creolen weiter etwas hinzuzusetzen. Der Indolenz derselben entspricht ihre Genügsamkeit. In einem Lande, wo man sich nicht blos die Nothwendigkeiten, sondern auch die Annehmlichkeiten des Lebens durch Industrie erwerben könnte, genießt der cap'sche Bauer die lezteren gar nicht, und hat auch nicht die mindeste Vorstellung von dem, was die wohlhabenden Landleute in England unter Comfort verstehen [2]). Er hat großes und kleines Vieh im Ueberfluß, und braucht Milch und Butter wenig, oder gar nicht. Er lebt auf einem Boden und in einem Klima, die dem Weinstock sowohl, als einzelnen Gartengewächsen günstig sind; und doch trinkt er weder Wein, noch ißt er Gemüse. Sein Haus ist entweder bis an das Dach offen, oder hat höchstens Einen Boden aus rohen Brettern und Rasen, in welchem Skorpionen und Spinnen vorzüglich gedeihen. Der Fußboden des Hauses besteht aus der bloßen Erde, die bald in Staub, bald in flüssigen Schwamm aufgelöst wird. Oft ist nur Ein-

1) I. 81. Barrow.

2) I. 76. 77. Barrow. But a true Dutch peasant, or boor, as he styles himself, has not the smallest idea of what an English farmer means by the word comfort. Placed in a country, where not only the necessaries, but almost every luxury of Life might by industry be procured, he has the enjoyment of none of them.

oder höchstens zwey abgesonderte Gemächer vorhanden. Diese Gemächer enthalten fast keinen anderen Hausrath, als Eine große und zwey kleinere Kasten, welche Kleider und allerley Geschirr einschließen. Die Sitze der Stühle sind aus Streifen von ungegerbten Büffelhäuten verfertigt. Die Fenster haben kein Glas, oder wenn man hin und wieder Bruchstücke von Glas wahrnimmt, so sind diese so beschmutzt, daß sie dem Lichte fast eben so wenig den Durchgang gestatten, als ganz undurchsichtige Körper.

Die ursprünglichen Holländer gehören zu den häuslichsten, das heißt, zu denjenigen Völkern, die in dem liebevollen Umgange mit ihren Weibern, Kindern und anderen Blutsverwandten den größten Theil ihrer Glückseligkeit suchen. Diese liebevollen Gesinnungen, dieß vertrauliche Zusammenleben und gegenseitige Beglücken der Mitglieder von Familien verschwinden am Cap gänzlich. Man findet unter den Creolen auf der Südspitze von Afrika kaum zwey Brüder, die brüderlich mit einander umgehen, oder reden [1]). Der Mann nimmt sein Frühstück allein, wie die Frau das ihrige nimmt. Eben so einsam raucht er seine Pfeife, oder schlendert im Hause umher, oder macht Besuche außer dem Hause, während die Frau ihre häuslichen Angelegenheiten besorgt. Das Mittag- und Abendessen sind die einzigen Gelegenheiten, wo Eheleute und deren Kinder sich vereinigen. Sonst sind die Kinder beständig unter den Sklaven oder Sklavinnen, deren Aufsicht man sie anvertraut hat, und welche sie daher mehr als Väter

1) Barrow II. 103—105. There is a great want of affection among near relations. It has been observed, indeed, that there are scarcely two brothers in the Cape, who will speak to each other.

und Mütter lieben. Bey gemeinſchaftlichen Beſuchen von Eheleuten bleiben die Männer der Regel nach von den Weibern abgeſondert.

Da nicht einmal Eheleute, Eltern und Kinder unter einander einig ſind; ſo wird es um deſto weniger befremden, daß faſt alle Nachbaren, beſonders auf dem Lande und dann ſolche Perſonen, welche wegen ihrer Aemter zu gemeinſchaftlichen Zwecken wirken ſollten, in einem ewigen Streite leben [1]). Die erſteren gerathen meiſtens über die ungewiſſen Gränzen oder Rechte ihrer Beſitzungen, die anderen über den Vortritt oder Vorſitz in der Kirche und bey anderen feierlichen Gelegenheiten an einander [2]); und koſtbare Proceſſe ſind daher eben ſo häufig, als lächerliche Rangſtreitigkeiten. Wer ſeinen Nachbarn hintergeht, wird als ein ſchlauer oder ſchlimmer Menſch um deſto mehr geachtet. Selbſt Lügen und Stehlen thun dem guten Namen der Creolen keinen merklichen Abbruch [3]), noch weniger die entſetzlichſten Mißhandlungen ihres Hausviehs oder ihrer

1) I. 78. II. 105. Barrow.

2) II. cc. . . It is yet a singular fact, that scarcely any two neighboors are found to be on good terms with each other, but are embroiled perpetually in quarrels and disputes . . . Little as character is regarded, they are extremely tenucious of their rank.

3) II. 103. Barrow. They are active only in mischief; and crimes against morality meet with applause, if the end be successful. A man, who in his dealings can cheat his neightour, is considered as a slim mensch, a clever fellow. Even stealing is not regarded as criminal, nor does it materially affect the character of the thief. Truth is not held as a moral virtue, and lying passes for ingenuity.

Sklaven [1]) und die unmenschlichen Grausamkeiten gegen feindliche Caffern und deren Leichname [2]).

Nach der ersten Eroberung des Vorgebirges der guten Hoffnung erließ die brittische Regierung den Bewohnern der entferuteren Distrikte eine große Schuld und zugleich die Strafe von schweren Vergehungen. Die Pflanzer, weit entfernt gegen diese Gnadenbezeugungen die geringste Dankbarkeit zu äussern, empörten sich gleich von neuem wieder, weil sie, wie alle unedelmüthige Menschen, glaubten, daß man blos deßwegen nicht züchtige, weil man dazu zu schwach sey. Die brittischen Befehlshaber erkannten nach mehreren vergeblichen Versuchen gelinderer Mittel, daß solche gegen Wohlthaten durchaus gefühllose Menschen nur mit einer eisernen Ruthe regiert und gebändigt werden könnten [3]).

Die holländischen Creolen am Cap sind eben so schmutzig in ihren Reden und Handlungen, als Frauen und Jungfrauen schamlos oder indelikat sind [4]). Man sollte kaum denken, daß solche Männer und Weiber gegen Bekannte und Unbekannte eine herzliche Gastfreundschaft üben könnten, dergleichen sie wirklich üben [5]).

Da die Europäer nicht blos in Westindien und an der Küste von Guinea, sondern auch in solchen Gegenden von Afrika und Amerika, die ihrem Va-

1) Hierüber sehe man besonders Barrow II. 96. et sq. p. Die Bauern am Cap nennen die Hottentotten die Zworte natie, gewöhnlicher das Zworte na, und glauben ein Recht zu haben, sie gleich ihren Büffelochsen zerfleischen und umbringen zu können.
2) II. 134. 135.
3) II. 136. Barrow.
4) I. 80. II. 102. Barrow.
5) I. 83. l. c.

terlande am ähnlichſten ſind, ſo viele ſichtbare und unſichtbare Vorzüge verlieren; ſo iſt es allerdings ein auffallendes Phänomen, daß die afrikaniſchen Neger durch die Verpflanzung in dieſelbigen Gegenden gewinnen, und zwar um deſto mehr gewinnen, je länger ihre Vorfahren ſich in Weſtindien oder in den ſüdlichen Provinzen des freyen Amerika oder am Cap aufgehalten haben [1]). Die Creol-Neger verachten ihre in Afrika gebornen Landsleute ſo ſehr, daß ſie nie mit denſelben reden, und ſie mit allerley Schimpfnamen belegen. Die Europäer erkennen in allen ihren auswärtigen Colonien den höhern Werth der Creol-Neger an, und bezahlen die lezteren wenigſtens zweymal ſo theuer, als die in Afrika Gebornen. Die Creol-Neger werden nicht blos mit jeder Zeugung größer, ſtärker, geſunder und beſſer gebildet, ſondern auch verſtändiger, brauchbarer und weniger übel geartet. Die meiſten Schriftſteller leiteten die Verbeſſerung des Neger-Stammes in den Colonien der Europäer daher ab, daß die Luft in den neuen Wohnſitzen weniger heiß und feucht ſey: daß ſie alſo die Fibern der in Afrika gebornen Neger mehr anziehe, und ihnen eine Schnellkraft gebe, welche ſie in ihrem urſprünglichen Vaterlande nicht erhalten könnten. Ich trage Bedenken, dieſer Vermu-

1) Die Schriftſteller über die Veredelung der Neger in Weſtindien und auf dem feſten Lande von Amerika habe ich im götting. hiſt. Mag. VI. 636. 638. angezeigt. Die vornehmſten ſind: Long II. 403. 404. 410. Ludewig S. 124. Moseley p. 66. 67. Der leztere ſagt: The reverse of what is supposed to happen to the European, attends the African race. Every generation here is an improvement on the former. Ueber die Creol-Neger am Cap, Barrington p. 32.

thung beyzustimmen, weil die Neger durch die Versetzung nach Westindien oder an das Cap und in das südliche Amerika mehr leiden, oder häufiger erkranken und sterben, als Europäer, auch sich viel schwerer und langsamer, als diese, an das neue Klima und den neuen Boden gewöhnen. Mir ist es wahrscheinlicher, daß die Zucht, unter welcher die Neger-Sklaven gehalten werden, die Nothwendigkeit zu arbeiten und die Entwöhnung von vielen Lastern und Verbrechen, denen sie sich in Afrika ungestraft überließen, es allein oder doch vorzüglich bewirken, daß die Kinder der aus Afrika verpflanzten Neger mit immer besseren oder doch weniger schlimmen Anlagen geboren werden, als ihre Väter u. s. w.

Die meisten Gegenden der asiatischen Halbinsel, so wie die meisten fruchtbaren Abschnitte des übrigen westlichen Asiens übertreffen die glücklichsten Länder unsers Erdtheils sehr weit durch die Ergiebigkeit des Bodens, durch die Schönheit und Milde des Himmels, endlich durch die Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit ihrer Erzeugnisse. Nichts destoweniger arteten die Europäer von jeher selbst in diesen wegen ihres Bodens, ihres Klima und ihrer Erzeugnisse gepriesenen Gegenden und zwar mehr aus, als in dem kalten und öden Sibirien: wiewohl nicht so sehr, als in Amerika oder als im südlichen Asien und Afrika. Meine Leser erinnern sich, daß der größte Theil der asiatischen Halbinsel lange vor den ältesten Geschichtschreibern der Griechen von europäischen Pflanzvölkern, vorzüglich thracischen und griechischen Ursprungs, besetzt wurde. Alle diese eingewanderten Stämme arteten in wenigen Jahrhunderten in einem solchen Grade aus, daß die Ausgearteten selbst ihre Verschlechterung nicht abläugnen konnten, son-

dern ſich vielmehr unter einander ihren Sklavenſinn und übrigen Sklavenlaſter in allgemein bekannten ſprichwörtlichen Redensarten vorwarfen [1]). Ein gleiches Schikſal hatten in der Folge die Griechen, die ſich unter dem Alexander und deſſen Nachfolgern im ganzen weſtlichen Aſien niederließen, die Gallier, die ſich in Phrygien anſiedelten, endlich die Römer und Franken, wovon die Einen ſich des Syriſchen, die Andern des Reiches von Jeruſalem bemächtigten [2]). Man kann freylich ſagen, daß alle

1) Cicer. pro Flacco c. 27. Quamobrem quæso a vobis, Asiatici testes, cum vere recordari voletis, quantum auctoritatis in judicium afferatis, vosmetipsi describatis Asiam: nec quid alienigenæ de vobis loqui soleant, sed qui vosmetipsi de genere vestro statuatis, memineritis. Namque ut opinor, Asia vestra constat ex Phrygia, Mysia, Caria, Lydia. Utrum igitur nostrum est, an vestrum hoc vetus proverbium, Phrygem plagis fieri solere meliorem? Quid de tota Caria? nonne hoc vestra voce vulgatum est, si quid cum periculo experiri velis, in Care id potissimum faciendum? Quid porro in Græco sermone tam tritum, atque celebratum est, quam si quis despicatui ducitur, ut Mysorum ultimus esse dicatur? Nam quid ego dicam de Lydia? quis unquam Græcus Comœdiam scripsit, in qua servus primarum partium Lydus non esset?

2) Manlius apud Livium XXXVIII. c. VI. Macedones, qui Alexandriam in Aegypto, qui Seleuciam ac Babyloniam, quique alias sparsas per orbem terrarum colonias habent, in Syros, Parthos, Aegyptios degenerarunt. Hi (Galli) jam degeneres sunt; misti et Gallogræci vere, quod appellantur. Phrygas igitur Gallicis oneratos armis .. victores victos cædetis. .. Duratos eos tot malis, exasperatosque accepit terra, quæ copia rerum omnium saginaret. Uberrimo agro, mitissimo cœ-

dieſe Haufen von Europäern, welche nach Aſien auswanderten, vorzüglich deßwegen ausarteten, weil ſie ihren Stamm nicht rein erhielten, ſondern ſich mit eingebornen Weibern vermiſchten.

Dieſe Bemerkung iſt allerdings richtig. Allein eben ſo wahr iſt die Beobachtung der Begleiter Alexanders, vorzüglich aber der römiſchen Geſchichtſchreiber, daß ſelbſt die Krieger, welche man nur auf kurze Zeiten nach Aſien führte, merklich verdorben worden, und daß namentlich die Legionen des Manlius, welche die Galater, und die des Scipio, welche den Antiochus überwanden, nicht blos ſelbſt die Laſter der Aſiaten annahmen, ſondern auch in Rom und dem übrigen Italien verbreiteten [1]).

Unter allen Continenten hat keiner ſo fürchterlich öde Geſtade, ſo nackte, zerriſſene und unzugängliche Gebirge, ſo wenige und kleine Ströme und Bäche, ſo wenige kühlende und nährende Pflanzen und Früchte, ſo wenige brauchbare Holzarten, ſo wenige genießbare oder ſonſt nützliche Thiere, ſo viele Monſtra, ſowohl in der vegetabiliſchen, als animaliſchen Welt, endlich ſo wenige, ſo elende und thierartige Menſchen, als Neuholland dem bey weitem größten

lo, clementibus accolarum ingeniis, omnis illa, cum qua venerant, mansuefacta est feritas. Vobis, Martis viris cavenda et fugienda quam primum amœnitas est Asiæ. Ueber die Ausartung der Franken im gelobten Lande, Wilhelm. Tyr. XXI. c. 17. über die Pullanen oder die mit eingebornen Weibern erzeugten Kinder der Fremden. Jacob. de Vitriaco c. 72.

1) Man ſ. meine Geſchichte des Verfalls der Sitten u. ſ. w. der Römer zu den Zeiten der Republik S. 23. u. f.

Theile nach [1]). Selbſt in dem Theile dieſes Auſtral-Landes, wo die Britten ſeit etwa einem halben Menſchenalter eine Colonie gegründet haben, ſind weder Klima noch Boden nach den gewöhnlichen Merkmalen, nach welchen man die Güte von beyden zu ſchätzen pflegt, mit dem Klima und Boden in den ſchönſten Gegenden des weſtlichen Aſiens zu vergleichen [2]). Nichts deſto weniger ſcheint es, als wenn nicht blos die meiſten Arten von europäiſchem Getreide und Gartengewächſen, auch alles große und kleine Vieh, ſondern ſelbſt die europäiſchen Coloniſten ſich in Neu-Süd-Wales veredelt hätten [3]). Die erſten Coloniſten beſtanden aus lauter todeswürdigen Verbrechern und aus liederlichen Weibsperſonen, welche das Mutterland wegen ihrer Unverbeſſerlichkeit ausgeworfen hatte. Die Einen wurden in dem Laufe von wenigen Jahren durch eine dem fremden Beobachter beynahe unbegreifliche Verwandlung ruhige Bürger, fleißige und betriebſame Hauswirthe, zärtliche Gatten und Väter: die anderen treue Ehegenoſſinenn und liebevolle Mütter [4]). In keiner andern, ſelbſt

britti-

1) Péron I. 78. 128. 138. 388. 89. 412.
2) ll. cc. und dann noch p. 424—27. 441. 42. Man vergleiche meine Betrachtungen über die Fruchtbarkeit von Aſien u. ſ. w. II. 441. u. f. S.
3) Péron I. 381. 82.
4) l. c. sous ces toits agrestes, au milieu de ces forêts profonds, habitent en paix des brigands, qui étoient naquère la terreur de l'Europe, . . . là, vivent ces escrocs, ces filoux, ces fripons de toute espèce. Tous ces malheureux, jadis le rebut, et la honte de leur patrie, sont devenus, par la plus inconcevable des métamorphoses, des cultivateurs laborieux, des citoyens heureux et paisibles

brittiſchen Colonie, machten der Gartenbau und Feldbau, die Fiſcherey und Schiffahrt in ſo kurzer Zeit ſolche reiſſende Fortſchritte, ſo wie in keiner andern Colonie bequeme Wege und Brücken zur genauern Verbindung der verſchiedenen Niederlaſſungen und Pflanzungen ſo ſchnell gebaut wurden, als in Neu-Süd-Wales. Die weiſen Geſetze, nach welchen man die Colonie in Neu-Süd-Wales gründete und verwaltete, und die trefflichen Männer, welche man der Colonie vorſetzte, trugen unläugbar zu der Umbildung der in ihrem Innerſten verdorbenen Menſchen bey, womit man das ferne Auſtral-Land bevölkerte. Allein weder die größte Weisheit der Geſetze, noch die unerſchütterlichſte Strenge der Beamten würden die vorgegangene Sittenbeſſerung bewirkt haben, wenn phyſiſche Urſachen der Natur der europäiſchen Ankömmlinge auf eine ähnliche Art geſchadet hätten, wie ſelbſt im nördlichen Amerika, oder am Vorgebirge der guten Hoffnung. Am ſicherſten iſt es, die Erfahrung mehrerer Menſchenalter abzuwarten, um die Frage zu entſcheiden, ob außer Europa Neu-Süd-Wales das einzige Land ſey, wo die Söhne und Töchter unſers Erdtheils nicht allein nicht verſchlechtert, ſondern viel eher veredelt werden?

sibles .... et lorsque nous venions à voir les soins empressés des mères pour leurs enfans, et que nous nous rappellions, que peu d'années auparavant ces mêmes femmes, étrangères à toute affection tendre, à tout sentiment delicat, n'etoient autre chose, que de hideuses prostituées, cette nouvelle revolution dans les moeurs nous inspiroient les réflexions les plus attachantes, et les plus douces.

Kann man, und in wie fern kann man ſagen, daß die Menſchen überhaupt, oder dieſe und jene Völker einem gewißen Boden und Klima anerſchaffen worden?

So wie nicht alle Gewächſe und Thiere, welche die Verpflanzung in einen andern Boden und in ein anderes Klima ertragen, in gleichem Grade verſetzbar ſind; ſo ſind auch nicht alle Pflanzen und Thiere, welchen die Natur einen gewißen Boden und ein gewißes Klima angewieſen hat, in gleichem Grade an den einen oder das andere gefeſſelt.

Am meiſten ſind es diejenigen Pflanzen und Thiere, welche die Natur auf einen kleinen oder mäßigen Erd- und Luftſtrich dergeſtalt beſchränkt hat, daß ſie außerhalb des einen und des andern nicht beſtehen können. Nach den Wahrnehmungen von Peron iſt eine jede Art von Kangurus auf eine ſolche Art an eine beſtimmte Strecke des Continents von Neu-Holland oder an beſtimmte Inſeln gebunden, daß man ſie außerhalb dieſer ihnen angewieſenen Heimath niemals antrifft [1]). Die ſchönſte unter allen Ziegenarten, welche die Wolle zu den feinſten Schawls liefert, iſt ausſchließlich für die nackten und kalten Ge-

1) Péron I. 114. 115. Le Kanguroo à bandes peuple de ses essaims les trois îles de Bernier, de Dorre, et de Dirk-Hartighs, sans que nous ayons pu jamais en retrouver sur aucune partie du continent, ou des autres îles, que nous avons successivement reconnues. On verra dans la suite, se reproduire le même phénomène pour toutes les espèces de Kanguroos; c'est-à-dire, qu'on verra chacune d'elles fixée par la nature sur telles, ou telles îles, sur telle ou telle terre, sans qu'aucun individu paroisse au-delà de ces limites particulières à leur espèce.

birge von Thibet geſchaffen worden. Wenn man die thibetaniſchen Ziegen nach Bengalen bringt, ſo verlieren ſie nicht nur in kurzer Zeit ihre ſeidenartige Wolle, ſondern büßen auch ihr Leben ein, und daher mißlang, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, jeder Verſuch, dieſe Thierart nach England zu verpflanzen [1]). Die pelagiſchen Zoophyten und Mollusken ſind im Durchſchnitt an gewiße Grade der Breite und Länge angewieſen, ohne die ihnen von der Natur vorgeſchriebenen Gränzen jemals zu überſchreiten [2]).

Weniger gebunden ſind diejenigen Pflanzen und Thiere, welche die Natur zwar auf ein gewißes Klima, aber nicht auf einen gewißen Boden beſchränkt hat, und die alſo in den verſchiedenſten Gegenden fortleben können, wenn ſie nur die ihnen angemeſſene Temperatur der Luft finden. Hieher gehören alle tropiſche Früchte und alle Thierarten, die der heiſſen Zone eigenthümlich, aber allen, oder doch mehreren Erdtheilen gemein ſind.

Noch weniger gebunden ſind ſolche Pflanzen und Thiere, die zwar außerhalb des ihnen beſtimmten Bodens und Klima beſtehen können, aber doch, wenn ſie in einen andern Boden und in ein anderes Klima verſetzt werden, das Vermögen verlieren, ihr Geſchlecht

1) Turner p. 356.

2) Péron I. 492. 93. . . on pourra voir dans la suite de nos travaux, que les différentes espèces de Zoophites, et de Mollusques pélagiens ne sont pas disséminées au hazard sur la surface de l'océan; mais que chacune d'elles, fixée toujours à de certaines latitudes, à de certaines longitudes, se reproduit constamment aux mêmes lieux, où la température vraisemblablement plus, que toute autre chose, la contraint d'habiter, ou de se reléguer.

fortzupflanzen. Die meiſten Getreidearten und Gartengewächſe des gemäßigten Europa gedeihen in manchen Gegenden, ſowohl der kalten, als der heiſſen Zone. Allein ſie bringen entweder keine Früchte, oder keinen fruchtbaren Saamen hervor.

Nur von den Pflanzen und den Thieren, die einzig und allein in einem gewißen Klima und auf einem gewißen Boden leben und ſich fortpflanzen können, darf man im eigentlichen oder ſtrengſten Sinne des Worts ſagen, daß ſie von der Natur an einen beſtimmten Boden und an ein beſtimmtes Klima gefeſſelt ſeyen.

Eine große Menge von Pflanzen und Thieren kann nicht blos außerhalb des ihrer Natur am meiſten angemeſſenen Bodens und Klima beſtehen, ſondern ſich auch fortpflanzen; büßt aber zugleich durch jede Verſetzung aus ihrer Heimath um deſto mehr von ihren angeſtammten Vorzügen ein, je mehr der neue Boden und das neue Klima von dem natürlichen Boden und Klima verſchieden ſind. Meine Leſer erinnern ſich, daß faſt alle Hausthiere des gemäßigten Europa's, die entweder in die heiſſe Zone oder ſelbſt nach den Ländern des gemäßigten Erdſtrichs in Afrika und Amerika verpflanzt werden, mehr oder weniger ausarten. Auf eine ähnliche Art verhält es ſich mit den ſogenannten Tanguns oder der Pferdeart, die dem Lande Butan ausſchließlich eigen iſt [1]).

1) Turner p. 22. 23—94. This species, which is indigenous to Bootan, has its title from the region, in which they are bred ... from Tangustan, the general appellation of that assemblage of mountains, which constitutes the territory of Bootan. The breed is altogether confined within these limits, bling found in none of the neighbouring countries; neither in Assam, Nipal, Tibet nor

Die Tanguns behalten ſelbſt in Bengalen einen groſ-
ſen Theil des unbezwinglichen Feuers bey, womit
ſie ohne Treiben alle ihre Kräfte, ja ſogar ſehr oft
ſich über ihre Kräfte anſtrengen; allein ſie werden
häufiger, als andere von außen eingeführte Pferde,
Opfer des bengaliſchen Klima's, und können die Hitze
dieſes Landes weniger, als perſiſche und tatariſche
Pferde ertragen [1]). Von Pflanzen und Thieren,
die bey der Verſetzung auf einen andern Boden und
in ein verſchiedenes, oft entgegengeſetztes Klima man-
che Vorzüge verlieren, aber doch außer ihrer Hei-
math fortleben, und ſich fortpflanzen können, läßt
ſich nicht ſagen, daß ſie an einen gewißen Boden und
ein gewißes Klima gebunden ſeyen; ſondern nur,
daß ſie einem ihrer Natur am meiſten angemeſſenen
Boden und Klima anerſchaffen worden.

Im Ganzen ſind die Pflanzen den Einwirkun-
gen von Boden und Klima mehr ausgeſetzt, als die
Thiere; die Thiere mehr, als der Menſch: die un-
vollkommneren Thiere und Völker mehr, als die
vollkommneren. Dieſe Naturgeſetze machen es ſchon
an ſich höchſt wahrſcheinlich, daß die Pflanzen häufi-
ger und ſtärker, als die Thiere: die Thiere häufiger
und ſtärker, als der Menſch: die unvollkommneren

Bengal. I am inclined to consider it as an origi-
nal and distinct species. . . . They are usually
about thirteen hands in height, and are remarkable
for their symmetry and just proportions: uniting
in an eminent degree both strength and beauty. . .
It is surprising to observe the energy and vigour
apparent in the movements of a Tangun.

1) l. c. for after all, strong and hardy as Tanguns
are, they are less able to bear the heat of an In-
dian sun, than any other breed, and they often
fall victims to it, when hard driven in very hot
weather.

Thiere und Völker häufiger und stärker, als die vollkommneren an einen gewißen Boden und an ein gewißes Klima von der Natur gefeſſelt worden. In der That ſind die finniſchen Stämme und die ihnen ähnlichen Grönländer, Eskimos und Feuerländer: die Ichthyophagen an den arabiſchen und perſiſchen Geſtaden, ſo wie an den öden Küſten von Neu-Holland und Diemen-Land: die Kameelhirten der Wüſte und die Waldmenſchen im Innerſten der großen oſtindiſchen Inſeln die einzigen menſchlichen oder menſchenähnlichen Bewohner der Erde, von welchen man annehmen kann und beynahe annehmen muß, daß ſie gleich manchen Thieren und Pflanzen an die Heimath, in welche die Natur ſie ſetzte, gefeſſelt worden. Man muß dieſes nicht blos deßwegen annehmen, weil die Grönländer und andere ihnen ähnliche Wilde, welche man aus ihrem Vaterlande fortführte, in kurzer Zeit ſtarben, ſondern auch, weil ſich nicht abſehen läßt, wie die genannten Völker anderswo, als in ihrem urſprünglichen Vaterlande beſtehen könnten: die finniſchen Stämme außer den Sümpfen und Wildniſſen, die ihnen ohne ſchwere Arbeit im Sommer durch den Fiſchfang, im Winter durch die Jagd reichliche Nahrung liefern: die Ichthyophagen außer den öden Küſten, wo das Meer ihnen täglich beynahe ohne die geringſte Bemühung die Fiſche und andere Seethiere, welche ſie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen, vor die Füße wirft: die Kameelhirten außer der Wüſte, in welcher ſie allein frey athmen können: die Waldmenſchen endlich in Ceylon, Sumatra und den Philippinen außer den unzugänglichen Gebirgen und Wäldern, wo ſie wilde Früchte und Wurzeln, wilden Honig und das Fleiſch von allerley Wildpret im Ueberfluß finden.

Von allen übrigen Völkern kann man nur behaupten, daß ſie einem gewißen Klima und Boden mehr oder weniger anerſchaffen ſeyen. Es gibt in der Anerſchaffenheit eben ſowohl Grade, als in der Gebundenheit an Boden und Klima. Die erſtere nähert ſich der leztern um deſto mehr mit je größeren Gefahren für Geſundheit und Leben die Verſetzung in eine andere Heimath verbunden iſt, und je ſchwerer die Verſetzten ſich an einen andern Boden und an ein anderes Klima gewöhnen. Die Neger-Völker ſind unläugbar mehr für die heiſſe, als für die gemäßigte und kalte Zone, mehr für niedrige und feuchte, als für hohe und trockne Gegenden beſtimmt, weil ſie in der größten Hitze am munterſten ſind, und ſich ſowohl in der Regenzeit, als auf den Reispflanzungen beſſer befinden, als in der trocknen Jahrszeit und in ſolchen Gegenden, welche die Europäer ihrer Geſundheit am zuträglichſten glauben. Alle Hirtenvölker, die eine unüberwindliche Abneigung gegen feſte Wohnſitze haben, und auch zu den Arbeiten des Ackerbaus untüchtig ſind, wurden von der ſchaffenden Natur mehr für die Weideplätze und Steppen in Aſien und Afrika, als für die fruchtbaren, des Anbaus fähigen, Gefilde dieſer Erdtheile hervorgebracht. Eben ſo augenſcheinlich iſt es, daß die Natur die Organiſation der Völker des ſüdlichen Aſiens, die Hindus mit eingeſchloſſen, dem ihnen angewieſenen Boden und Klima anpaßte. Solche ſchwache und indolente Menſchen, dergleichen die Hindus, die Peguaner, Siameſen u. ſ. w. ſind, konnten nur in ſolchen Ländern beſtehen, wo das Klima wenige Bedürfniſſe auflegte, und der fruchtbare Boden der Schwäche und Trägheit der Einwohner durch eine Menge freywilliger Gaben zu Hülfe kam, auch die

geringſten Anſtrengungen, welche man auf ſeinen Anbau wandte, durch hundertfältige Früchte belohnte. China und Japan wurden in Rückſicht auf Klima und Boden weniger begünſtigt, als die übrigen oſtindiſchen Reiche und Inſeln; und eben deßwegen war es nothwendig, daß die Natur den Chineſen und Japaneſen mehr Arbeitſamkeit einpflanzte, als anderen ſüdlichen Aſiaten. Die ſogenannten morgenländiſchen Völker ſind ſtärker und nicht ganz ſo indolent, als die meiſten oſtindiſchen Nationen. Allein wie unvollkommen ſind doch ſelbſt unter jenen der Ackerbau und Gartenbau, ſammt den dazu erforderlichen Inſtrumenten in Vergleichung mit denen der kultivirten Bewohner unſers Erdtheils? Ohne einen ſo leichten und fruchtbaren Boden, als die Natur den weſtlichen Aſiaten ſchenkte, würden dieſe ſich eben ſo wenig an die Arbeiten des Ackerbaus gewagt haben, als es die Juden in Europa thun. Die ackerbauenden Tataren ſind unter den morgenländiſchen Völkern das einzige, was ſich durch einen größern Fleiß im Feldbau und durch ſchwerere Inſtrumente unterſcheidet; und gerade dieſe Tataren ſind es, welche die Natur zur Bevölkerung von Ländern beſtimmte, die einen ſchwerern Boden und ein weniger freundliches Klima haben, als die Provinzen des weſtlichen Aſiens. Weder die Ruſſen noch irgend ein anderes ſlawiſches Volk kommt den Tataren in Rückſicht auf ſorgfältigen Ackerbau und auf Güte der dazu erforderlichen Werkzeuge bey. Auch hausten die Slawen urſprünglich, und wohnten von jeher, wenn ſie die Wahl hatten, am liebſten in ſolchen Gegenden, deren Boden leicht und ſandig war. Solche ſchwache Anſtrengungen und ſo unvollkommne Werkzeuge des Ackerbaus, als den ſlawiſchen Völkern eigen ſind, würden

nicht hingereicht haben, das ſchwere und fette Erdreich in den Ländern des weſtlichen Europa's zu bezwingen, die von jeher von den arbeitſamſten, geiſtvollſten, tapferſten und edelmüthigſten Völkern beſetzt waren. Die Natur paßte auch die urſprünglichen Bewohner unſers Erdtheils, die Germanier, Celten u. ſ. w. ihrem Klima und Boden an. Der unläugbarſte Beweis davon iſt die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß die Europäer zwar beſſer, als die übrigen Völker in allen Erdtheilen und Zonen ausdauern, daß ſie aber zugleich in allen anderen Erdtheilen ausarten, ſelbſt in ſolchen Gegenden, die in Anſehung der Fruchtbarkeit des Bodens und der Milde ſowohl, als Geſundheit des Klima's entſchiedene Vorzüge vor den europäiſchen Mutterländern haben. Da nun die Natur die Menſchen, wie die Pflanzen und Thiere, wenn auch nicht an einen gewißen Boden und an ein gewißes Klima feſſelte, wenigſtens dem einen und dem andern anerſchuf, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſich jedes Volk und jeder Völkerſtamm am beſten in ſeinen älteſten und urſprünglichen Wohnſitzen erhielt.

V.

Giebt es natürliche Familien von Völkern, wie von Thieren und Pflanzen, und wie viele ſolcher Familien kann man in Aſien, in den Südländern und auf den oſtindiſchen ſowohl, als Südſee-Inſeln zählen?

Unter Völker-Familie verſtehe ich einen Inbegriff natürlich verwandter Völker, d. h. ſolcher Völker, die in den vornehmſten Beſchaffenheiten des Körpers, des Geiſtes und des Gemüths zuſammenſtimmen, wenn gleich ein jedes ſich von den übrigen durch erhliche Merkmale unterſcheidet.

Wenn wir der Völkerordnung folgen, welche ich in den bisherigen Unterſuchungen beobachtet habe; ſo müſſen wir zuerſt nach der Verwandtſchaft der älteſten Bewohner des hohen öſtlichen Aſiens fragen. Dieſe ſind die verſchiedenen Stämme der Mongolen und Kalmucken. Den Mongolen und Kalmucken gleichen gegen Norden die Tunguſen und Buräten, gegen Süden die Bewohner ſowohl von Groß- und Klein-Thibet, als die der meiſten Bergländer zwiſchen Thibet und Hindoſtan ſo ſehr, daß man die natürliche Verwandtſchaft der einen und der anderen nicht verkennen kann. Die Butaner ſind zwar den mongoliſchen Völkern durch die Form ihres Geſichts ähnlich. Uebrigens unterſcheiden ſich die erſteren von den lezteren durch Farbe, Körperbildung und andere Merkmale ſo ſtark, daß man ſie weder für einen Zweig noch für natürliche Verwandte des mongoliſchen Völkerſtamms halten kann.

Eine zweyte Völker-Familie begreift die echten oder wenig vermiſchten finniſchen Horden im nördlichen Aſien und Europa. Die finniſchen Völker nähern ſich den mongoliſchen mehr, als allen übrigen. Nichts deſto weniger weichen die erſteren von den lezteren in ſo vielen Stücken ab, daß man nicht umhin kann, ſie als eine beſondere, von mongoliſchen verſchiedene, Völker-Familie zu betrachten. Wiederum unterſcheiden ſich die Tſchucktſchen, die Koräken, die Kamtſchadalen und öſtlichen Inſulaner ſowohl von den mongoliſchen, als finniſchen Stämmen ſo ſehr, daß man faſt berechtigt iſt, ſie als für ſich beſtehende, urſprüngliche Nationen anzuſehen. Die kuriliſchen Inſulaner ſind ohne Zweifel tatariſchen Urſprungs.

Eine dritte Völker-Familie enthält die Bewoh-

uer des ſüdlichen Aſiens vom Ausfluß des Burramputers an bis nach Japan hin. Die Völker des ſüdlichen Aſiens haben allerdings vieles mit den Bewohnern des öſtlichen Aſiens gemein: weßwegen auch mehrere Schriftſteller alle ſüdlichen Aſiaten aus dem hohen öſtlichen Aſien ableiteten. Ich habe zu ſeiner Zeit bewieſen, daß die Nationen des ſüdlichen Aſiens weder von den Kalmucken und Mongolen entſproſſen, noch daß eine derſelben das Stammvolk der übrigen ſeyn könne. Die ſüdlichen Aſiaten verhalten ſich wie die Länder, welche ſie bewohnen. Ein jedes dieſer Länder hat eigenthümliche Produkte oder erzeugt dieſelbigen Produkte mit eigenthümlichen Beſchaffenheiten. Und dennoch haben alle dieſe Länder unverkennbare Aehnlichkeiten in Rückſicht auf Klima, Boden, Pflanzen und Thiere. Dieſelbige Verſchiedenheit und Aehnlichkeit findet bey den Völkern des ſüdlichen Aſiens Statt. Keins iſt dem andern ſo gleich, daß man ſie für gemeinſchaftlichen Urſprungs, oder für Zweige deſſelbigen Stammes halten könnte. Zugleich aber ſtimmen alle dieſe Völker in ſo manchen äußeren und inneren Merkmalen zuſammen, daß man ſie mit eben dem Rechte Eine Völker-Familie, wie die Länder, welche ſie bewohnen, Einen gleichförmigen Abſchnitt des ſüdlichen Aſiens nennen kann.

Hindoſtan gleicht den übrigen Reichen des ſüdlichen Aſiens viel mehr, als die beyden Hauptarten der Hindus den übrigen ſüdlichen Aſiaten gleichen. Sowohl die Hindus der höheren, als die der unteren Kaſten ſind von allen ihren Nachbaren, alſo auch von den ſüdlichen Aſiaten ſo gänzlich verſchieden, daß man ſie unmöglich für gemeinſchaftlichen Urſprungs mit dieſen oder für natürliche Verwandte derſelben erklären kann. Die Hindus beſuchten und bevölkerten

ſchon vor Jahrtauſenden mehrere oſtindiſche Inſeln, beſonders Ceylon. Die Ceyloneſen nähern ſich unter allen oſtindiſchen Inſulanern den Hindus am meiſten. Nichts deſto weniger weichen die Erſteren von den letzteren auf ſo mannichfaltige Arten ab, daß die einen nicht von den andern entſprungen ſeyn, und nur kaum entfernte natürliche Anverwandte derſelben genannt werden können. Noch viel größer iſt der Abſtand der Ceyloneſen von den Bewohnern der übrigen oſtindiſchen Inſeln. Die oſtindiſchen, beſonders die größeren oſtindiſchen Inſeln, Ceylon ausgenommen, ſind von drey verſchiedenen Menſchenarten beſetzt. Auf den Ufern oder an den Küſten findet man durchgehends Malayen. In den Thälern und auf den Hügeln des Binnenlandes hauſen Völker, die, wenn ſie gleich von den Malayen verſchieden ſind, doch zu der Völker-Familie des ſüdlichen Aſiens gerechnet werden können. Die negerartigen Waldmenſchen hingegen, welche in den unzugänglichſten Gebirgen und den unwegſamſten Wildniſſen umherirren, machen eine von den übrigen ſüdlichen Aſiaten gänzlich verſchiedene Menſchenart aus. Es iſt kaum gedenkbar, daß dieſe ſcheuen Waldmenſchen ſich aus Einer Inſel über die übrigen verbreitet haben ſollten. Faſt eben ſo wenig wahrſcheinlich iſt es, daß die Waldmenſchen der oſtindiſchen Inſeln natürliche Anverwandte der negerartigen Ichthyophagen in den Südländern und auf den Südſee-Inſeln ſeyen.

Die Südländer und Südſee-Inſeln bieten eine eben ſo große Mannichfaltigkeit von Menſchen-Naturen dar, als die oſtindiſchen Eylande. Noch merkwürdiger iſt es, daß die Bewohner der Südländer und Südſee-Inſeln von denen der oſtindiſchen Reiche und Eylande gänzlich verſchieden ſind. Kein Land

oder Eyland des ſüdlichen Aſiens enthält ſolche Menſchen, dergleichen die großen, ſchönen und ſtarken Inſulaner der Südſee ſind. Eben ſo wenig trifft man im ſüdlichen Aſien ſolche negerartige Ichthyophagen, wie in den Südländern und Südſee-Inſeln an. Selbſt die Kaſte der Tautaus ſcheint weder den Malayen, noch andern oſtindiſchen Inſulanern ähnlich oder natürlich verwandt zu ſeyn. Man muß daher in den Südländern und auf den Südſee-Inſeln wenigſtens drey verſchiedene Völker-Familien annehmen: die der großen, ſchönen, ſtarken und freundlichen Erihs: die der kleinen, häßlichen und dienenden Tautaus: endlich die der negerartigen Ichthyophagen. In der erſten und dritten dieſer Völker-Familien ſind ſo viele und große Unterſchiede vorhanden, daß man in der Folge allem Anſehen nach genöthigt ſeyn wird, eine jede derſelben in mehrere von einander verſchiedene Gattungen zu zerlegen.

Im weſtlichen Aſien ſtimmen die Ichthyophagen am meiſten zuſammen, und die Gebirgvölker weichen am meiſten von einander ab. Wenn die Fiſcheſſer an den perſiſchen und arabiſchen Küſten auch nicht von einander abſtammen, oder von völlig gleicher Natur ſind; ſo ſind ſie einander doch ſo ähnlich, daß man ſie als Mitglieder Einer Familie betrachten kann. Hingegen unterſchieden ſich von jeher die Afganen von den Kurden, die Kurden von den Bergvölkern in Armenien, die in Armenien von denen in Cilicien, Piſidien, Iſaurien und im Pontus, die pontiſchen von den kaukaſiſchen, endlich die kaukaſiſchen Bergvölker von einander ſo ſehr, daß man beynahe gezwungen wird, ein jedes Bergvolk des weſtlichen Aſiens als einen beſondern, oder für ſich beſtehenden Menſchenſtamm anzuſehen. Unter den Nomaden des

westlichen Asiens zeichnen sich die arabischen Kameelhirten mehr von den übrigen arabischen Beduinen, als diese von den turkomannischen und kurdischen Hirten aus. Unter den ackerbauenden Völkern des westlichen Asiens sind die zwischen dem Halys und Tigris einander ähnlicher, als die zwischen dem Tigris und Indus. So sehr aber auch die Ersteren von den letzteren und in beyden Völkerhaufen jede Nation von der andern abweichen mag, so haben sie doch so viele äußere und innere Merkmale gemein, daß man sie insgesammt als Mitglieder Einer großen Völker-Familie gelten lassen, und unter dem Namen der morgenländischen Nationen zusammenfassen kann.

VI.

Betrachtungen über eine Stuffenleiter der Humanität, nach welcher die bisher untersuchten Völker in Rücksicht ihrer geringeren oder größeren menschlichen Vorzüge geordnet werden.

Nach den bisherigen Untersuchungen wird keiner meiner Leser daran zweifeln, daß ganze Völker und Völker-Familien sich in Ansehung ihres Aeußern und Innern eben so sehr oder noch mehr von einander unterscheiden, als unter einer jeden Natur einzelne Individuen von einander abweichen. Es ist daher keine müßige Frage, wenn man zu erfahren wünscht, wie die Völker, von welchen ich bisher gehandelt habe, in Rücksicht ihrer Humanität neben einander, oder über und unter einander geordnet werden müssen. Unter Humanität verstehe ich den ganzen Inbegriff der äußeren und inneren Vorzüge, wodurch die edelsten Völker unsers Erdtheils sich über die Thiere erheben.

Die unorganiſche Natur geht ſo unmerklich in die organiſche, das Pflanzenreich ſo unmerklich in das Thierreich über, daß kein Forſcher bisher im Stande war, und vielleicht jemals im Stande ſeyn wird, die Gränzen der einen und der anderen genau zu bezeichnen. Eben ſo ungewiß ſind die Gränzen der Thierheit und Humanität, oder die der blos thieriſchen und der wahrhaft menſchlichen Natur. Mehrere Thierarten haben ſo viel menſchliches, manche Völker ſo viel thieriſches, daß man nicht weiß, ob man die einen zu den Menſchen, oder die anderen zu den Thieren zählen, oder beyde als Mittelweſen anſehen ſoll, die zwiſchen den Thieren und den Menſchen in der Mitte ſtehen.

Schon in den großen und ſcheußlichen Affen, die in Guiana Quata oder Quato genannt werden, zeigen ſich einige Spuren menſchlicher Eigenſchaften. Die Quato's ſuchen die Menſchen, die ſich ihnen nähern, theils durch das Ausſchütten ihrer Excremente, theils durch das Werfen von kleinen Stöcken abzuwehren. Wenn ſie verwundet werden, ſo halten ſie die Wunden mit der Hand zu, beſehen das herausfließende Blut, fangen jämmerlich an zu heulen, und erſteigen die höchſten Gipfel der Bäume, auf welchen ſie ſich aufhalten. Ihr Geſicht iſt unbehaart und roth, und ſowohl wegen dieſer Geſichtsfarbe, als wegen der tief eingeſenkten Augen haben ſie eine auffallende Aehnlichkeit mit alten Indianerinnen [1]).

Ohne Vergleichung menſchenähnlicher, als der Quato, iſt der Orang-Utang von Borneo, welchem

1) Stedmann II. 10. 11. . . . the creature face is quite naked and red, with deep sunk lyes, which gives it much the apparance of an old Indian woman.

man daher auch den Namen des Waldmenſchen gegeben hat [1]). Der Orang-Utang, welchen Hamilton ſah, war vier Fuß hoch, und hatte grobe Knochen, beſonders lange Arme. Wenn er aufrecht ſtand, ſo reichten die Spitzen der Finger bis an die Kniee. Seine Lenden und Beine waren in Verhältniß zu ſeinem Körper nicht ſtark genug. Die Füße waren lang, vorn ſehr breit, und hinten zu ſchmal. Seinen vorſtehenden Bauch bedeckte ein helleres und dünneres, den übrigen Leib ein dichteres und längeres dunkelbraunes Haar. Er hatte einen dicken Kopf, ein breites und volles Geſicht, graue und kleine Augen, eine kleine platte Naſe, ſehr ſtarke Oberlippen und Unterkinbacken. Er ſchneuzte ſeine Naſe mit den Fingern, machte Feuer an, und blies hinein, um es zu beleben. Ein anderer Orang-Utang briet einen Fiſch, um ihn mit gekochtem Reis zu eſſen. Die Weibchen haben regelmäßige Reinigungen. Sowohl die Männchen, als die Weibchen ſind ohne allen Schwanz, und gehen aufrecht. Sie ſind von einer trüben Gemüthsſtimmung, und ſpielen ſelbſt in ihrer Jugend nie, wie andere Thiere. Ihre Gemüthsſtimmung drückt ſich in der düſtern niedergeſchlagenen Miene aus. Wenn man ſie gezähmt hat, ſo werden ſie zuthätig, und küſſen oder umarmen ihre Wohlthäter. Gezähmte Orang-Utangs trinken aus gehenkelten Trinkgeſchirren, wie Menſchen, und wiſchen den Mund ab, wenn ſie getrunken haben. Auch ſchlafen ſie, wie Menſchen. Sie legen ihren Kopf auf ein Kiſſen oder einen Pfuhl, und ziehen die Bettdecken über ſich her [2]). Allein

1) Brookes System of natural History London 1763. I. 126. et sq. p.

2) Brookes l. 1. p. 126. Man vergleiche hiemit Campers Wahrnehmungen in den Oeuvres I. p. 6. et sq.

Allem Anſehen nach ſteht der Chimpanzer, oder wie Degrandpre ihn nannte, der Kimpezey in Angola und andern Ländern der Weſtküſte von Afrika,[1]) eben ſo weit über dem Orang-Utang, als dieſer über anderen Affenarten.

Derjenige, welchen Tyfre beobachtete und beſchrieb, gewann während der Ueberfahrt das Wohlwollen des ganzen Schiffsvolks. Er hielt ſich beſtändig von den Affen, die am Bord waren, abgeſondert, und that hingegen ſehr zärtlich gegen die Matroſen und Officiere. Sehr häufig öffnete er dieſem und jenem die Kleider an der Bruſt, ſchlang ſeine Arme um ihren Hals, und herzte ſie auf das innigſte.[2]) den hintern Theil des Körpers deckten ſo dicke Haare, daß man die Haut nur mit genauer Noth wahrnahm. Die Vorderſeite hingegen hatte deren ſo wenige, daß man ſie kaum behaart nennen konnte. Man gewöhnte ihn bald, ſich zu Bett zu legen, und Kleider zu tragen. Er zog die lezteren ſelbſt an, und wenn er allein nicht damit fertig werden konnte, ſo erſuchte er Andere, ihm zu helfen. Sein Haar war kohlſchwarz, und ſah eher Menſchen- als Thierhaaren ähnlich. Um die Schaam, die Oberlippe und das Kinn war es länger, als anderswo. Das Lippen- und Kinn-Haar war gräulich, und ſah wie ein Bart aus. Das Geſicht, die Hände und die Fußſohlen, ſo wie der gröſßte Theil des Vorderhaupts hatten kein Haar. An den Seiten des Geſichts hingegen faſſen anderthalb Zoll lange Haare. Sein Geſicht glich mehr dem eines Menſchen, als eines Affen; denn der Vorderkopf war gröſßer und runder, der obere und

1) Degrandpré I. 26, Les Naturels l'appellent Kimpezey. C'est le nom Congr.
2) Brookes. l. c. p. 128. 129.

untere Kinnbacken eher flach und weniger hervorragend, als im Affen. Allein die Naſe war platt, und an dem äußern Rande der Naſenflügel war eine kleine Eindrückung, die ſich aufwärts drehte, wie im Affen. Die Ohren hatten eine vollkommen menſchliche Bildung, und auch die Zähne ſahen menſchlichen Zähnen ähnlicher, als thieriſchen. Die Biegungen oder Gelenke der Arme und Beine waren gerade, wie im Menſchen. Nur die Hand wich etwas von der menſchlichen ab, indem die Fläche derſelben beträchtlich länger und der Daumen viel kürzer war, ungeachtet die Nägel eine größere Breite und mehr Flachheit hatten, als im Affen. Die Zehen waren eben ſo lang, als die Finger; der mittlere am längſten. Auch der große Zehen war in einer gewißen Entfernung von den übrigen, gleich dem Daumen; ſo daß man dieſes Geſchöpf weniger ein vierfüßiges, als Eins mit vier Händen nennen kann, indem es die Hände und Füße auf gleiche Art braucht.

Ein junges Chimpanzer-Weibchen, was ſich jezt im brittiſchen Muſeo befindet, ward von Edwards folgendergeſtalt beſchrieben. „Zur Zeit ſeines Todes war dieß Weibchen zwey und einen halben Fuß hoch. In Anſehung der ganzen Geſtalt, ſo wie der Füße und Hände, hatte es eine große Aehnlichkeit mit anderen Affen: nur unterſchied es ſich von den lezteren darin, daß es weder einen Schweif, noch eine Calloſität am Geſäß hatte. Der Kopf war runder und menſchenähnlicher, als der von Affen: der Vorkopf hoch, die Naſe platt und die Zähne menſchenähnlich. Das Haar ſtieg aus dem Nacken gegen den Schedel an, und hieng ſowohl an den Seiten, als über die Stirn herab, die gleich dem übrigen Geſicht kein Haar hatte. Auch die Ohren waren nackt und den

menſchlichen ähnlich. Die beyden Bruſtwarzen ſaßen wie an Mädchen oder Weibern. Das Geſicht und die nackten Theile der Hände und Füße hatten eine ſchmutzige Fleiſchfarbe. Der hintere Theil des Körpers war ſtärker, als die Vorderſeite mit röthlich braunen Haaren bedeckt. Das Haar ſtieg, oder neigte ſich von der Hand gegen den Elbogen hin [1]).“

Alle ſpäteren Reiſende beſtätigen die Nachrichten beym Brookes und zwar zuerſt Matthews [2]). Wenn man die Jenpanzers oder Chimpanzers, ſagt dieſer Schriftſteller, jung fängt, ſo werden ſie ſehr zahm und zuthätig gegen Diejenigen, welche ſie lieben. Sie ſind äußerſt empfindlich gegen gute und ſchlimme Behandlung. Ich ſelbſt beſitze gegenwärtig einen jungen Chimpanzer, der augenblicklich kommt, wenn ich ihn rufe. Sobald ich ihn aber von mir ſtoße, oder ihn ſchlage, oder nur ſeine Liebkoſungen ablehne; ſo wird er mürriſch, hört nicht, wenn ich ihn rufe, und nimmt nicht eher etwas von mir an, als bis ich ihn wieder guter Laune gemacht habe. Das Anſehen der Chimpanzers iſt, beſonders wenn ſie ſitzen, dem eines alten Negers auffallend ähnlich: das Haar ausgenommen, das ſchwarz und ſtrak, wie in urſprünglichen Amerikanern iſt. Zu der umſtändlichen Beſchreibung, welche Brookes in ſeiner Naturgeſchichte gegeben hat, will ich nur noch einige Umſtände hinzuſetzen. „Sie halten ſich gewöhnlich bey verfallenen Dörfern auf, wo der Papau-Baum, den ſie ſehr lieben, ſich in großer Menge findet. Sie erbauen ſich Hütten, die denen der Neger ähnlich und mit Blättern gedeckt ſind. In dieſen Hütten ſchlafen

1) l. c.

2) Voyage to the river Sierra-Leone. London 1788. p. 41. 42.

aber nur die Weibchen und die Jungen. Die Männer liegen immer außerhalb derſelben. Wenn aus einem Haufen von Chimpanzers Einer erſchoſſen wird; ſo verfolgen die übrigen den Mörder des getödteten. Und dann iſt das einzige Mittel, ihrer Rache zu entgehen, dieſes, daß man das Gewehr hinwirft. Sie ergreifen dieſes, ſchlagen es in Stücken und geben die Verfolgung deſſen, der es trug, gleich auf."

In den Gebirgen von Sierra Leone, heißt es in dem Bericht über die Colonie an dieſem Fluſſe [1]), finden ſich die Jenpanzers oder Chimpanzers ſehr häufig, die den Menſchen noch weit ähnlicher ſind, als die Orang-Utangs. Von zweyen, welche man in die Colonie brachte, ſtarb der Eine ſehr bald. Der Andere, der etwas älter war, lebte einige Monate; der leztere war zwey Fuß hoch. Wenn dieſe Geſchöpfe ganz ausgewachſen ſind, ſo erreichen ſie eine Höhe von fünf Fuß. Der Chimpanzer, welchen man eine Zeitlang in der Colonie unterhielt, war mit ſchwarzen Haaren bedeckt, die hinten dicker und länger, als vorn waren. Sein Geſicht war platt, und ſeine Hände ſowohl, als ſein Kopf ſahen denen eines alten Negers ähnlich: ausgenommen, daß das Haupthaar nicht kraus, ſondern ſtrak war. Er aß und trank, ſchlief und ſaß bey Tiſche, wie die Menſchen, unter welchen er lebte. Anfangs kroch er auf allen vieren, und gieng auf der äußern Seite ſeiner Hände. Nachdem er ſtärker geworden war, trat er aufrecht einher, und hielt ſich an einem Stock, den er in der Hand führte. Er ſchien von einer traurigen Gemüthsſtimmung zu ſeyn, äußerte aber nie die geringſte Bösartigkeit, und fügte Niemand Leids zu.

1) Account of the Colony of Sierra Leone. London 1745. p. 226. 227.

Der Kimpezey, erzählt Degrandpre [2]), den man an der Küste von Angola häufig antrifft, besitzt außerordentlich viel Verstand. Er geht gewöhnlich aufrecht, und stützt sich auf den Ast eines Baums, wie auf einen Stab. Die Neger fürchten ihn, und zwar nicht ohne Grund; denn er mißhandelt sie oft wenn er sie antrifft. Ihrem Vorgeben nach redet der Kimpezey blos deßwegen nicht, weil er nicht will, indem er fürchte, daß, wenn er sich als Mensch zu erkennen gebe, er alsdann arbeiten müsse. Dies Vorurtheil ist so tief bey den Negern eingewurzelt, daß sie den Kempezey anreden, wenn sie ihm begegnen. Ich selbst konnte mir kein Individuum dieser Art von Geschöpfen verschaffen. Allein auf einem Sklaven Schiffe sah ich ein Kempezey-Weibchen, das sich ohne Widerwillen genau von mir untersuchen ließ. Dies Weibchen war denselbigen Reinigungen unterworfen, welche erwachsene Mädchen und Frauen unter den Menschen erfahren. Wenn es aufrecht stand, hatte es eine Höhe von vier Fuß zwey Zoll und acht Linien. Seine Arme reichten bis auf einen Zoll oberhalb des Kniees. Sein Rücken war mit braunen, Arme und Beine mit grauen und der Leib mit weissen Haaren bedeckt. Das braune Haupthaar war nicht so lang, als die Haare des übrigen Körpers. Um die Brustwarzen herum fanden sich keine Haare. Das Gesäß war fleischig, wiewohl weniger, als im Menschen. Statt der Callositäten, die allen Affen gemein sind, hatte das Kimpezey-Weibchen blos eine Schwarte, welche es sich durch Sitzen zugezogen hatte. Seine Beine waren dünn, die Lenden hin-

2) I. 26. et sq. p. Voyag. à la Côte occidentale de l'Afrique.

gegen ſehr muskulös. Von einem Schweiſe ſah man keine Spur.“

„Das Kimpezey-Weibchen hatte gelernt, den Backofen zu heitzen. Bey dieſer Verrichtung war es äußerſt vorſichtig, daß kein Funke irgendwo hinfallen möchte, wo er Schaden thun könne. Es wußte genau, wenn der Ofen gehörig geheitzt war. Auch brachte der Bäcker ſogleich ſeinen Teig, wenn er von dem weiblichen Kimpezey einen Wink erhielt, daß es Zeit ſey. Beym Aufwinden und Abwinden von Tauen, bey dem Feſtbinden oder Löſen der Segel leiſtete es gleiche Dienſte mit den Matroſen, welche es alle durch die Behendigkeit übertraf, womit es an den Strickleitern hinauf- und herabſtieg. Das Kimpezey-Weibchen kam während der Fahrt nach Weſtindien durch die Brutalität des zweyten Kapitains um, der es unverdienter Weiſe mißhandelt hatte. Es ertrug die Gewaltthätigkeiten, welche man gegen daſſelbe ausübte, mit einer rührenden Geduld, und ſtreckte die Hände bittend aus, damit man mit dem Schlagen aufhören möge. Von dieſem Augenblicke an aß es nicht mehr, und ſtarb am fünften Tage vor Erſchöpfung und Kummer, von dem ganzen Schiffsvolke bedauert, wie man einen Menſchen hätte bedauern können.“

Wenn die Nachricht gegründet iſt, welche der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung von Nigritien über eine Wache des Königs von Dahome mittheilt; ſo kann man kaum zweifeln, daß dieſe Wache aus Kimpezeys beſtanden habe [1]). Ein König von Dahome unterhielt nemlich eine Wache von vierzig ſogenannten Affen-Menſchen, die drey, höchſtens viert-

1) Descript. de la Nigritie. p. 171.

halb Fuß hoch mit Affenfellen bedeckt, und in allen Sprüngen und Possen von Affen so geübt waren, daß man bey ihrem Anblick ungewiß wurde, ob man Affen oder Nachäffer von Affen vor sich habe.

Man vergleiche die Kimpezeys, welche ich bisher geschildert habe, mit den Ichthyophagen an den persischen und arabischen, besonders an den Gestaden des östlichen Afrika's, deren Beschreibung man oben gelesen hat, und frage sich dann, ob man die Kimpezeys von der Zahl der Menschen ausschließen könne, wenn die nackten Fischesser, die wenigstens zum Theil keine Kleidung und künstliche Wohnung, keine Waffen und Werkzeuge, nicht einmal artikulirte Sprache hatten, und die größten Gewaltthätigkeiten mit einer stupiden Ergebung ertrugen, wenn diese zu den Menschen gezählt werden? ob es nicht besser sey, die einen und die anderen als Halbmenschen zu betrachten, die zwar über die Affen erhaben seyen, aber nicht in die Ordnung vernünftiger menschlicher Wesen gehören?

In den Wildnissen der Strecke, welche den Gambia von dem Vorgebirge Monte trennt, irren viele sogenannte Waldneger umher, die sich blos mit Fleisch, und wie man sagt, selbst mit Menschenfleisch nähren. Diese Waldneger kennen keine Häupter und bürgerliche Ordnung [1]). Jede Familie lebt für sich. Die Kinder verlassen die Eltern, sobald sie die Hülfe derselben nicht mehr nöthig haben. Jeder Mann begattet sich mit dem ersten dem besten Weibe, das ihm aufstößt; und Mann und Weib bleiben nicht länger beysammen, als ihnen gut dünkt. Es ist den benachbarten Völkern nicht gelungen, die Waldneger zu zähmen, und denselben ihre, wenn gleich geringe

1) Amiral. p. 182.

Kultur mitzutheilen. Unterdessen ergriff man von Zeit zu Zeit einzelne Waldneger und verkaufte sie als Sklaven, die aber bald vor Gram starben. Die Waldneger haben ganz behaarte Körper. Ihre Zähne sind zugespitzt, und stehen zum Munde heraus. Die Haut ist schwärzlich braun. Sie haben sehr lange Nägel, und gehen ganz nackt. Ihre Sprache ist mehr ein Gekrächze, als eine artikulirte Rede [1]). Uebrigens sind sie äußerst lebhaft und behende.

Ich glaube nicht, setzt Amiral hinzu, daß es zwischen den von Büffon beschriebenen Waldmenschen und den erwähnten Waldnegern noch eine Mittelart gibt. Beweisen nicht auch diese Waldneger, daß eine Kette vorhanden ist, die alle Wesen verbindet, und deren Glieder sich verhalten, wie ihre Abstände von dem höchsten schaffenden Wesen: daß jedes Geschöpf nach dem Platze) welchen es einnimmt, einen größern oder geringern Antheil der göttlichen Intelligenz besitzt? daß dieser göttliche Funke vom Waldmenschen bis zur Mitte beständig abnimmt, und vom Waldmenschen wiederum beständig zunimmt, bis zu dem erhabenen Genie, das die größten Tiefen der Natur erforscht. „Höchst wahrscheinlich gehörten die Ungeheuer, deren Römer erwähnt [2]), zu den Waldnegern des innern Afrika's. Man bringt, sagt dieser Reisende, von Zeit zu Zeit Menschenfresser an die Küste, die ein fürchterlich tigerartiges Ansehen haben, und deren spitzige oder zackige Zähne wie Fuchsscheeren in einander schließen. Diese reissenden Thiere in menschenähnlicher Gestalt sind so unbändig und begierig nach Menschenfleisch, daß sie ihren Nachbaren große Stücken Fleisch aus Armen und

1) Leur language est une espèce de croassement, l. c.
2) S. 18.

Beinen beissen und gleich hinunterschlucken. Die Neger-Sklaven fürchten sich vor diesen Menschenfressern, wie vor Tigern, und brechen ihnen meistens die Zähne aus. Die Sklavenhändler nehmen sie gar nicht, wenn sie dieselben erkennen, weil man weiß, daß sie nicht blos höchst gefährlich, sondern durchaus unbezähmbar sind.“

Wer wagt es, frage ich abermal, diese behaarten, ungeselligen, reissenden und blos krächzenden Menschenfresser zu eben der Ordnung vernünftiger Wesen zu zählen, zu welcher die Europäer gehören: besonders da sie noch weniger bildsam, als die Kimpezeys sind?

Die Busch-Hottentotten übertreffen die bisher angeführten Arten zweydeutiger Geschöpfe in einigen Stücken sehr weit. Jene leben zuerst in größeren Gesellschaften, als diese, und die größeren Gesellschaften bestehen aus Familien, in welchen das Weib oder die Weiber mit dem Mann und die Kinder mit den Eltern innig verbunden sind [1]). Wenn die Busch-Hottentotten gleich sehr oft ganz nackt einhergehen; so schmücken sie sich doch auf mancherley Arten. Ungeachtet sie keine Heerden von großem und kleinem Vieh unterhalten, und sehr oft in natürlichen Felshöhlen hausen; so haben sie doch den Hund gezähmt, und errichten nicht selten Obdächer oder wenigstens Schirme, um sich gegen rauhe Winde zu schützen [2]). Sie verfertigen Pfeile, Körbe und Matten besser, als die nomadischen oder zahmen Hottentotten; und die Zeichnungen von allerley Thieren, welche sie an glatte Felswände machen, sind oft so

1) Barrow I. 239. 275—290. 314. Thunberg I. 117. I. 2 Th. 136. 168. 169 S.
2) Barrow, l. c. p. 278.

richtig, daß ſie die Augen europäiſcher Kenner in Verwunderung ſetzen [1]). Allein wie unvollendet und mißgeſtaltet iſt auf der andern Seite die Form ihrer Körper: wie viehiſch ihre Art zu leben, und man kann ſagen, ihre ganze Natur? Die größten Beobachter ſtimmen darin überein, daß die Buſch-Hottentotten zu den häßlichſten Völkern gehören, und daß die Natur ſich gleichſam beſtrebt habe, ſie durch rollende Augen, flache Naſen, hohe Backenknochen, hohle Geſichter und hervorſtehende Kinnladen ſcheußlich und affenähnlich zu machen [2]). Die Buſch-Hottentotten ſind nicht einmal ſo groß und ſtark, als die Orang-Utangs und Kimpezeys. Die Mittelgröße der Männer beträgt vier Fuß ſechs Zoll; die der Weiber, vier Fuß. Manche der leztern bleiben ſelbſt unter dieſer Mittelgröße zurück [3]). Die Schmächtigkeit der übrigen Gliedmaßen fällt um deſto mehr auf, da ſie weit hervorſtehende Bäuche, und beſonders die Weiber an beyden Backen des Geſäßes zwey monſtröſe Fettpolſter haben, die bey jedem Schritte eine zitternde Bewegung machen [4]). In eben dem

1) l. c. p. 289. 90. beſonders 239. 314.

2) Barrow p. 271. The Bosjesmans, indeed, are amongst the ughest of all human beings. The flat nose, high chak-bones, prominent chin, and concave visage, partake much of the apaish character, which their keen eye, always in motion tends not to diminish. p. 279. Nature seems to nave studied how to make this pigmy race disgusting. Thunberg I. 117. „Der Mund ſtand bey dieſen Leuten weit hervor, ſo wie auch die Kinnbacken, und ſie hatten daher unglaublich viel Aehnlichkeit mit den Affen.“

3) p. 277. Barrow.

4) Thunberg I. 2 Th. 136 S. „Von Farbe ſind ſie gelbbraun, etwas kleiner, als Hottentotten, und

Verhältniß, in welchem der Bauch hervorſpringt, zieht ſich der Rückgrat hinein; und die Körper der Buſch-Hottentotten, beſonders der Weiber, gleichen daher einem lateiniſchen S [1]). Eine andere Scheußlichkeit der Buſch-Hottentottinnen beſteht in den Verlängerungen der Nymphen, die ſehr oft weit über fünf Zoll hinaus gehn [2]). Der hervorragende Bauch, der hohle Rücken, die Fettpolſter am Geſäß und die verlängerten Nymphen ſind auch den nomadiſchen und dienenden Hottentotten und Hottentottinnen gemein; aber doch in geringeren Graden, ſo wie dieſe auch weder ſo klein, noch ſo häßlich ſind, als die Buſchmänner [3]). In den Erdhöhlen, welche die Buſch-Hottentotten ſich bisweilen ausgraben, legen ſich Männer, Weiber und Kinder nicht nur gleich den vierfüßigen Thieren in einen Knäuel zuſammengerollt hin, ſondern auch über einander, und blos Derjenige, welcher oben zu liegen kommt, bedeckt ſich mit dem Felle eines cap'ſchen Cavia [4]). Es wäre den Buſchmännern eben ſo leicht, als den nomadiſchen Hottentotten, Heerden von großem und kleinem Vieh zu halten. Sie thun dieſes niemals, ſondern leben lieber vom Raube, und wenn dieſer nicht gelingt, ſo

haben ſehr kleine und ſchmächtige Glieder. Der Bauch, welcher bey ihnen weit hervorſteht, macht beynahe den ganzen Menſchen aus. Barrow p. 281. This protuberance consisted of fat, and when the woman walked, had the most ridiculous appearance imaginable, every step being accompanied with a quivering and tremulous motion, as if two masses of jelly were attached behind.

1) Barrow, l. c.
2) p. 279. l. c.
3) l. c.
4) Barrow, p. 276. Thunberg I. Th. 2. S. 136.

nähren ſie ſich mit den Wurzeln von wilden Pflanzen und mit den Larven von weiſſen Ameiſen und von Heuſchrecken [1]). Nach einem glücklichen Fange tödten ſie das erbeutete Vieh auf einmal. Alsdann werden ihre Höhlen oder Lager in kurzer Zeit Pfühle des ſcheußlichſten Geſtanks, der ſie eben ſo wenig beleidigt, als die Geier, die dadurch angezogen werden [2]). Bey aller Kleinheit und Schmächtigkeit haben ſie die Gefräßigkeit reiſſender Thiere. Barrow gab drey Buſchmännern, die ihn begleiteten, ein großes Schaaf. Die Beſchenkten machten ſich gleich an das ſeltene Mahl, aßen von fünf Uhr Abends die ganze Nacht durch, bis an den folgenden Mittag, wo nichts mehr übrig war. Eben dieſe Buſchmänner ließen das Blut des Schaafs in den Bauch laufen, öffnete die Gedärme, ſchütteten Waſſer hinzu, und verſchlangen dieſes gräßliche Gemiſch als einen herrlichen Trank [3]). Die Buſchmänner und ihre Weiber wiſſen eben ſo wenig von Scham, als von Eckel [4]). Die Sprache der Buſchmänner iſt noch weniger artikulirt, als die der nomadiſchen und dienenden Hottentotten, welche alle Reiſende ſchon mit einem Geſchnatter oder anderen Thiergeſchrey verglichen. Die lezteren bringen ein heftiges Schnalzen nur bey Einer Sylbe eines jeden Worts an. Die Buſchmänner ſprechen keine Sylbe aus, ohne durch den Druck der Zunge gegen den Gaumen oder die Zähne einen Knall hören zu laſſen [5]). Wenn dieſe

1) Barrow, p. 276.
2) p. 288. l. c.
3) l. c.
4) p. 276. Nor indeed the did the females, either old or young, seem to feel any sense of Shame in appearing before us naked.
5) p. 290.

Sprache oft das einzige iſt, was die Hottentotten von unvernünftigen Thieren auszeichnet, wie Thunberg verſichert [1]); ſo muß man geſtehen, daß der Unterſchied nicht groß iſt.

Sollte man die Puliſchi's in Hindoſtan und die wilden Bedahs in Ceylon, von welchen ich zur gehörigen Zeit das Nöthige beygebracht habe, dereinſt genauer kennen lernen; ſo wird es ſich wahrſcheinlich ergeben, daß die einen und die anderen nicht zu den menſchlichen Bewohnern beyder Länder gerechnet werden können, ſondern vielmehr Halbmenſchen oder Mittelweſen zwiſchen den Affen und den Menſchen ſind. Auch von den Waldmenſchen im Innern von Sumatra [2]) hat man noch keine zuverläßige Nachrichten. Wenn man den gemeinen Sagen trauen dürfte, ſo wären die ſogenannten Orang-Googoo entweder wirkliche Orang-Utangs, oder den Buſchmännern in Neu-Holland gleichartig. [3]).

In Neu-Holland lebt nemlich außer den Uferbewohnern ein Geſchlecht von Waldmenſchen, die von den Einwohnern Be-Dia-Gal, von den Engländern Buſchmänner genannt werden [4]). Dieſe Waldmenſchen unterſcheiden ſich von den Ichthyophagen der Küſte nicht blos durch Sprache, Lebensart und Sitten, ſondern auch durch die Bildung des Körpers, indem die Waldmenſchen unverhältnißmäßig lange, alſo viel längere Arme und Beine haben, als die Ku-

1) I. 2r Th. 168 S.

2) Marsden, p. 35.

3) l. c. The Googoo are much scarcer, than these, differing in little but the use of speech, from the Orang-Outan of Borneo; their bodies being covered with long hair.

4) Grant, p. 156—158. Péron, I. 392 p.

ſtenbewohner, von welchen ſie als eine niedrigere Claſſe von Geſchöpfen betrachtet werden [1]). Die Britten waren ſchon manche Jahre in Neu-Holland angeſiedelt, bevor ſie den großen Abſtand zwiſchen den Uferbewohnern und Buſchmännern recht bemerkten [2]). Dieß geſchah nicht eher, als im J. 1801, wo Grant dem erſten Buſchmann, der engliſchen Beobachtern auffiel, auf folgende Art beſchrieb [3]). Die Arme und Beine dieſes Mannes waren in gar keinem Verhältniß zu ſeinem übrigen Körper. Die Art, wie er an der Schiffsleiter hinaufſtieg, zeigte, daß er das Klettern ſehr gewohnt war. Er ſtreckte die Arme aus, ſo weit er konnte, und brachte dann die Füße mit einem Stoße an eben die Stellen, wo die Hände geweſen waren. Seine Sprache war allen denen, die am Bord waren, durchaus unverſtändlich. Die Töne, welche er hervorbrachte, waren

1) Grant, l. c. The was an elderly man, of the claſs ternud here Bush-Natives, who are considered as an inferior tribe by the inhabitants of the sea coast. Péron, l. c. . . . Les Bé-Dia-Gal, peuples singuliers, qui vivent dans les forêts voisines de la rivière d'Hawkesbury, et qui diffèrent des naturels du port Jackson, et de ceux de Botany-Bay, par les moeurs, le langage, la manière de vivre, et surtout par un caractère extrêmement remarquable de leur constitution physique. Tous les individus de cette race ont les bras, et les cuisses d'une longueur démesurée par rapport au reste du corps.

2) Schon Collins unterſchied die einen und die anderen, und ſagte von den lezteren I. p. 550. It has been remarked, that the natives, who have been met with in the words, had longer arms, and legs, than those, who lived about us.

3) l. c.

äußerſt roh und widerlich, hatten auch nicht die geringſte Aehnlichkeit mit artikulirter Rede, ungeachtet etwas Klagendes darin lag [1]). Die ganze obere Reihe ſeiner Zähne war vollſtändig oder unverſtümmelt gegen die Sitte der übrigen Bewohner von Neu-Holland, welche Einen Schneidezahn der obern Kinnlade in früher Jugend ausrotten. Man konnte den Buſchmann durchaus nicht bewegen, mit uns zu eſſen und zu trinken. Ich bot ihm Zucker an, von welchem ich vermuthete, daß er ihm angenehm ſeyn werde, weil die Buſchmänner meiner Meinung nach vorzüglich von wildem Honig leben müſſen. Ich war eben im Begriff, den Buſchmann wegen des Verſchmähens aller ihm angebotenen Nahrungsmittel an's Land bringen zu laſſen, als er eine Krähe entdeckte, welche Einer unſerer Leute geſchoſſen hatte. Da er ein Verlangen nach dieſem Vogel zu äußern ſchien, ſo gab man ihm denſelben hin. Der Buſchmann hielt die Krähe eine kurze Zeit an's Feuer, und verſchlang ſie gierig, die Eingeweide, wie die übrigen Theile. Bey dem Ausſteigen an das Ufer ſchenkte ihm der Oberſt Paterſon einen Tomahawk, deſſen Gebrauch er zu kennen ſchien, ungeachtet er keinen Namen für dieſes Inſtrument wußte, welchen man durch alle mögliche Zeichen aus ihm herauszulocken ſuchte. Die Matroſen in dem Boot, was ihn an's Land ſetzte, wünſchten eine Probe ſeiner Fertigkeit im Gebrauch des Tomahawks zu erhalten, und zeigten deßwegen auf einen Baum, damit er ihn erſteigen möchte. Er ver-

1) Grant, l. c. His language was unintelligible to all on board, and the sounds he uttered strangely dissonant and uncouth, hewing however something plaintive, but without the least similitude of speech.

ſtand gleich, was man wollte, machte eine Kerbe in den Baum, und ſetzte ſeinen Fuß hinein. Indem er mit dieſem Einkerben und Steigen fortfuhr, erreichte er in kurzer Zeit den Gipfel des Baums, ungeachtet der Baum ſehr dick war, und bis zu einer Höhe von vierzig Fuß keine Zweige hatte, die das Aufſteigen hätten erleichtern können. Er ſetzte von dem erſten Baum auf einen andern über, ſtieg dieſen behende herab, und verkroch ſich in die Gebüſche, wo man ihn bald aus dem Geſicht verlohr. Der Oberſt Paterſon, der wegen ſeines langen Aufenthalts in der Colonie und ſeiner ſeltenen Beobachtungsgabe am meiſten im Stande war, Fragen dieſer Art zu entſcheiden, erklärte, daß er noch nie einen Eingebornen von Neu-Holland geſehen habe, der ſich von den übrigen Bewohnern dieſes Südlandes ſo ſehr unterſchieden habe. Der Buſchmann war durchaus nackt, und hatte auch die gewöhnliche Verzierung der Uferbewohner von Neu-Holland nicht: nemlich ein Stäbchen, das durch den Naſenknorpel geſteckt wird. Wenn es, ſetzt Grant hinzu, eine Kette von empfindenden Weſen gibt, die mit dem unvollkommenſten Thiere anfängt, und mit den größten unter den Menſchen aufhört; ſo würde ich ungewiß ſeyn, wohin ich meinen Buſchmann ſtellen ſollte: „ob auf die nächſte Stuffe über, oder unter dem Affen.“ — Ich vermuthe faſt, daß ſchon ältere Reiſende, beſonders Dampier, einzelne Haufen der ſogenannten Buſchmänner angetroffen haben. Wenigſtens waren die Neu-Holländer, welche Dampier ſah, ohne Vergleichung häßlicher, gefühlloſer, ſtupider und von allen Merkmalen oder Produkten der roheſten menſchlichen Kunſt entblößter, als diejenigen, welche die

neuſten

neuſten engliſchen und franzöſiſchen Seefahrer beobachtet haben [1]).

Selbſt die Uferbewohner in Neu-Guinea, Neu-Holland und Diemenland haben im Durchſchnitt ſo viele Merkmale von Thierheit, und ſo wenige Spuren von Humanität an ſich, daß man ſie nur kaum zu den Menſchen zählen kann, oder ihnen wenigſtens die unterſte Stuffe der Menſchlichkeits-Scala anweiſen muß. Man denke nur an die rauhe grindige Haut der Papus, Neuholländer und Diemenländer, an ihre ſcheußlich mageren und behaarten Körper, an ihre großen, wenigſtens unförmlichen, bald eingedrückten, bald langgeſtreckten Schädel, an ihre langen abſtehenden Ohren, an ihre wilden tiefgeſenkten und blinzelnden Augen, an ihre ſtark hervorragenden Backenknochen und platten Naſen, an ihre weiten Mäuler und aufgeworfenen Lippen, an ihre ſtarken Zähne und hervorſpringenden Kinnladen, an die unverhältnißmäßig langen und entfleiſchten Arme und Beine, an ihre aufgeſchwollenen Bäuche, an die bis auf die Schenkel herabfallenden darmartigen Brüſte der Weiber, an ihre viehiſche Stupidität und unüberwindliche Ungelehrigkeit, endlich an die gefährliche

1) Dampier, IV. 133. Je puis dire, qu'entre la grande variété de sauvages, que j'ai vû en ma vie, je n'en ai jamais trouvé de si affreux, ni de si laids, que ceux-ci. II. 169. 170. Les Indiens de cette contrée sont les gens du monde les plus misérables ... à la figure humaine près, ils ne différent gueres de brutes. . . Ils n'ont point d'habits .. ils n'ont point de maison non plus .. ils n'ont point d'instrumens, pour prendre les gros poissons. .. Ils n'ont ni herbes, ni legumes, ni aucune sorte de grain .. ils n'ont ni canots, ni bateaux, ni barques.

Bösartigkeit ihrer Gemüthsart [1]); und man kann sich nicht darüber wundern, daß alle Reisende die einen und die anderen selbst unter die halbbeseelten Feuerländer herabsetzen [2]), und von vielen Individuen unter denselben sagen, daß sie eher Affen oder Orang-Utangs, als Menschen gleichen [3]). Die Sprache der Papus, der Neu-Holländer und Diemenländer gibt ihnen allein keine gültige Ansprüche auf den Na-

1) Die Beweisstellen habe ich oben, wo ich von den Australs-Negern handelte, meistens wörtlich angeführt. Ich erinnere hier nur vorzüglich an folgende Hauptstellen. Collins, I. 550—554. II. 251. 52. Turnbull, I. 75. 79. 80. Péron, I. 81. 221. 450—52. 476. et sq. p. Grant, p. 115. 116. Die weissen Neger, welche man in Ostindien Kakerlaken nennt, sind immer eine Abart ihres Volks, selbst alsdann, wenn sie weder kleiner, noch schwächer oder stupider sind, als ihre Landsleute. An diesen Abarten und zwar an den weiblichen sowohl, als männlichen Individuen hat man beständig grind- oder aussatzartige Flecken, behaarte Körper und blinzelnde Augen bemerkt. Verhandlingen der Batav: Genootsch. I. 321—325. II. 235—241.

2) Cooks lezte Reise, I. III. 112.

3) Collins, I. 554. Many had very prominent jaws, and there was one man, who, but for the gift of speech, might very well have passed for an orang-outang. He was remarkably heary; his arms appeared of an uncommon length; in his gait he was not perfectly upright; and in his whole manner seemed to have more of the brute and less of the human species about him, than any of his country men. Der nicht unbedeutende Unterschied, der sich unter verschiedenen Individuen an den Küsten von Neu-Holland u. s. w. findet, rührt allem Vermuthen nach daher, daß die Küstenbewohner hin und wieder mit den Buschmännern mehr vermischt sind, als anderswo.

men von Menſchen. Auch die Affen und noch mehr die Kimpezeys drücken ihre Empfindungen durch allerley Töne aus. Die ſogenannten Sprachen der Buſchmänner in Afrika und Neu-Holland beſtehen mehr aus Thiergeſchrey, als aus artikulirten Lauten; und unſtreitig werden auch meine Leſer aus den angeführten Zeugniſſen die Bemerkung abgezogen haben, daß die artikulirten Thiergeſchreys ſich durch eben ſo allmähliche Stuffen den artikulirten Tönen menſchlicher Sprachen nähern, wie ſich die Thiergeſtalt der Form menſchlicher Körper nähert.

Wer die Uferbewohner von Neu-Guinea, Neu-Holland und Diemenland wegen ihrer wenigſtens zum Theil ſchreibbaren Sprachen, wegen der Anfänge von Religion, welche man unter ihnen antrifft, wegen der Beſtattung ihrer verſtorbenen Anverwandten, wegen ihrer freylich ſehr unvollkommnen Wohnungen und Fahrzeuge als Menſchen, wenn gleich als die thierartigſten oder affenähnlichſten Menſchen anerkennt [1]); der muß unter den Völkern, von welchen hier die Rede iſt, den echten finniſchen Stämmen gleich den zweyten Platz über den Ichthyophagen der Süd-See anweiſen. Die echten Finnen haben nicht weniger unförmliche Köpfe, Ohren, Augen und Backenknochen, als die Neger der Süd-See. Auch ſind ſie nicht blos eben ſo gefräßig und ſäuiſch, ſondern noch kleiner und ſchwächer von Körper, und ſchreckhafter, als dieſe. Sie ſind freylich von manchen Gebrechen der Süd-See-Neger frey; dagegen findet man ſie mit anderen nicht minder großen Mängeln behaftet. Sie haben ſtatt der rauhen, gleichſam mit Pelz bedeckten Körper der Neu-Holländer u. ſ. w. glatte Leiber und ſchwaches Haupthaar: ſtatt der

1) I. 450. Péron.

ſcheußlich aufgeworfenen Lippen, unnatürlich dünne: ſtatt der unverhältnißmäßig langen Arme und Beine, unverhältnißmäßig kurze: ſtatt der tigerartigen Rachgier und Kampfluſt der erſteren eine ſchimpfliche Feigheit und Nachgiebigkeit; endlich ſtatt eines Ausdrucks von furchtbarer Wildheit den von ſtarrer Thierheit und troſtloſem Trübſinn. Die Geberden, Lagen, Stellungen, ſelbſt die Sprache und Stimme der echten Finnen haben etwas eben ſo auffallend thieriſches, als die der Süd-See-Neger. Unterdeſſen beſitzen die erſteren vor den lezteren Einen unläugbaren natürlichen Vorzug, daß ſie nemlich nicht blos den Fiſchfang und die Jagd mit mehr Kunſt treiben, ſondern daß ſie auch Rennthiere gezähmt haben, und in ihren Rennthierheerden alles finden, was ſie zu ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung und Hausrath bedürfen [1]). Die Tſchucktſchen, Koräcken, Kamtſchadalen und Jakuten ſtehen mit den echten Finnen ohngefähr auf Einer Stuffe.

Ueber die Finnen erheben ſich zunächſt die mongoliſchen Hirtenvölker im öſtlichen Aſien und im ſüdöſtlichen Sibirien: die Mongolen und Kalmücken, die Tunguſen und Buräten. Alle dieſe Hirtenvölker haben mehrere Arten von nüzlichen Thieren gezähmt, und unterhalten zahlreiche Heerden von Pferden, Rindern und Schaafen, ſehr oft auch von Kameelen und Ziegen [2]). Die Heerden liefern den mongoliſchen Hirten zur Nahrung: Milch, Branntewein, Käſe, Butter und Fleiſch; zur Kleidung: Leder und Pelzwerk, ferner Wolle und Haare zu Filzen, Polſtern, Stricken und Bändern oder Gurten; Sehnen zum

1) Man ſ. neues götting. hiſt. Mag. II. 660 S.

2) Neues hiſt. Magaz. l. c. 665. u. f. S.

Nähen und für ihre Bogen; und sogar trocknen Mist zur Feurung, wenn sich auf den Steppen weder Gesträuch, noch holzichte Pflanzen finden. Die größeren mongolischen Hirtenvölker üben schon lange außer den nothwendigen mehrere nicht unentbehrliche Handwerke. Sie verstehen nicht blos Filze zu machen und Leder zu gerben, sondern haben auch Tischler, Drechsler, Schmiede, Gold- und Silberarbeiter. Sie spielen mehrere Gattungen von musikalischen Instrumenten, und singen mehrere Arten von Gedichten, sogar Romanzen und romantische Erzählungen. Ihre Gesetze sind schon lange gesammelt und aufgezeichnet worden; und seit einiger Zeit sind unter den Kalmücken sowohl, als unter den Mongolen feste Tempel, Hoflager und Wohnungen der Geistlichkeit entstanden. Zu den Arbeiten des Feldbaus sind die mongolischen Hirten entweder zu schwach, oder zu träge, und sie bequemen sich deßwegen nur in der äußersten Noth dazu [1]). Die Kalmücken und deren Brüder haben nicht ganz so kleine, so schwache und weibische Körper: sind auch nicht ganz so säuisch und feige, als die Finnen. Uebrigens ist die Bildung des Körpers sowohl, als des Gesichts der ersteren von der edleren menschlichen Form fast eben so weit entfernt, als die der lezteren.

Einige Stuffen über den mongolischen Hirtenvölkern stehen die Nomaden des westlichen Asiens, die Turkomannen, Kurden und arabischen Beduinen: weniger durch höhere Kenntnisse und Fertigkeiten, als durch eine bessere Bildung des Körpers und Gesichts, und durch bessere Gemüthsart und Sitten. Die Nomaden des westlichen Asiens sind nicht blos größer, stärker und schöner, sondern auch reinlicher,

1) l. c. S. 670.

muthiger und mäßiger im Genuß von Nahrungsmitteln und berauschenden Getränken, als die mongolischen Hirten. Die hartnäckige Abgenzigtheit der ersteren gegen den Ackerbau und alle übrige Künste des Friedens ist die Ursache, daß man ihnen nicht einen gleichen Rang mit den ackerbauenden Nationen in demselbigen Abschnitt von Asien zugestehen kann [1]).

Eine höhere Staffel verdienen die Insulaner der Süd-See, weil alle in dem Feld- und Gartenbau beträchtliche, und Einige sogar ausgezeichnete Fortschritte gemacht haben. Namentlich ist die Insel Tongatabo ganz kultivirt und in kleinere oder größere Pflanzungen und Gärten abgetheilt, die mit lebendigen Hecken eingefaßt, und durch feste Wege mit einander verbunden sind [2]). Auch die Kleider und Zierathen, die Waffen, Werkzeuge und Geräthe, besonders die größeren Fahrzeuge der Süd-See-Insulaner verrathen nicht wenig Kunst. Unterdessen ist der Abgang von Metallen Schuld daran, daß die übrigen Gewerbe der Süd-See-Insulaner ihrem Feldbau nicht ganz entsprechen, so wie die Anlagen ihres Geistes und Herzens mit der Größe, Stärke und Schönheit ihrer Körper in keinem Verhältniß stehen. Die Einwohner der Sandwich-Inseln sind die einzigen, die in den lezten Zeiten nach Anleitung von Europäern größere, den europäischen ähnliche Schiffe zu bauen versucht haben. Sonst nahmen die Insulaner der Süd-See zwar manche Werkzeuge, aber nicht die Arbeiten und Künste der Europäer an. Sie pflegten nicht einmal die Gewächse, schonten nicht einmal die nützlichen Thiere, welche die Europäer aussäeten

1) l. c.
2) Cook, I. 213. Forsters Beobachtungen, S. 142. 329. 379. u. f. S.

und zurück ließen, um den Vorrath und die Mannichfaltigkeit der Lebensmittel auf den Inseln des stillen Meers zu vermehren. Mit Recht rühmten die europäischen Seefahrer die Gastfreundlichkeit, Versöhnlichkeit und Dienstfertigkeit, wodurch die schönen Insulaner der Süd-See sich von allen Völkern in den Südländern und in Asien auszeichnen. Nicht rühmlich hingegen sind ihre Unzuverläßigkeit und Unbeständigkeit, ihre viehische Gefräßigkeit und Völlerey, die üppige Zügellosigkeit beyder Geschlechter, die Schamlosigkeit, womit nicht blos die Weiber sich selbst, sondern Väter und Männer ihre Töchter und Weiber anbieten, ihr allgemeiner Hang zur Dieberey, ihre Härte gegen Weiber und Untergebene, endlich ihre Grausamkeit gegen Feinde. Wer sollte glauben, daß unter so frohen und versöhnlichen Völkern, dergleichen die Insulaner der Süd-See sind, Menschenopfer und sogar Menschenfresserey Statt haben könnten?

Die Bergvölker des westlichen Asiens, besonders die kaukasischen, können theils den Nomaden derselbigen Hälfte von Asien, theils den Insulanern der Süd-See an die Seite gesetzt werden. Auch diese Bergvölker sind ein merkwürdiger Beweis, daß Größe, Schönheit und Stärke des Körpers nicht immer mit entsprechenden Anlagen des Geistes und Herzens verbunden sind.

Die Bewohner des südlichen Asiens bleiben sowohl hinter den Insulanern der Süd-See, als den Bergvölkern des westlichen Asiens in vielen Stücken und zwar nicht blos in Rücksicht auf Vorzüge des Körpers, sondern auch des Gemüths zurück. Und doch kann man nicht umhin, die Ersteren um manche Stuffen über die lezteren wegzusetzen, weil sie sich

ſchon ſeit undenklichen Zeiten im Ackerbau und vielen anderen nützlichen Künſten ungleich mehr hervorgethan haben, als die Inſulaner der Süd-See, oder die Bergvölker des weſtlichen Aſiens. Weder die einen, noch die anderen trieben jemals den Feldbau mit einem ſolchen Eifer, als beſonders die Chineſen und Japaneſen. Ferner übertrafen die ſüdlichen Aſiaten die Inſulaner der Süd-See und die Nomaden des weſtlichen Aſiens ſehr weit in der Verfertigung von Kleidungsſtücken aus Baumwolle und Seide. Am allermeiſten aber eilten die ſüdlichen Aſiaten den Inſulanern der Süd-See und den Bergvölkern des weſtlichen Aſiens zuvor durch ihre Arbeiten aus feinem Thon und Elfenbein, aus Stahl, Gold und Silber, aus koſtbaren Hölzern und Lacken: endlich durch ihre Schiffbaukunſt, ihre Schiffahrt und Handel.

Wenn man aus Hinter-Indien nach Hindoſtan übergeht, ſo kann man nicht verkennen, daß die menſchliche Natur ſich in dem leztern Lande wiederum um manche Grade verbeſſert. Die Hindus unterſcheiden ſich zu ihrem Vortheile von den übrigen ſüdlichen Aſiaten zuerſt durch eine edlere Bildung des Geſichts und des ganzen übrigen Körpers. Kein Volk des ſüdlichen Aſiens konnte jemals mit den Hindus in Anſehung der feinen Geſpinnſte und Gewebe aus Baumwolle wetteifern. Vorzüglich aber offenbaren ſich die höheren Anlagen der Hindus durch die erſtaunlichen Denkmähler der Baukunſt, welche ſie in unbekannten Zeiten aufführten: durch ihre vollkommnere Schiffbaukunſt, ihre weiteren Schiffahrten und Handel: endlich durch die größere Summe von nützlichen Kenntniſſen, welche ſie von europäiſchen oder weſtaſiatiſchen Siegern und Nachbaren annahmen, und über das

ganze östliche und südliche Asien verbreiteten. Alle Völker des östlichen und südlichen Asiens ehrten von jeher und ehren bis auf den heutigen Tag die Hindus als ihre Lehrer nicht blos in der Religion, sondern auch in wissenschaftlichen Kenntnissen.

Ohngefähr um eben so viele Stuffen, als um welche die Hindus über den südlichen Asiaten stehen, erheben sich die ackerbauenden Völker des westlichen Asiens über die Hindus. Daß die Tataren, Perser, Araber u. s. w. größer und stärker von Körper, besonders muthiger sind, als die Hindus, erhellt nicht blos daher, daß Hindostan sehr häufig von Westen her, Persien und die Tatarey hingegen nie von den Hindus bezwungen worden sind, sondern auch selbst aus den Urtheilen der indischen Fürsten, welche von jeher die sogenannten Mohren oder glückſuchenden Krieger aus dem westlichen Asien ihren eigenen Landsleuten vorzogen. Manche Arbeiten der westlichen Asiaten, besonders die in Leder, in kostbaren Teppichen und Stoffen waren den Hindus eben so unerreichbar, als die feinen Gespinnste und Gewebe der lezteren den ersteren waren. Wenn die Hindus auch schwierigere und dauerhaftere Monumente aufführten, als die westlichen Asiaten; so können doch die Monumente der indischen Baukunst mit denen der Mohren, Perser u. s. w. in Rücksicht auf Ebenmaß, Leichtigkeit und Kühnheit gar nicht verglichen werden. Am allermeisten stehen die Hindus den westlichen Asiaten in Rücksicht auf Neigung und Fähigkeit zur Dichtkunst und zu wissenschaftlichen Kenntnissen nach. Auch erhielten die Hindus nie solche Dichter, Mathematiker, Aerzte und Naturforscher, als deren sich die Tataren, Perser und Araber rühmen können.

Wenn meine Leser sich der von mir entworfenen

Schilderung der morgenländischen Völker lebhaft erinnern, oder diese Schilderung noch einmal überblicken wollen, so kann ihnen die Bemerkung nicht entgehen, daß die menschliche Natur selbst in den morgenländischen Nationen noch lange nicht die Vollkommenheit erreicht, welche uns die Geschichte und Erfahrung an den Bewohnern unsers Erdtheils zeigen. Man darf also auch mit Recht erwarten, daß, wenn wir aus Asien nach Europa übergehen, wir zu der Skala der Humanität, welche wir für die Völker in Asien und den Südländern, auf den ostindischen und Süd-Seeinseln errichteten, noch mehrere neue und höhere Stuffen werden hinzusetzen müssen.

VII.

Ueber die Zahl und das Gewicht von Merkmahlen, nach welchen sowohl die Aehnlichkeiten, als die Verschiedenheiten von Völkern und Völker-Familien bestimmt werden.

Aus allen bisherigen Untersuchungen erhellt unwidersprechlich, daß einzelne Völker und ganze Völker-Familien, so wie einzelne Menschen und Geschlechter in gewißen Merkmahlen zusammenstimmen und durch andere sich von einander unterscheiden. Sowohl die gemeinschaftlichen Merkmahle, wodurch die Aehnlichkeit als die eigenthümlichen Charaktere, wodurch die Verschiedenheit von Völkern und Völker-Familien bestimmt wird, bestehen entweder in gewissen Beschaffenheiten des Körpers oder des Geistes, oder des Gemüths.

Diese Wahrnehmungen veranlassen nothwendig zwey Fragen. Erstlich: welche sind die äußeren und

inneren Merkmahle, auf welche man bey der Bestimmung der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit von Völkern und Völker-Familien zu achten hat? Zweytens: welches Gewicht, oder welche Bedeutenheit hat ein jedes dieser Merkmahle?

In der Beantwortung der ersten Frage könnte man sagen, daß, so wie nach dem Urtheil großer Botaniker, alle Theile von Pflanzen Merkmale zur Bestimmung von Classen, Ordnungen, Geschlechtern und Arten darbieten [1]), also auch alle Theile, Kräfte und Beschaffenheiten des Menschen Charaktere enthalten, nach welchen man über die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit von Völkern oder Völker-Familien zu entscheiden habe. Allein die Erfahrung lehrt, daß weder die Mineralogen, noch die Botaniker und Zoologen alle Beschaffenheiten der natürlichen Körper, mit welchen sie sich beschäftigen, beachten: theils weil die Erforschung gewißer Eigenschaften in andere Wissenschaften gehört: theils, weil jede Untersuchung ein labyrinthloser Ausgang werden würde, wenn man bey jedem Objekte gleichsam in das unendlich-kleine hineingehen wollte. Die Mineralogen, Botaniker und Zoologen überlassen manche Eigenschaften von Mineralien, Pflanzen und Thieren dem Chemiker oder dem Arzte, oder Anatomen. Wir ahmen diese Beyspiele nach und beschränken uns bey der Untersuchung der Aehnlichkeiten und Unterschiede von Völkern und Völker-Familien vorzüglich auf solche Beschaffenheiten, welche ein jeder guter Beobachter ohne den Gebrauch künstlicher Werkzeuge wahrnehmen kann. Hingegen überlassen wir die Aufsuchung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der inneren Körpertheile von Völkern dem

1) De la Mark Encyclop. Method. I. 613.

Zergliederer, ungeachtet wir überzeugt sind, daß die inneren Theile nicht weniger, als die äußern Gliedmaßen und Beschaffenheiten des Körpers charakteristische Merkmahle hergeben würden. Zergliederer hatten bis jezt zu wenig Gelegenheit, die Struktur der innern Theile der Körper verschiedener Völker genau zu untersuchen [1]). Wenn man aber auch den einst das Innere des Körpers aller bekannten Nationen eben so vollständig, als das Aeußere kennen lernen sollte; so wäre es doch rathsam, die anatomischen Untersuchungen von den übrigen Forschungen über die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten aller Völker der Erde abzusondern, weil sonst die lezteren über alles Maaß und Ziel würden ausgedehnt werden.

Sobald man sich in der Aufsuchung körperlicher Merkmahle vorzüglich auf die Form und Beschaffenheiten der äußeren Theile beschränkt, so sind folgende Seiten der sichtbaren und unsichtbaren Natur des Menschen diejenigen, auf deren Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten man vor allen Dingen zu achten hat.

I. Die Statur: ob sie groß oder klein, ob sie mittelmäßig oder zwergartig, oder riesenmäßig sey?

II. a. Der Gliederbau: ob er stark oder schwach, oder überstark sey?

II. b. Die Beleibtheit: ob die Körper von Völkern fett oder fleischig: ob sie im leztern Fall voll oder hager, oder: ob sie gar mager und entfleischt seyen?

III. Der innere Gehalt: ob die Körper von Völkern körnig oder unverhältnißmäßig leicht und geringhaltig seyen?

1) Browne bemerkt von den Negern überhaupt, daß ihre Muskeln röther und ihre Knochen weisser, fester und schwerer seyen, als die der Europäer, p. 342.

IV. Die körperliche Kraft: ob die Körper von Völkern ſtark und thätig oder ſchwach und träge ſeyen: und in welchen Graden das eine und das andere?

V. Die verſchiedenen Grade von Verpflanzbarkeit, Dauerhaftigkeit und Hinfälligkeit: von Behendigkeit, Reitzbarkeit oder Beweglichkeit des Körpers.

VI. a. Die verſchiedenen Grade von Schönheit oder Häßlichkeit des Körpers und des Geſichts.

VI. b. Die angeſtammte Farbe des Körpers.

VII. Uebrige Beſchaffenheiten der Haut: ob ſie dick oder zart, glatt oder rauh, rein oder unrein, übelriechend ſey, oder nicht?

VIII. Beſchaffenheiten nicht nur des Haupt- und Barthaars, ſondern auch der Augenbraunen, Augenwimpern und der Haare an den übrigen Theilen des Körpers, beſonders an der Pubes.

IX. Die Größe und Form des Kopfes, beſonders des Schedels.

X. Den Ausdruck des Geſichts oder der Mangel deſſelben.

XI. Die Größe und Form der Ohren,

XII. der Stirn,

XIII. der Augen,

XIV. der Backenknochen,

XV. der Naſe,

XVI. des Mundes,

XVII. der Lippen,

XVIII. der Zähne,

XIX. der Kinnbacken und des Kinns,
XX. des Halſes,
XXI. der Schultern und Bruſt,
XXII. der Taille und des Bauches,
XXIII. der Hüften, der Lenden und des Geſäßes,
XXIV. der Geſchlechtstheile,
XXV. der Beine und Waden,
XXVI. der Füße und Zehen.
XXVII. Die Haltung des Körpers, der Gang und die Lagen im Sitzen.
XXVIII. Die Verunſtaltungen des Körpers, in der Abſicht ihn zu verſchönern.
XXIX. Die Kleidung und der Putz.
XXX. Die verſchiedenen Grade von Empfindlichkeit oder Gefühlloſigkeit.
XXXI. Beſchaffenheiten der äußeren Sinne: ob ſie blos ſcharf oder fein ſind, in welchem Grade ſie im leztern Fall Empfänglichkeit für das Schöne beſitzen?
XXXII. Das Wort- und Sachen-Gedächtniß.
XXXIII. Die Einbildungskraft.
XXXIV. Der Verſtand und die Vernunft.
XXXV. Die von der Einbildungskraft, dem Verſtande und der Vernunft abhangenden Anlagen für Künſte und Wiſſenſchaften.
XXXVI. Beſchaffenheiten der Sprache und Schrift.
XXXVII. Beſchaffenheiten der ſelbſtiſchen und ſelbſtſüchtigen Neigungen und Triebe: der Begierde nach Speiſe und Trank:

des Geſchlechtstriebes: der Eiferſucht: der Eitelkeit und Prunkſucht: des Verlangens nach den Bequemlichkeiten des Lebens: der Ergötzungs-, beſonders der Spielſucht: des Ehrgeitzes: des Geldgeitzes und der Proceßſucht: des Zorns und der Gewalt über den Zorn: des Muths oder des Mangels von Muth: des Verlangens nach Freyheit oder des knechtiſchen Sinnes.

XXXVIII. Mangel oder Grade der theilnehmenden und ſittlichen Gefühle und Triebe, die ſich in dem Betragen gegen Thiere, gegen geringere Mitmenſchen, gegen Eltern und Kinder, gegen Gatten und Geſchwiſter, gegen Freunde und Feinde, gegen Vorgeſetzte und Vaterland äußern.

XXXIX. Beſchaffenheiten der Gefühle des Ehrbaren und Unehrbaren, des Anſtändigen und Unanſtändigen, des Schicklichen und Unſchicklichen.

Man kann überdem noch wichtige Merkmahle aus den verſchiedenen Wohnungen von Völkern, aus ihren herrſchenden Lebensarten oder Beſchäftigungen, aus ihren Gewohnheiten und Gebräuchen, aus ihren Verfaſſungen und Geſetzen, aus den Verhältniſſen der Geſchlechter gegen einander, aus ihren Religionen und Denkarten hernehmen. Ich berühre dieſe Merkmahle nur im Vorbeygehen, um mich nicht zu ſehr ausbreiten zu müſſen.

Wenn man im Allgemeinen weiß, auf welche Merkmahle man zu achten hat, ſo möchte man auch erfahren, welches Gewicht oder welche Bedeutung einem jeden der angegebenen Merkmahle beyzulegen ſey. Es verhält ſich mit den Menſchen gewiß, wie mit anderen natürlichen Körpern, daß nemlich einige

Merkmahle charakteriſtiſcher oder auszeichnender ſind, als andere. Weder die Botaniker, noch die Zoologen ſtimmen in der Schätzung der Merkmahle von Pflanzen und Thieren genau zuſammen. Allein beyde geben zu, daß man in den Pflanzen vorzüglich auf die Geſchlechtstheile und in den vierfüßigen Thieren auf die Zähne Rückſicht zu nehmen habe. Die Frage von dem Gewichte der Merkmahle von Völkern iſt ſchwerer zu beantworten, als die von ihrer Zahl. Unterdeſſen kann man im Allgemeinen ſagen, daß Merkmahle um deſto weniger wichtig oder bedeutend ſind, in je mehreren ſonſt von einander verſchiedenen Nationen ſie ſich finden: je häufiger ſie ferner bald mit großen Gebrechen, bald mit großen Vorzügen der menſchlichen Natur verbunden ſind: je leichter ſie endlich ſowohl durch die Vermiſchung mit fremdem Blut, als durch den Einfluß äußerer Urſachen verändert, entweder hervorgebracht oder vernichtet werden. Hingegen ſind Merkmahle um deſto wichtiger, je ausſchließlicher ſie ſich in Einem Volk, oder doch in verwandten Völkern finden: je beſtändiger ſie mit großen Gebrechen oder mit großen Vorzügen der menſchlichen Natur verbunden ſind, und je ſeltener oder ſchwerer ſie durch Vermiſchung oder den Einfluß phyſiſcher Urſachen abgeändert, bald hervorgebracht, bald vernichtet werden. Nach dieſen Regeln werde ich das Gewicht der vornehmſten Merkmahle von Völkern in möglichſter Kürze beurtheilen. Nur bey einigen, beſonders bey der Sprache werde ich ausführlicher ſeyn, weil man gerade dieſe Merkmahle am unrichtigſten geſchätzt und bey der Eintheilung von Völkern am fehlerhafteſten angewandt hat.

Bevor ich das erſte der von mir angegebenen Merkmahle von Völkern, die Statur, gehörig zu

ſchätzen im Stande bin, iſt es durchaus nothwendig, die Beywörter genau zu beſtimmen, wodurch die verſchiedenen Höhen von menſchlichen Körpern ausgedrückt werden, und die unter jedem Volke ein eigenes oder anderes Maas anzeigen. Man ſchätzt nemlich allenthalben die Statur nach der mittlern Größe der Körper unter jedem Volke; und ſo verſchieden nun dieſe mittlere Höhe iſt, ſo verſchieden iſt auch das Maas, was man ſich bey den Wörtern klein und groß, zwergartig und rieſenmäßig denkt: ſo, daß Körper, die unter gewißen Nationen für klein gehalten werden, unter anderen zu den großen oder ſehr großen gehören und umgekehrt. Bey der Vergleichung der Statur aller Völker muß man durchaus Ein Grundmaas feſtſetzen; und woher ſollte man dies Grundmaas anders nehmen, als von der Statur der gebildeten europäiſchen Nationen, die unter allen Menſchenkindern unſtreitig die edelſten ſind? In unſerm Erdtheil umfaßt der Ausdruck mittlere Größe oder Statur alle Körper, die über fünf Fuß hinausgehen, aber ſechs Fuß nicht ganz erreichen. Menſchliche Körper, die zwiſchen 4—5 Fuß ſchweben, werden klein, die zwiſchen drey und vier Fuß, zwergartig, die unter drey Fuß, Zwerg-Körper genannt. Für groß hält man Körper zwiſchen 6 und $6\frac{1}{2}$ oder $6\frac{2}{3}$ Fuß. Für ſolche, die ſich ſieben Fuß nähern, braucht man das Beywort rieſenartig; und zu den Rieſen zählt man diejenigen, die beträchtlich über ſieben Fuß hinausragen.

Nach dem jetzt mitgetheilten Maasſtabe iſt Kleinheit der Statur viel eher ein ungünſtiges, als Größe, ſelbſt rieſenmäßige Größe ein günſtiges Merkmahl iſt. Die menſchenähnlichſten Affen oder die Mittelweſen zwiſchen dem Affen und dem Menſchen ſind im

Durchſchnitt kleiner, als die affenähnlichſten Völker. Die affenähnlichſten Völker, die Mallicoleſen, die Buſchmänner in Neu-Holland und am Cap, auch die finniſchen Stämme ſammt den Koräcken und Kamtſchadalen, den Grönländern und Eskimos ſind ungleich kleiner, als diejenigen Nationen, die ihnen auf der Skala der Humanität zunächſt folgen. Alle dunkelfarbigen und häßlich gebildeten Völker im öſtlichen und ſüdlichen Aſien ſind kleiner, als die helleren und ſchöneren Nationen auf den Süd-See-Inſeln und im weſtlichen Aſien. Auf der andern Seite zeichnen ſich die Butaner, die der Form des Geſichts nach zu den urſprünglichen Völkern des öſtlichen und ſüdlichen Aſiens gehören, durch eine mehr, als gewöhnliche Größe aus. Die größten Körper findet man unter den Inſulanern der Süd-See und unter den Bergvölkern des weſtlichen Aſiens, den Afganen, Turkomannen, Lesghiern, Tſcherkaſſen u. ſ. w., welche insgeſammt in Anſehung der weſentlicheren Vorzüge der menſchlichen Natur den ackerbauenden Völkern des Morgenlandes nicht gleich kommen. Selbſt mehrere ackerbauende Nationen des Orients ſind den Völkern unſers Erdtheils in Rückſicht auf Größe gleich, oder übertreffen ſie ſogar. Die Europäer nehmen in Weſtindien, im nördlichen Amerika und an der Südſpitze von Afrika, wo ſie in allen übrigen Rückſichten beträchtlich ausarten, an körperlicher Größe zu. Die alten Germanier, Gallier, Britannier u. ſ. w. waren, ſo lange ſie rohe Barbaren blieben, um vieles größer, als ihre gebildeteren und beſſeren Nachkommen. Nach den Datis alſo, welche die bisherigen Unterſuchungen liefern, kann man mit Zuverſicht den Ausſpruch thun: daß Kleinheit des Körpers in ganzen Völkern ein großes Gebrechen ſey,

weil ſie blos den unvollkommenſten Völkern zukommt: daß aber körperliche Größe nicht allein nicht in gleichem Grade mit der Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur, ſondern ſehr oft alsdann zunimmt, wenn alle übrigen Vollkommenheiten des Menſchen vermindert werden: daß man rieſenmäßige Körper häufiger unter den weniger edlen und gebildeten, als unter den edleren und gebildeteren Nationen antrifft: daß alſo die mittlere Statur der kleinen, und die gewöhnliche Größe der rieſenmäßigen Körper-Größe in ganzen Völkern vorzuziehen iſt.

Mit dem Gliederbau verhält es ſich gerade ſo, wie mit der Statur des Körpers. Am ſchwächſten gegliedert, wenn man anders ſo reden darf, ſind die Süd-See-Neger, die Buſch-Hottentotten, die echten Finnen, die Koräcken und Kamtſchadalen. Auch die Hindus ſtehen wegen ihres weibiſch-zarten Gliederbaus den Mohren ſehr weit nach. Den gewaltigſten Gliederbau hingegen findet man unter den Inſulanern der Süd-See, beſonders den Bewohnern der Schiffer-Inſeln, unter den Butanern, den Afganen und anderen Bergvölkern des weſtlichen Aſiens. Selbſt unter den ackerbauenden Nationen des Orients ſcheinen Männer von einem außerordentlich ſtarken Gliederbau häufiger zu ſeyn, als unter den Völkern unſers Erdtheils. Die holländiſchen Creolen am Cap ſind nicht blos größer, ſondern auch ſtärker von Gliedern, als die Männer des Mutterlandes. Auch in Rückſicht des Gliederbaus alſo ſind die beyden Extreme von Schwäche und Stärke wirkliche Gebrechen; und ein gewöhnlicher Gliederbau iſt daher einem kindlich- oder weibiſch-ſchwachen, ein gewöhnlich ſtarker Gliederbau einem überſtarken vorzuziehen.

Wenn man in Beziehung auf Beleibtheit die

Menſchen mit den Thieren und dann die verſchiedenen Völker unter einander vergleicht, ſo ergibt ſich, daß die Hausthiere durch Ruhe und weichliche Nahrung viel eher fett werden, als der Menſch, und zwar um deſto fetter, je mehr ſie Thiere ſind: daß die wilden oder in Freyheit lebenden Thiere viel öfter, als der Menſch, aus dem Zuſtande von Magerkeit in den der Fettheit und umgekehrt übergehen: daß endlich die menſchenähnlichſten Thiere im Durchſchnitt viel eher mager, als fett ſind. Um deſto auffallender iſt es, daß die affenähnlichſten Völker, die Süd-See-Neger und die Buſch-Hottentotten ſich durch eine ſcheußliche Magerkeit auszeichnen: wiewohl die lezteren, wenn ſie eine Zeitlang Heuſchrecken, Holzwürmer und Ameiſen voll auf haben, ſich eben ſo ſchnell, als die trägſten unter den Hausthieren mäſten [1]). Die echten Finnen ſind ohne Ausnahme ſpeckig, ſo wie die mongoliſchen Hirtenvölker hager, oder, wie die Alten ſagten, trocken von Körper ſind [2]). Unter den ſüdlichen Aſiaten ſind die Malayen die einzigen, von welchen man ſagen kann, daß ſie eher hager, als fett ſeyen. Die übrigen ſind mehr fett, als hager [3]). Auch halten ſie, gleich den Hindus und den morgenländiſchen Nationen, Fettheit für Einen der größten körperlichen Vorzüge. Nur die Hindus und die Mohren in Hindoſtan ſchäzen die Zartheit und Schlankheit weiblicher Körper mehr, als eine üppige Fülle. Unter den meiſten morgenländiſchen Völ-

1) Sparmann, S. 191. 278. Man vergleiche meine Abh. über die Hagerkeit und Fettheit verſchiedener Völker im 2ten Bande des neuen hiſtor. Magaz. S. 157.

2) Meine Abh. im neuen hiſtor. Magaz. l. c. S. 158.

3) l. c. S. 159.

kern trifft man viele nicht blos wohlbeleibte, sondern fette und überfette Personen von beyderley Geschlecht an. Blos die Araber und Tataren scheinen eher hager, als fett zu seyn. Es ist daher zu verwundern, daß die gemischten Völker tatarisch-mongolischen Ursprungs, besonders die Baskiren und Kirgisen, eher fette und überfette, als hagere Körper haben [1]). Die Spanier, Portugiesen und südlichen Italiäner sind, gleich den Morgenländern, entweder hager oder sehr fett [2]). Die edleren Nationen unsers Erdtheils verdienen neben einigen Insulanern der Süd-See und einigen Bergvölkern des westlichen Asiens allein den Ruhm, daß sie mit einer reitzenden Schlankheit eine nicht minder reitzende Fülle des Körpers verbinden [3]), welche zugleich die Frucht und ein natürliches Zeichen von vorzüglicher Gesundheit und Stärke ist. Wenn Europäer in fremde Erdtheile, besonders in tropische Gegenden auswandern, so werden sie entweder so entfleischt, wie die meisten westindischen Creolen, oder sie werden bis zur Unbehülflichkeit fett, wie es der kleinere Theil der westindischen und fast alle holländische Creolen am Cap sind. Aus dem Gesagten folgt, daß natürliche Magerkeit ein gröſseres Gebrechen ist, als Fettheit: daß man Trockenheit oder Hagerkeit des Körpers zwar kein Gebrechen, aber auch nicht einen solchen Vorzug nennen kann, wie die Fülle der mit einem festen Fleische bekleideten Gliedmaßen, wenn sie mit einem schlanken Wuchse gepaart ist.

Ein viertes äuſseres Merkmahl ist der verschiedene innre Gehalt von Körpern. Die Buräten und

1) l. c. S. 158.
2) l. c. S. 161. 62.
3) Pellontier, I. 199. et sq. p.

andere sibirische Stämme [1]), die Neger [2]) und ursprünglichen Amerikaner [3]) unterscheiden sich durch eine auffallende Geringhaltigkeit ihrer Körper von den Europäern viel mehr, als durch Größe, Gliederbau und Beleibtheit. Alle diese Völker sind kaum halb so schwer, als man sie nach ihrer Größe und Beleibtheit schätzen sollte. So ernsthaft oder vielmehr gleichgültig die ursprünglichen Amerikaner sind, so lächeln sie doch selbst über die Wirkungen, welche der Eintritt eines einzigen kernhaften Europäers in ihre leichten Kähne hervorbringt. Die Canoes verlieren durch die Schwere eines Europäers so sehr das Gleichgewicht, daß das Wasser an der einen oder andern Seite hereindringt. Auch können die Amerikaner ihre Fahrzeuge nicht regieren, so lange Europäer sich nicht gerade in die Mitte setzen. Die specifische Leichtigkeit der Körper ist die Ursache, daß die genannten und alle ihnen ähnliche Völker besser, als Europäer, schwimmen, und sich besonders viel länger, als diese, über dem Wasser erhalten können [4]).

Andere äußere Merkmahle sind körperliche Stärke und Schwäche, Thätigkeit und Unthätigkeit oder Trägheit.

Körperliche Stärke besitzen einzelne Menschen und ganze Völker, wenn sie durch kurzdauernde Anstrengungen ihrer Muskeln außerordentliche Hindernisse oder gegenstrebende Kräfte überwinden können.

Thätigkeit hingegen kommt ganz allein solchen Menschen und Völkern zu, die vermöge der Einrichtung ihrer festen Theile fähig und geneigt sind, anhaltende, schwere oder mühselige Arbeiten zu verrich-

1) Pallas mongol. Völker, I. 171.
2) Bosmann, 278—80 S.
3) Gily, II. 40.
4) Histor. Mag. VI. 28 St. 314 S.

ten, dergleichen die Arbeiten des Landmanns, der meisten nicht sitzenden Handwerker, auch vieler Gelehrten und Geschäftsmänner sind. Aus den Erklärungen von Stärke und Thätigkeit erhellt von selbst, was man unter Schwäche und Unthätigkeit zu verstehen habe. Schon die Beyspiele der größeren reissenden Thiere und anderer Ungeheuer der Wildnisse und Sümpfe der heissen Zone lehren, daß körperliche Stärke und Thätigkeit sehr oft nicht allein nicht mit einander verbunden, sondern daß vielmehr sehr oft die größte körperliche Stärke mit einer unüberwindlichen Trägheit gepaart ist [1]).

Es ist leicht, Stärke und wahre Thätigkeit, aber sehr schwer, Stärke und eine gewiße Gewandtheit zu unterscheiden, oder in den gemeinschaftlichen Wirkungen von beyden zu bestimmen, wie viel man der einen und wie viel der andern zuzurechnen habe. Manche außerordentliche Anstrengungen, besonders im Heben und Tragen von Lasten, im Gehen und Rudern sind eben so sehr oder noch mehr Wirkungen von Gewandtheit, als von Muskelkraft. Es ist bekannt, daß man die ursprünglichen Amerikaner nicht ohne die größte Lebensgefahr zu den Arbeiten des Feldes oder in den Bergwerken brauchen kann. Eben diese zu anhaltenden Arbeiten gänzlich untüchtigen Indianer legen Wege von sechszig deutschen Meilen in eben so vielen Stunden zurück, und dauern in dem Rudern gegen die großen Ströme ihres Landes viel länger, als die Neger und Europäer aus [2]). Die

1) Betrachtungen über die körperliche Stärke verschiedener Völker sehe man im zweyten Bande des neuen historischen Magazins, 585 u. f. S.

2) Neues hist. Mag. II. 599. 601. Der Pater Och bezeugt sogar, daß ein Indianer achtzig Stunden

Neger-Sklaven in Westindien arbeiten bey der äußersten Anstrengung ohngefähr nur ein Drittel so viel, als Europäer. Eben diesen Negern wird es nicht schwer, Zuckerfässer von tausend Pfunden aufzuheben. Wenn die Neger den ganzen Tag gearbeitet haben, so gehen sie nicht selten Meilen weit, und tanzen die ganze Nacht durch, ohne dadurch ermüdet zu werden [1]). Die Siamesen sind so schwach und träge, daß sie kaum aufrecht gehen, viel weniger also schwere anhaltende Arbeiten verrichten können [2]). Nichts desto weniger rudern die Siamesen drey Tage und Nächte durch, beynahe ohne Unterbrechung. Ungeachtet die Chinesen stärker und thätiger sind, als die Siamesen, so kommen sie in beyden Stücken den Europäern lange nicht gleich. Und doch sind chinesische Lastträger im Stande, Kisten und Fässer von 600 — 1000 Pfunden aufzuheben und fortzutragen [3]). Eben so große oder noch größere Lasten heben und schleppen die Lastträger in den türkischen und persischen Städten; und die Reisenden, welche diese Thatsachen anführen [4]), bemerken ausdrücklich, daß bey diesen den Europäern unerreichbaren Anstrengungen eben so viel Kunst oder Gewandtheit, als eigentliche Muskelkraft angewandt werde.

Weges in achtzehn Stunden Zeit zurücklegte, S. 257. 259.

1) ib. S. 603.

2) Loubère, I. 211. 12. A peine savent-ils marcher, ou se tenir sur leurs piés de bonne grace; ils ne tendent jamais bien leurs jarrets. . . Aussi peuvent ils pagayer trois jours et trois nuits presque sans se reposer, quoique'ils ne supportent guères aucun autre travail.

3) Lettr. Edif. VII. 172. Sonner. II. 30. Irwin, p. 380. 81.

4) ll. cc. besonders Irwin.

Zu den schwächsten und zugleich trägsten unter denjenigen Völkern, von welchen ich bisher gehandelt habe und auch jezt handle, gehören die Neger der Süd-See und fast gewiß die ihnen natürlich verwandten Ichthyophagen an der arabischen und persischen Küste. Diese schwachen und trägen Menschen waren nicht einmal solcher Anstrengungen fähig, wie die Malayen; viel weniger, als die Europäer [1]).

Wenn die echten Finnen auch um einige Grade weniger träge sind, als die Neger der Süd-See, so sind sie vielleicht noch schwächer, als diese. Kein anderer Menschenstamm ist so reißbar und so häufigen epileptischen Zuckungen unterworfen, als der finnische. Alle finnischen Horden, so wie die Koräcken und Kamtschadalen, gehen nicht eher auf den Fischfang und die Jagd, als bis sie durch den Hunger oder durch äußere Gewalt dazu gezwungen werden.

In den mongolischen Hirtenvölkern nimmt die Stärke mehr, als die Thätigkeit zu. Wenigstens bewiesen sie bisher eine unüberwindliche Abneigung gegen die Arbeiten des Feldbaus. Selbst die Kirgisen fielen bey den ersten Versuchen, Heu mit leichten Sensen zu mähen, ganz erschöpft zu Boden. Sechs Burâten richten nicht so viel aus, als ein einziger Russe [2]). Die Hirtenvölker des westlichen Asiens übertreffen die des östlichen durch körperliche Stärke sehr weit; allein in Ansehung der Trägheit sind sie von denselben wenig oder gar nicht verschieden.

Die schönen Insulaner der Süd-See haben in Rücksicht auf körperliche Stärke wenige ihres gleichen [3]). Die stärksten und gewandtesten englischen

1) Péron, I. 476. et sq. p.
2) I. 171. Pallas mongol. Völker.
3) Man sehe neues histor. Mag. II. 600.

Matroſen konnten es weder im Balgen, noch im Ringen mit den Inſulanern der Süd-See aufnehmen. Nicht blos Männer, ſondern ſelbſt Weiber hoben Britten mit der größten Leichtigkeit von der Erde auf, und trugen ſie über Bäche und Flüſſe weg. Die Bewohner der mariäniſchen Inſeln warfen Steine mit einer ſolchen Kraft, daß ſie in Bäume eben ſo tief eindrangen, als wenn ſie aus Büchſen wären geſchoſſen worden. Wie unbedeutend aber iſt in Vergleichung mit dieſer Stärke die Fähigkeit und Geneigtheit der Süd-See-Inſulaner zu ſchweren und anhaltenden Arbeiten!

Die ſüdlichen Aſiaten ſind, mit Ausnahme der Birmahner, der Chineſen und Japaneſen, nicht nur um viele Grade ſchwächer, als die Inſulaner der Süd-See, ſondern auch wenig oder gar nicht thätiger, als dieſe. Die Chineſen und Japaneſen gehen den übrigen oſtindiſchen Völkern nicht ſowohl durch Stärke, als durch Thätigkeit vor. Die Thätigkeit von beyden äußert ſich nicht blos im Feldbau, ſondern auch in vielen Handwerken und Gewerben. Die Birmahner ſind ſtärker, als alle übrige ſüdliche Aſiaten. Allein ihre Thätigkeit kommt der Arbeitſamkeit der Chineſen und Japaneſen nicht gleich, indem ſie ſich beynahe nur bey dem Bau von Schiffen, aber nicht in dem Anbau des Feldes äußert.

Die Hindus, beſonders die der unteren Kaſten, ſind ſchwächer, als alle übrige oſtindiſche Völker. Sechs Hindus arbeiten nicht mehr, als Ein Neger; und die Arbeiten von ſechszehn Hindus wiegen gerade die eines einzigen Europäers auf. Wegen ihrer angeſtammten Schwäche ſind ſowohl die Waffen, als die Inſtrumente der Hindus ungleich kleiner und leichter, als die der Europäer. Bey aller dieſer Schwä-

che ſind die Hindus doch weniger träge, als die meiſten hinterindiſchen Völker. So langſam ſie auch arbeiten, und ſo wenig ſie ſich beym Arbeiten anſtrengen, ſo arbeiten ſie doch anhaltend, und bringen deßwegen mehr zu Stande, als trägere Völker, die viel mehr körperliche Stärke beſitzen.

Im weſtlichen Aſien können unter den Nomaden die Turkomannen und Kurden, ferner faſt alle Bergwerkvölker, endlich die meiſten ackerbauenden Nationen, mit Ausnahme der Armenier, Syrer und Juden, zu den ſtarken, zum Theil zu den ſehr ſtarken, Völkern gerechnet werden. Auch in den Morgenländern ſteht die Thätigkeit in ſehr ungleichen Verhältniſſen zur körperlichen Stärke. Die ſtärkſten Völker, die Afganen, die Kaukaſier u. ſ. w. ſind am wenigſten thätig. Die Tataren zeichnen ſich vor allen übrigen dadurch aus, daß ſie den Acker mit Eifer bauen, und bey dem Anbau des Ackers ſchwere Inſtrumente brauchen. Den Tataren eifern die Araber und Perſer als Ackerbauleute am meiſten nach. Die Amerikaner ziehen den Handel und dann ſolche Gewerbe, die keine ſtarke Arbeiten erfordern, dem Ackerbau weit vor. Die Juden ſcheuen ſelbſt im Morgenlande den Ackerbau am meiſten. Auch treiben ſie lieber Kleinhandel, als ſolche Handwerke und Gewerbe, die anhaltende, wenn gleich geringe, Arbeiten aufliegen.

Aus dem bisher Geſagten folgt:

erſtlich: daß ein hoher Grad von Schwäche, dergleichen ſich in den Süd-See-Negern, in den finniſchen Stämmen u. ſ. w. findet, auf einen ſehr geringen Grad von Humanität hindeutet.

Zweytens: daß große, ſelbſt die größte Stärke des Körpers, wenn ſie mit gar keiner, oder ſehr gerin-

ger Thätigkeit verbunden ist, kein viel günstigeres Merkmahl sey.

Drittens: daß angeborne Thätigkeit zu den schätzenswerthesten Vorzügen der menschlichen Natur gehöre, und daß mäßige, ja sogar geringe Körper-Kraft, mit nicht gemeiner Thätigkeit verbunden, den Vorzug vor der größten, aber trägen körperlichen Stärke verdiene.

Viertens: daß die höchste Vortrefflichkeit der menschlichen Natur, in so fern sie von diesen Beschaffenheiten abhängt, darin bestehe, wenn eine vorzügliche Muskelkraft mit einer eben so vorzüglichen Thätigkeit verknüpft ist.

Gewöhnliche Begleiter, und der Regel nach auch Folgen der Stärke und Schwäche, der Thätigkeit und Trägheit sind theils die Versetzbarkeit oder Nicht-Versetzbarkeit in die verschiedensten Klimate und Gegenden, welche man nicht mit Dauerhaftigkeit und Hinfälligkeit verwechseln muß, theils eine gewiße Festigkeit oder Derbheit, und die dieser Festigkeit entgegengesetzte Reitzbarkeit, Beweglichkeit, Biegsamkeit und Behendigkeit des Körpers.

Von der Fähigkeit und Unfähigkeit von Völkern, sich in die verschiedensten Gegenden und Klimate versetzen zu lassen, sage ich nach dem, was ich oben beygebracht habe, nichts weiter. Meine Leser werden gleich sehen, daß gerade diejenigen Völker, welche am wenigsten versetzbar sind, die dauerhaftesten Körper besitzen.

Menschliche Körper sind um desto dauerhafter, je langsamer sie sich zur gehörigen Zeit entwickeln, je länger sie die Blüthe der Jugend und die Kraft des mittlern Alters behalten: je später sie altern, und ein je höheres Lebensziel sie erreichen.

Menſchliche Körper ſind deſto weniger dauerhaft, je frühzeitiger ſie ſich entwickeln, je ſchneller die Blüthe der Jugend und die Kraft des mittlern Alters verſchwinden, je früher ſie altern und je kürzer ihre Lebenszeit iſt.

Unter allen Völkern entwickeln ſich Mädchen früher, als Knaben, und Frauen hören eher auf, fruchtbar zu ſeyn, als Männer ihre Zeugungskraft verlieren. Allein unter manchen Nationen iſt das Mißverhältniß zwiſchen dem ſtärkern und ſchwächern Geſchlecht in Rückſicht auf unzeitige Entwickelung und frühzeitiges Verwelken oder Altern ungewöhnlich groß. Man darf daher nicht allenthalben von der Hinfälligkeit des einen Geſchlechts auf die geringe Dauerhaftigkeit des andern ſchließen.

Schon die alten Schriftſteller bemerkten von den thierartigen Ichthyophagen am afrikaniſchen Ufer, daß ſie weniger lang lebend ſeyen, als die Europäer. Unter den echten Finnen, den Koräcken und Kamtſchadalen trifft man häufig zehnjährige Mütter an. Von den Finnen, den mongoliſchen Hirtenvölkern und den Süd-See-Negern ſagen faſt alle Reiſende, daß ihre Geſichter durch Runzeln entſtellt ſeyen, und daß daher nicht ſehr betagte Männer das Anſehen von alten Weibern hätten. Faſt eben ſo früh, als unter den Finnen, reifen die Mädchen nicht blos unter den mongoliſchen Hirten und unter den Nationen des ſüdlichen, ſondern auch des weſtlichen Aſiens; und unter allen dieſen Völkern hören die Reitze und Fruchtbarkeit der Weiber im fünf und zwanzigſten, ſpäteſtens im dreyßigſten Jahre auf. Die Kaſchemirier, die ſchönen Bergvölker des Kaukaſus und, wie es ſcheint, auch die ſtädtiſchen Tataren ſind die einzigen Bewohner des Morgenlandes, unter welchen

die Mädchen langſamer reifen, und die Weiber ihre Schönheit und Fruchtbarkeit länger behalten, als in dem übrigen Orient. Wenn Knaben und Jünglinge ſich im Morgenlande auch etwas früher entwickeln, ſo behalten deßwegen doch die Männer ihre Stärke und Zeugungskraft, leben auch eben ſo lange, oder noch länger, als in Europa. Unter den europäiſchen Slaven verhält ſich das Reifen und Verwelken von Mädchen und Frauen, ſo wie die Dauerhaftigkeit der Männer, ohngefähr ſo, wie unter den morgenländiſchen Völkern. Unter den echten ſlaviſchen Nationen unſers Erdtheils ſind die Zeiten der Entwickelung, der Blüthe, der Stärke und des Verwelkens, ſo wie die Lebensdauer beyder Geſchlechter am wenigſten von einander entfernt. Sobald hingegen Europäer nach beyden Indien oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und ſelbſt nach dem nördlichen Amerika auswandern, ſo fangen die Kinder, welche ſie in ihren neuen Wohnſitzen zeugen, an, ſchneller zu reifen: die Weiber verlieren früher ihre Schönheit und Fruchtbarkeit: die Männer altern früher, und beyde Geſchlechter leben weniger lange, als im Mutterlande. So unläugbar es iſt, daß dies frühere Reifen von Mädchen und Knaben, dies frühere Verwelken und Altern von Weibern und Männern, endlich das frühere Hinſterben beyder Geſchlechter, ſichere Merkmahle von Ausartung ſind, ſo wenig darf man daraus ſchlieſſen, daß eine außerordentliche Dauerhaftigkeit des Körpers ein Zeichen von edler Natur ſey, indem man nicht blos unter den europäiſchen Slaven, ſondern vorzüglich unter den Amerikanern und Negern viel mehr Beyſpiele von ungewöhnlicher Lebenskraft und ungewöhnlich hohem Alter antrifft, als unter den

nicht-ſlaviſchen Nationen Europens [1]). Die Natur hat in dem Menſchen ſo wenig, als in den übrigen Thieren, das ſpäte Reifen, das lange Blühen und Früchtetragen, das ſpäte Verwelken und die Lebensdauer dem innern Werthe und Unwerthe der einen und der anderen gleichförmig angepaßt. Die nützlichen gezähmten Thierarten ſind kürzerlebend, als der Menſch. Manche wilde oder weniger vollkommne Thiere hingegen erreichen ein viel höheres Alter, als die am längſten lebenden Menſchen.

Unter Feſtigkeit oder Derbheit verſtehe ich das Gegentheil der wäſſerigen oder ſchleimigen Konſtitution, die nach dem Urtheil der größten Aerzte [2]) den menſchlichen Körper zu Krämpfen und Zuckungen in hohem Grade geneigt macht, und die feſten Theile, beſonders die Muskeln, ſo abſpannt, daß alle Gliedmaaßen ungewöhnlich beweglich oder biegſam und in gleichem Grade zu allen Verrichtungen geſchickt werden, welche bloße Beweglichkeit oder Biegſamkeit erfordern. Solche Verrichtungen ſind: klettern, laufen und ſpringen, tanzen und ſeiltanzen, die Ausübung gaukleriſcher Künſte, das Schwimmen und Fahren durch die gefährlichſten Brandungen und Waſſerfälle, das Fechten mit leichten Waffen, und das Arbeiten mit ſchlechten Werkzeugen. Die Muskeln der finniſchen Völker, mancher amerikaniſchen Wilden und ſelbſt mancher Neger ſind ſo beweglich, daß alle dieſe Völker zur Nachäffung der Bewegungen, welche ſie Andere machen ſehen, innerlich gereizt oder gar gezwungen, und durch die geringſten Geräuſche

1) Hiſtor. gött. Mag. I. 224—234 S.
2) Man ſehe die Zeugniſſe von Börhave und Lorry in meiner Abh. über die ſympathetiſche Reizbarkeit im 2ten Bande des hiſtor. Magaz. 46. 47 S.

oder Unfälle in Verzweiflung gestürzt, ja sehr oft zum Selbstmord getrieben werden [1]). Die Affen, auch die Orang-Utangs und Kimpezeys springen, laufen und klettern ungleich behender, als die geübtesten Europäer. Eine ähnliche Behendigkeit im Springen, Laufen und Klettern besitzen die Buschmänner in Neu-Holland, die Busch-Hottentotten und im Ganzen die Amerikaner und Neger, welche lezteren im Stande sind, hundert und fünfzig Fuß hohe, beynahe senkrechte Felsen hinanzulaufen. Alle Insulaner der Süd-See, alle Amerikaner und Neger, alle südliche Asiaten und selbst die Hindus durchschwimmen oder durchschiffen mit ihren leichten Fahrzeugen die fürchterlichsten Wasserfälle und Brandungen, wohin sich die verfahrensten europäischen Seeleute mit den besten Böten und Schiffen nicht wagen dürfen. Die Bewohner des südlichen Asiens, vorzüglich die Hindus, übertreffen die Europäer ohne Vergleichung nicht blos durch ihre seiltänzerischen und anderen Gauckelkünste, sondern auch durch die Verfertigung von künstlichen Arbeiten mit den schlechtesten Instrumenten. Selbst die Morgenländer und Slaven gehen in beyden Stücken den nicht-slavischen Nationen Europens sehr weit vor. In den Abkömmlingen der lezteren, die sich in Afrika, Amerika u. s. w. angesiedelt haben, nimmt die Beweglichkeit des Körpers und die Anlage zu allen Uebungen, welche Biegsamkeit und Behendigkeit von Gliedmaßen erfordern, in eben den Graden zu, in welchen Stärke und Thätigkeit abnehmen. Wegen aller dieser Erscheinungen hat man Ursache, eine ungewöhnliche Biegsamkeit des Körpers für ein Gebrechen zu halten, wodurch die Vortreffliche-

1) Histor. Mag. II. 43. VI. 414. 415. VII. 118. 119.

lichkeit der menschlichen Natur um desto mehr vermindert wird, je mehr sie sich einer affenartigen Beweglichkeit oder der kränklichen Reizbarkeit der finnischen und amerikanischen Völker nähert.

Ganze Völker, wie einzelne Menschen, unterscheiden sich ferner durch die Schönheit oder Häßlichkeit des Körpers und Gesichts. Menschliche Körper nenne ich der Kürze wegen alsdann schön, wenn alle ihre Theile so gebildet und zusammengefügt sind, wie sie von den griechischen Künstlern in den Bildnissen von Göttern und Göttinnen, von Heroen und Heroinnen dargestellt, und in den wegen ihrer Schönheit am meisten berühmten Völkern von jeher gefunden wurden, und noch jetzt gefunden werden [1]). Körper und Gliedmaßen des Körpers sind um desto häßlicher, je mehr sie von den erwähnten Formen abweichen.

Es ist eine sehr gemeine Erscheinung, daß die Natur auch in den schönsten Menschen nicht alle Theile in gleichem Grade vollendet. Ohne die Zeugnisse zuverläßiger Beobachter aber würde man es kaum glauben, daß die Natur in ganzen Völkern bald schön gebildeten Körpern häßliche, bald häßlichen Körpern schöne Köpfe und Gesichter aufsetzt. Die Malayen und Butaner haben untadelich geformte Körper, aber häßliche mongolische oder negerartige Köpfe und Gesichter. Auch in den Süd-See-Insulanern sind im Ganzen die Körper schöner, als die Köpfe und Gesichter. Die Hindus der unteren Kasten hingegen ver-

1) Die Gründe unserer Urtheile über die Schönheit der Form thierischer und anderer natürlichen Körper findet man in einem Aufsatze über die Schönheit der menschlichen Bildung, der im zweyten Bande des göttinq. histor. Mag. 270 u. f. S. steht.

binden regelmäßige Gesichter mit einer Körperbildung, die manche und große Gebrechen hat.

Die häßlichsten unter allen Völkern sind diejenigen, welche auf der untersten Stuffe der Humanität stehen: die Papus in Neu-Guinea, die Neu-Holländer, die Diemenländer und andere Süd-See-Neger, auch die Busch-Hottentotten. Die Häßlichkeit der genannten Völker ist so scheußlich, daß alle Reisende urtheilen: die Körper und Gesichter derselben seyen mehr affenartig, als menschlich.

Die finnischen Stämme sind auf eine andere Art häßlich, als die Neger der Südländer. Die Häßlichkeit der ersteren erregt weniger Abscheu, als die der lezteren, aber mehr Eckel und bald Lachen, bald Mitleiden.

In den mongolischen Hirtenvölkern bleiben Köpfe und Gesichter ohngefähr eben so häßlich, als in den Finnen; allein die Körper derselben heben oder enthäßlichen sich schon um einige Grade. Noch mehr geschieht dies in den Nationen des südlichen Asiens, unter welchen sich mehrere finden, die gut gebildete Körper und blos eine mongolische Form des Gesichts haben.

Die Hindus der höheren Kasten zeichnen sich durch eben so schöne Körper, als Köpfe und Gesichter aus. In den Hindus der unteren Kasten sind Kopf und Gesicht nach einer edlern, der Körper hingegen nach einer weniger edlen Form geschaffen worden.

In den Völkern des westlichen Asiens sind Körper und Gesichter schöner, als in allen Nationen des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, die höheren Kasten der Hindus ausgenommen. Unterdessen kleben den Körpern der meisten morgenländischen

Völker noch manche Gebrechen an. Die drey Hauptvölker des Kaukasus sind die einzigen, in welchen die Natur von jeher Muster, sowohl von männlicher, als von weiblicher Schönheit hervorbrachte. Die Lesghis, Georgianer und Tscherkassen übertreffen selbst die Hindus der höheren Kasten, die Kaschemirier und Insulaner der Süd-See durch ihre Schönheit sehr weit. Gerade in den schönsten der Völker entspricht das Innere dem Aeußern gar nicht. Ich muß also auch hier wiederholen, was ich schon einigemale von körperlichen Vorzügen angemerkt habe, daß die vollkommenste Schönheit kein sicheres Merkmahl einer ungewöhnlichen Vortrefflichkeit menschlicher Naturen ist, ungeachtet die äußerste Häßlichkeit ganzer Völker einen untrüglichen Beweis einer ähnlichen Thierartigkeit darbietet.

Eine größere Aufmerksamkeit, als alle bisher untersuchte Merkmahle, verdient die in verschiedenen Völkern so sehr abweichende Farbe der äußern Haut. Unter einer gewißen Bedingung ist die Farbe eins der sichersten: ohne diese Bedingung eins der unsichersten Merkmahle von Völkern. Und eben daher irrten diejenigen gröblich, welche unbedingt die Farbe zum einzigen oder vornehmsten Unterscheidungszeichen von Nationen machten, indem sie nach diesem trüglichen Kriterio die verschiedensten Nationen als gleichbürtig oder verwandt betrachten, und die am nächsten verwandten als ursprünglich verschieden von einander trennten.

Schon unter den Begleitern Alexanders nahmen Einer und der Andere wahr, daß das Klima nicht die Ursache der verschiedenen Farben von Völkern und namentlich nicht der schwarzen Farbe der Hindus seyn könne. Viele große Beobachter der neuern Zeit

wiederholten dieſelbige Wahrnehmung und unterſtützten ſie mit den triftigſten Gründen. Nichts deſto weniger fuhren berühmte Naturforſcher fort, zu behaupten, daß äußere Urſachen, beſonders die verſchiedenen Grade der Sonnenwärme, die hellere oder dunklere Farbe von Völkern beſtimmten. Ich habe ſchon an einem andern Orte dieſe Meinung ausführlich widerlegt [1]), und zugleich auf das bündigſte bewieſen, daß die Farbe der ganzen Oberfläche menſchlicher Körper einzig und allein von dem Blute oder von färbenden Theilen abhange, die ſich aus dem Blut abſondern und in der Netzhaut abſetzen [2]). Eben daher kann ich mich hier auf einige Hauptreſultate und auf eine kurze Darſtellung der vornehmſten Gründe beſchränken.

Unter den äußeren Urſachen, welche auf die Oberhaut des Menſchen wirken, ſind die Strahlen der Sonne die mächtigſten, allein ſie ſind nicht die einzigen. Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft, trocknende und ſchneidende Winde bringen ähnliche Veränderungen hervor. Eine feuchte, ſowohl heiſſe, als kühle Luft erhellt, eine trockne Luft hingegen, ſo wie heiſſe und trocknende Winde verdunkeln die Oberhaut ein wenig: wohl bemerkt aber nicht die ganze Oberhaut, ſondern nur die Haut der entblößten Theile, die den Einwirkungen der äußeren Urſachen ausgeſetzt werden. Die von äußeren Urſachen hervorgebrachten Veränderungen der Farbe verlieren ſich wieder, ſo bald die Urſachen ſelbſt zu wirken aufhören, und pflanzen ſich auch nicht auf die Kinder fort. Dauern-

1) In der Abhandlung über die Farben und Schattirungen verſchiedener Völker, im erſten Bande des neuen hiſtor. Mag. 611—625 S.

2) l. c. 629 u. f. S.

de Veränderungen, dergleichen oft während eines langen Aufenthalts in der heissen Zone entstehen, sind, wie ich schon oben aus Marsden bemerkte, nicht Wirkungen des Sonnenbrandes, sondern der durch gallichte Krankheiten oder Beschwerden verdorbenen Blutmasse.

Daß die Farbe von Völkern nicht durch äußere Ursachen, also auch nicht durch die Hitze oder Kälte des Klima's bestimmt wird, erhellt zuerst unwidersprechlich daher, daß die Farbe von Völkern sich weder in dem Maaße aufklärt, noch verdunkelt, in welchem die Länder, welche sie bewohnen, kalt oder heiß sind. Die bisherigen Untersuchungen über die Völker in Asien und den Südländern, auf den ostindischen und Süd-See-Inseln enthalten viele Beyspiele, daß hellere Nationen in heisseren, dunklere in kühleren oder kälteren Gegenden wohnen. Die Neu-Holländer und Diemenländer sind viel dunkler, als die Insulaner der Süd-See: die Hindus dunkler nicht blos, als die hinterindischen Völker, sondern als selbst die ostindischen Insulaner, die unter, oder nahe an dem Aequator leben. Aehnliche Beyspiele finden sich auch in Afrika und Europa. Man denke Lappen und Finnen mit den Schweden, Normännern und Russen: die Neger am Senegal mit den helleren Völkern zusammen, die zwischen dem Senegal und dem Gambia, zum Theil noch jenseits des Gambia's umherziehen.

Ein zweyter unwiderleglicher Beweis, daß die Farbe von Völkern nicht durch äußere Ursachen, sondern durch das Blut bestimmt wird, liegt in dem Facto, daß in unzähligen Ländern und Eylanden, besonders auf den ostindischen und Süd-See-Inseln, in Hindostan und dem ganzen östlichen Asien, auch

an beyden Küsten von Afrika seit undenklichen Zeiten Menschen von ganz verschiedenen Farben zusammenwohnten und ihre ursprünglichen Farben behielten, so lange sie sich nicht mit fremdem Blute vermischten. Hienge die Farbe der Menschen von äußeren Ursachen ab, so müßten durch den fortdauernden Einfluß derselben die verschiedensten Farben zulezt in eine mit dem Klima eines jeden Landes zusammenstimmende Farbe verwandelt werden.

Ein dritter Beweis desselbigen Satzes ist die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß Völker oder Colonien, die in ferne Gegenden auswanderten, oder versetzt wurden, ihre Farbe unverändert behielten, wenn sie sich nicht mit eingebornen Weibern vermischten, oder Krankheiten nicht die Blutmasse verdarben und die Netzhaut von innen modificirten. Die Germanier und Gallier, die sich in Asien und Afrika niederließen, blieben ihren Brüdern in Europa eben so ähnlich, als die Armenier und Juden, welche nach Europa übergiengen, ihren Landsleuten in Asien. Die Neger, deren Vorfahren seit mehreren Zeugungen in die mittleren Provinzen des freyen Amerika's verpflanzt wurden, haben nichts von ihrer Schwärze verloren [1]); und die Europäer, welche in Neu-Holland, ja selbst auf den ostindischen Inseln leben, zeugen eben so weisse oder gar noch weissere Kinder, als in unserm Erdtheile geboren werden.

Einen vierten Beweis desselbigen Satzes nimmt man aus den bekannten Erfahrungen her: daß Wunden und Krankheiten, welche die Netzhaut zu ihren Verrichtungen untüchtig machen, oder die Blutmasse verändern, die weisse Farbe in die gelbe, rothe und

1) Neues histor. Magaz. l. c. S. 632.

ſchwarze, und die zulezt genannten drey Farben in die weiſſe verwandeln [1]).

Der fünfte und lezte Grund für denſelbigen Saz findet ſich in dem allgemein bekannten Naturgeſezze, nach welchem Eltern von verſchiedenen Farben Kinder zeugen, deren Farbe zur Hälfte aus der Farbe der Väter, und zur Hälfte aus der Farbe der Mütter gemiſcht iſt [2]). Europäer mögen ſich mit Negerinnen oder Amerikanerinnen, oder mit den Weibern der oſtindiſchen und ſibiriſchen Völker vermiſchen, ſo bewährt allenthalben das Naturgeſez, daß die daher entſtehenden Kinder weder ſo hell, als die Väter, noch ſo dunkel, als die Mütter ſind. Drey bis vier Zeugungen reichen hin, den Abkömmlingen von Europäern eine glänzend ſchwarze oder eine goldgelbe, oder eine kupferrothe Farbe und eben ſo den Abkömmlingen von ſchwarzen, rothen und gelben Müttern eine blendend weiſſe Farbe zu verſchaffen. Durch die Vermiſchung mit ſchwarzen Weibern ſind viele arabiſche und Mauriſche Stämme in Afrika, ſehr viele Hindus der höheren Kaſten, ſehr viele Mohren in Hindoſtan und anderen oſtindiſchen Ländern, ja ſogar ſehr viele Europäer in beyden Indien glänzend ſchwarz oder ſchwärzlich, oder gelb und roth geworden, ohne zugleich mit der Farbe die Bildung und übrige Natur der Völker anzunehmen, zu welchen die Mütter gehörten. Gerade deßwegen nun, weil die Vermiſchung mit fremden Weibern die Farbe von einzelnen Menſchen ſowohl, als von ganzen Völkern in eine ganz andere, ja ſogar in entgegengeſezte verwandelt, ohne die Geſichts- und Körperbildung oder

1) l. c. S. 631. 669. 70.

2) l. c. 630. 35. u. f. S.

die übrige Natur in gleichem Maaße zu verändern, gerade deßwegen darf man Völker nicht blos nach ihren Farben eintheilen. Die schönen Habeſſinier, Nubier und Kaffern, die Fuhls, Ualoffs und andere Völker mauriſchen Urſprungs ſind von den Negern gänzlich verſchieden, wenn ſie ihnen gleich in Anſehung der Farbe ähnlich ſind. Auch ſtehen die ſchönen Nairen an der malabariſchen Küſte, oder die ſchwarzen Mohren in Oſtindien ſehr weit von den Hindus der unteren Kaſten ab, ungeachtet ſie dieſen in Anſehung der Farbe gleichen. So lange es alſo ungewiß iſt, ob die Farbe von Völkern eine urſprüngliche oder eine durch Vermiſchung mit fremdem Blute erhaltene Farbe iſt, ſo lange darf man die Farbe nicht als ein Merkmahl der Abſtammung oder Verwandtſchaft von Nationen brauchen.

Unter den meiſten Nationen ſind die Weiber und Kinder um eine oder einige Nuancen heller, als die Männer: wie es ſcheint, nicht bloß deswegen, weil die erſteren der Sonne und Witterung weniger ausgeſetzt ſind, als die lezteren, ſondern auch weil das Blut derſelben weniger färbende Theile in der Netzhaut abſetzt, als das der Männer. Die einzigen Ausnahmen von dieſer Regel ſind die glänzend ſchwarzen Neger und Hindus, und dann alle diejenigen Völkerſchaften, unter welchen die Weiber eines andern, und zwar weniger edeln Urſprungs ſind, als die Männer.

Die Farben der bekannten Völker gehen durch mancherley Abſtuffungen aus dem Blendend-Weiſſen in das Glänzend-Schwarze über. Man kann in dieſen Abſtuffungen mehrere Hauptfarben, und in jeder Hauptfarbe mehrere Schattirungen unterſcheiden. Nur muß man deßwegen nicht glauben, wie ich ſelbſt

vormals wähnte [1]), daß die eine Farbe oder Schattirung weniger urſprünglich, weniger eine Wirkung des Bluts ſey, als die anderen.

Blendend weiß waren urſprünglich alle nichtſlaviſche Völker unſers Erdtheils. Dieſe blendende Weiſſe haben blos die nördlich-europäiſchen Nationen beybehalten, die weder mit Slaven, noch mit Mauren und anderen Morgenländern ſtark vermiſcht worden ſind. Eben ſo weiß oder faſt ſo weiß als die nördlichen Europäer ſind in Aſien die drey großen kaukaſiſchen Völker und in Afrika die Kabylen auf dem Atlas [2]). Blendend weiß ſind auch im Ganzen die Weiber der beſſeren Stände unter den europäiſchen Slaven und die Weiber der nicht armen Städter des Morgenlandes [3]).

Weiß, aber nicht blendend, ſondern ſchmutzigweiß ſind die Männer und die gemeinen Weiber der ſlaviſchen Nationen, unter welchen man deßwegen auch blonde Haare und blaue Augen viel ſeltener antrifft, als unter den von den alten ſogenannten celtiſchen Völkern [4]).

Eine weißbräunliche Farbe haben im Durchſchnitt die ſüdlichen Völker Europens und die meiſten Bergvölker ſowohl, als Städtbewohner im weſtlichen Aſien und nordweſtlichen Afrika. Die Strahlen der Sonne oder heiſſe und herbe Winde mögen die Haut des Geſichts und anderer entblößten Theile des Körpers ſo ſehr bräunen, als ſie wollen, ſo werden dennoch die Tataren, Perſer, Kurden, Araber, Kaſche-

1) l. c. S. 671. 72.
2) Shaw, p. 39.
3) Meine Vergleich. des ältern und neuern Rußl. I. 115. 116. Hiſtor. Magaz. VII. 388 S.
4) Meine Vergl. des ältern und neuen Rußl. l. c.

mirier u. ſ. w. in Hindoſtan und dem ganzen übrigen Oſtindien als wahre Mogols oder als echt-weiſſe Menſchen anerkannt. Nach der Schilderung, welche Symes von den Butanern macht, ſind dieſe Bewohner des ſüdlichen Tibets in Rückſicht auf Farbe den morgenländiſchen Völkern ähnlich.

Weißlichgelb ſind manche Männer und Weiber der höheren Kaſten der Hindus, manche Chineſen und Chineſinnen, manche Mongolen und Mongolinnen, ja ſelbſt manche Kamtſchadelinnen. Auch diejenigen indiſchen Weiber aber, in welchen die gelbliche Farbe am meiſten erhellt iſt, werden nie für weiß gehalten, und die Mohren heirathen ſie deßwegen nicht, weil man die Kinder derſelben nicht als echte Mogols betrachten würde.

Schmutziggelb, dunkelgelb oder braungelb ſind die meiſten Hindus, die durch die Vermiſchung mit ſchwarzen Weibern nicht noch tiefer gefärbt worden: manche ſüdliche Aſiaten, beſonders die gemeinen Japaner und die Chineſen in den ſüdlichen Provinzen: die mongoliſchen Hirtenvölker, die finniſchen Stämme, die Hottentotten, manche Inſulaner der Süd-See. In eben dieſe Claſſe gehören auch die Mulatten oder die Kinder, welche weiſſe Väter mit ſchwarzen Müttern zeugen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unter den Nationen, deren Farbe man für ſchmutzig- oder dunkelgelb erkennen muß, kleine Verſchiedenheiten von Nüancen Statt finden.

Die Malayen unterſcheiden ſich von den übrigen ſüdlichen Aſiaten durch ihre Farbe, wie durch andere Eigenſchaften. Sie haben nemlich weder eine weißlich- noch eine ſchmutzig-gelbe, ſondern vielmehr eine goldgelbe Farbe. Die zu ihrer Zeit angeführten Schriftſteller, welche von den Malayen reden, bemerken, daß ſich die goldgelbe Farbe in manchen

Weibern bis zur weißlichgelben erhellt, und in manchen Männern bis zur röthlichgelben oder bis zur Kupferfarbe verdunkelt [1]).

Röthlichgelb oder Kupferfarbig [2]) sind manche schöne Insulaner der Süd See, manche Bewohner der ostindischen Inseln, und die Cambodier.

Braunroth oder dunkelroth, oder von einer schmutzigen Kupferfarbe sind die Siameser, Peguaner und Arrakaner [3]), manche Insulaner der Süd-See, manche gemischte Mauren am Senegal, vorzüglich aber die ursprünglichen Amerikaner, deren Farbe fast alle Reisende mit einer schmutzigen Kupferfarbe vergleichen [4]).

Hellbraun sind manche schöne Insulaner der Süd-See, da hingegen die Tautaus oder die dienende Caste eine dunkelbraune Farbe haben [5]). Die dunkelbraune Farbe geht in vielen Javanen und in den Insulanern, welche die Eylande an der Ostküste von Malakka bewohnen, in die schwärzliche Farbe über [6]).

Selbst in der schwarzen Farbe trifft man mehrere Abstufungen an. Die Süd-See-Neger sind größtentheils nur weißfarbig oder schmutzig schwarz: nicht aber glänzend schwarz, wie die afrikanischen oder wie die Malabaren und Tamuden. Man behauptet, daß die Neger an der Ostküste von Afrika im Durchschnitt nicht so glänzend schwarz seyen, als die an der Westküste.

1) Marsden p. 40. Percival p. 147. 150.
2) Die gelbe Farbe, sagt Marsden p. 40. mit einem rothen Anstrich versetzt, macht die Kupferfarbe aus.
3) Loubère I. 26—28. d'un brun melé de rouge.
4) Histor. Magazin VII. 108 S.
5) Forster . 204. 5. Mortimer p. 44.
6) Kaempfer I. p. 6. Barrow's Cochinchina. p. 225. 29.

der Haut unendlich weit hinter den Hindus, und ſelbſt hinter den Negern zurück. Meine Leſer erinnern ſich des Ausſpruchs von Orme, daß die Weiber der Hindus alle übrigen Frauen und Jungfrauen durch die Weichheit und Glätte der Haut übertrafen, und daß die gemeinſten Laſtträger oder Küchenmägde in Hindoſtan eine weichere und glättere Haut hätten, als die weichlichſten Schönen und Stutzer unſers Erdtheils. Auch die afrikaniſchen Neger und Negerinnen zeichnen ſich durch die ſammtartige Weichheit und Glätte ihrer Haut aus. Selbſt in Oſtindien bemerkten Naturforſcher, daß die Haut von Sklaven um deſto weicher und glätter werde, je ſchwächer ſie ſey [1]). Ein ſonderbares Gebrechen der mongoliſchen Hirtenvölker und der finniſchen Stämme iſt dieſes, daß nicht blos ihr Geſicht durch Runzeln gefurcht, ſondern daß auch die Haut an dem übrigen Körper ſo rauh, wie die von gepflückten Gänſen iſt.

Die Reinheit und Unreinheit der Haut ſtehen mit der hellern und dunklern Farbe derſelben mehr in Verhältniß als die Weichheit und Rauhheit oder die Glätte und Unebenheit. Die europäiſchen, beſonders die nicht-ſlaviſchen Völker haben eine reinere Haut, als die Morgenländer, indem Hautausſchläge und ſelbſt Ausſatz unter dieſen viel gemeiner, als unter jenen ſind. Nach Chardins Bemerkung ſind die Amerikaner und Perſer häufiger, als die übrigen weſtlichen Aſiaten durch eine unſaubere und kupferige Haut entſtellt. Am eckelhafteſten aber ſind durch die Unreinheit ihrer Haut die Neger der Süd-See, weil ihre Körper meiſtens mit ausſatzartigem Grind oder Flecken bedeckt iſt.

1) Verhandling etc. II. 235.

Die letzte Beschaffenheit der Haut, aus welcher man Merkmahle hernehmen kann, ist das Maaß und der Geruch von Ausdünstungen. Kein Reisender sagt von den schwarzen Hindus, daß sie einen übeln Geruch verbreiteten. Von den afrikanischen Negern hingegen bezeugen alle Beobachter, daß sie einen widerlichen Geruch von sich geben, und daß dieser widerliche Geruch sogar noch den Mastisen und Masisinnen anklebt, deren Urgroßmütter Negerinnen waren [1]). Allem Ansehn nach sind die Süd-See-Neger den afrikanischen in Rücksicht auf übelriechende Ausdünstungen ähnlich [2]). Von den Kamtschadalinnen erzählt Steller, daß sie zwar keinen unangenehmen Schweißgeruch hätten, daß aber ihre Haut, wenn man sie reibe, einen Fischgeruch verrathe, wie See-Möven und andere Seevögel. Die Grönländer sind so hitzig, daß sie selbst im Winter, wo ihre Hütten blos von brennenden Thranlampen erwärmt werden, die Beinkleider ausgenommen, nackt einhergehen, und daß sie durch ihre heissen Ausdünstungen in den ihnen nahe sitzenden Europäern eine solche Hitze erregen, daß diese es nicht lange aushalten können. Der Schweiß der Grönländer riecht, wie Thran und ihre Hände sind immer klebrig [3]). Da ich der kalten Haut der Neger und Negerinnen, der Hindus, der ostindischen Völker, ja selbst der im heissen Erdgürtel gebornen Creolen schon oben er-

1) Histor. Magazin VI. 642.

2) Collin's sagt von den Neu-Holländern: I, 557. But the oil, together with the perspiration from their bodies, produces in hot weater a most horrible stentch.

3) I. 178. 179. Cranz. Die Apaches in Neu-Mexiko haben einen widerlichen Geruch, weil sie beständig Pferdefleisch essen. Och S. 289.

wähnt habe; ſo berühre ich dieſes Merkmahl hier nur kurz in einer Note. Die Habeſſinerinnen zeichnen ſich durch eine entgegengeſetzte Beſchaffenheit der Haut, nemlich durch eine ungewöhnliche Wärme aus und werden deßwegen von den Türken in der kalten Jahrszeit allen übrigen Weibern vorgezogen [1]).

Auch die Haare, womit die Natur den Kopf, die Lippen, das Kinn und andere Theile des menſchlichen Leibes bekleidet hat, enthalten mancherley Merkmahle, an welchen man Völker von Völkern und die mehr oder weniger glücklichen Anlagen derſelben unterſcheiden kann.

An dem Haupthaar hat man nicht blos auf die Kärglichkeit oder Fülle derſelben, ſondern auch auf ihre Länge oder Kürze, ihre helleren oder dunkleren Farben, ihre Feinheit oder Grobheit, ihre Weichheit oder Härte, ihre Strackheit oder Krauſe zu achten.

Die finniſchen Stämme ſind unter allen Völkern der Erde diejenigen, welche die Natur überhaupt und beſonders auf dem Kopfe höchſt kärglich mit Haaren verſehen hat. Man hält daher mit Recht eine ſolche Kärglichkeit des Haupthaars für ein ſehr ungünſtiges Zeichen: um deſto mehr, da unter allen Völkern mit dem ſinkenden Alter oder den verſchwindenden Kräften des Körpers das Haupthaar ſich zu vermindern anfängt.

Man würde ſehr irren, wenn man hieraus ſchlöße, daß eine ungewöhnliche Fülle des Haupthaars ein ſehr günſtiges Merkmahl ſey. Kinder und Weiber haben allenthalben einen reichern Haarwuchs, als Männer; und

1) III. 41. Bruce N. A.

und die Amerikaner übertreffen vielleicht durch die Fülle des Haupthaars alle übrigen Völker der Erde [1]).

Ungewöhnliche Kürze und ungewöhnliche Länge des Haupthaars sind eben so wenig günstige Zeichen, als ungewöhnliche Armuth und Fülle. Das kürzeste Haar haben die afrikanischen Neger: das längste die Amerikaner und Amerikanerinnen [2]). Auch unter anderen Völkern ist das Haar von Kindern und Weibern im Durchschnitt länger, als das von Männern.

Unter allen Farben des Haars ist keine allgemeiner, als die schwarze. Glänzend schwarzes Haar haben nicht blos die Amerikaner und Neger, sondern auch mit Ausnahme der Finnen, die Völker des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, die Bewohner der Südländer und der meisten Süd-See-Inseln, fast alle morgenländische und viele slavische Nationen, endlich manche nicht-slavische Völker unsers Erdtheils, die entweder mit Slaven oder Morgenländern stark vermischt worden sind. Hingegen fand man schwarzes Haar in keinem der nicht slavischen Völker unsers Erdtheils, so lange diese unvermischt blieben. Nach den angeführten Wahrnehmungen kann man mit Zuversicht behaupten, daß diejenige Farbe des Haars, welche man in allen unvollkommneren und in keiner der vollkommneren Nationen antraf, viel eher ein ungünstiges als ein günstiges Zeichen ist.

Die Finnen sind unter allen Völkern die einzigen, unter welchen feuer- oder dunkelrothes Haar entweder ganz allgemein oder doch das gemeinste ist.

1) Man sehe meine Betrachtungen über den Haar- und Bartwuchs verschiedener Völker im ersten Bande des neuen Gött. histor. Magaz. S. 488.

2) l. c.

Sporadiſch findet man dieſelbige Farbe des Haars in den Bewohnern der Süd-See-Inſeln, und ſelbſt der Südländer, in den morgenländiſchen, beſonders den kaukaſiſchen Völkern, ſelbſt unter den edelſten Nationen Europens, beſonders unter den Slaven [1]). Eine Farbe des Haars, die unter ſolchen Völkern, dergleichen die Finnen ſind, allgemein oder wenigſtens die gemeinſte iſt, muß eher für ein ungünſtiges, als für ein günſtiges Merkmahl erklärt werden.

Blondes Haar, unter welchem man weiſſe, gelbe, hellbraune und röthliche Haare begreift, war vormals den nicht-ſlaviſchen Völkern Europens gemein. Alle dieſe edleren Nationen gaben der gelben Farbe den Vorzug vor den übrigen Schattierungen des blonden Haars, und ſahen gelbes Haar als ein untrügliches Zeichen von hohem Adel, hohem Geiſte und Muthe an [2]). Gelbes Haar zeigte ſich unter keinem andern Volke, als den nicht-ſlaviſchen Nationen unſers Erdtheils. Weiſſe, hellbraune und röthliche Haare trifft man ſparſam unter den Slaven und unter den Bergvölkern des weſtlichen Aſiens an. Auch unter den Inſulanern der Süd-See ſind manche, deren Haupt-Haare ſich wenigſtens in weißliche, braunliche oder röthliche Spitzen endigen.

Grobes Haar haben alle Amerikaner, alle Völker des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens, mit Ausnahme der Hindus, alle Bewohner der Südländer und Süd-See-Inſeln, alle Morgenländer und Slaven: auch manche nicht-ſlaviſche Völker Europens, die mit Morgenländern ſtark vermiſcht worden ſind. In den Amerikanern [3]), in den Finnen und

1) Neues hiſtor. Magazin. l. c. S. 473.
2) l. c. 452. 455 S.
3) Neues hiſtor. Gött. Magazin. l. c. S. 488.

manchen Süd-See-Insulanern ist das Haar so grob, daß man es eher für Borsten als für Haare halten sollte, und daß es eben deswegen wie Lichter um den Kopf und Nacken hängt. Das Haar der Hindus ist feiner, als das aller ihrer Nachbarn gegen Westen, Norden und Osten. Auch das wollartige Haar der Neger ist nicht so dick, als das der übrigen dunkelfarbigen Völker. Die nicht slavischen Nationen unsers Erdtheils waren die einzigen auf der ganzen Erde, die sich durch eine charakteristische Feinheit ihrer Haare auszeichneten [1]). Schwerlich wird also Jemand widersprechen, wenn ich feines Haar für ein sehr günstiges, grobes für ein ungünstiges, und zwar für ein desto ungünstigeres Merkmahl halte, je gröber es ist.

Die sichersten Merkmahle, die sich in dem menschlichen Haupthaar entdecken lassen, sind die Weichheit und Härte, oder Sprödigkeit, die Strackheit und Lockigkeit und wollartige Krause desselben.

Die nicht slavischen Völker Europens hatten vormals allgemein so wie blondes und feines, also auch seidenweiches Haar [2]); und unter den Nachkommen derselben trifft man eben dieses weiche Haar bis auf den heutigen Tag am häufigsten an. Nicht weich, sondern hart war von jeher, und ist auch jetzt das Haar der Slaven und Morgenländer [3]). Das härteste Haar findet man unter den Völkern des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens: besonders unter den Amerikanern. Selbst das feinere Wollenhaar der Neger unterscheidet sich durch seine Härte oder Sprödigkeit von dem Haar der Europäer nicht weniger, als durch seine übrigen Eigenschaften. Aus

1) l. c. S. 455.
2) Neues histor. Magazin, I. 452—55 S.
3) ib. 474 S.

dieſem Datis ergibt ſich, daß Weichheit ein günſtiges, Härte oder Sprödigkeit ein ungünſtiges Merkmahl iſt.

Je gröber und härter Haare ſind, deſto straker ſind ſie im Durchſchnitt. Strackes Haar iſt den Amerikanern, den nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiaten, vielen Inſulanern der Südſee, dem bey weitem gröſten Theile der Morgenländer und Slaven, auch den ſüdlichen Völkern Europens gemein. Lockiges oder ſonſt ſich lockendes Haar war von jeher nur den germaniſchen und anderen dieſen natürlich verwandten Völkern unſers Erdtheils eigenthümlich. Von dem lockigen Haar der unvermiſchten Nationen Europens iſt die kurze und krauſe Wolle der afrikaniſchen Neger gänzlich verſchieden [1]). Das Haar der Hottentotten iſt etwas länger, als das der Neger, aber auf eine ähnliche wollartige Art gekraust, und hat deswegen das Anſehn der Kluckern eines Schaafpelzes [2]). Manche Neger der Südländer haben eben ſo kurzes und krauſes Haar, als die afrikaniſchen Neger, ungeachtet es der Wolle der letzteren ſonſt gar nicht gleicht [3]). Viele ſchwarze Völker in den Südländern und auf den Südſee-Inſeln beſitzen langes Haar, das aber wie Wolle zuſammenläuft, und daher einen Nimbus von Haaren bildet, der einen oder anderthalb Fuß im Durchmeſſer hat [4]). Dieſem langen wollartigen Haar nähert ſich das Haar der Wuluffs und anderer ſchöner Völker in Afrika, die durch eine fortgeſetzte Miſchung mit ſchwarzen Weibern eine ſchwarze oder ſchwärzliche Farbe erhalten ha-

1) l. c. S. 488. 489.
2) ib.
3) Grant p. 116.
4) Neues hiſt. Magazin. l. c. 490.

den [1]). Die ſchwärzeſten Hindus hingegen haben nicht blos langes, ſondern ſtrackes Haar. Nur in Einigen der ſchönen Inſulaner der Süd-See kräuſeln ſich die Enden der Haare ſanft. Die meiſten haben ſtrackes oder wollartig ſich kräuſelndes Haar [2]).

Die nicht ſlaviſchen europäiſchen Völker waren von jeher die einzigen, welche niemals das Haupthaar auf eine ſolche Art wegſchoren, daß dadurch eine künſtliche Glatze entſtanden wäre. In älteren Zeiten gehörten lange, entweder fliegende, oder in Flechten gebundene, oder auf dem Kopfe zuſammengerollte Haare zu den Kennzeichen der königlichen Würde oder des hohen Adels, und eben deswegen ſtuzten die Gemeinen das Haar am Nacken ab [3]). Die vorzügliche Schätzung des langen Haars war unter keinem alt-europäiſchen Volke fortdaurend. Fürſten und andere Edle trugen ſehr häufig das Haar nicht blos am Nacken, ſondern um den ganzen Kopf her abgeſtuzt. Unter den ſlaviſchen und morgenländiſchen Nationen ſchoren ſchon im Alterthum mehrere das Haar bis auf einen kleinen Schopf weg [4]). Dies Abſcheeren des Haars hat unter den Slaven abgenommen, und iſt hingegen unter den Morgenländern durch die Reinigungen der mahomedaniſchen Religion beynahe allgemein geworden. Die höheren Caſten der Hindus behandeln das Haupthaar nicht auf einerley Art. Die Einen ſcheeren den Kopf; andere nähren

a) l. c. das Haar der Habeſſinier iſt eben ſo kraus, als das der Mulufs, aber nicht ſo lang. Bruce II. 204. N. E.

2) Neues hiſt. Mygazin. l. c. 472 S.

3) l. c. S. 456. 489.

4) l. c. 278. 83 S.

das Haar, wie die Insulaner der Süd-See [1]). Die mongolischen Hirtenvölker und die meisten Nationen des südlichen Asiens scheeren den Kopf, wie sehr viele amerikanische Horden [2]). Auch unter den Negern ist es gar nicht selten, daß Männer sowohl als Weiber sich allerley Figuren in ihre Wollhaare scheeren [3]).

Der geringere oder stärkere Bartwuchs charakterisirt verschiedene Völker nicht weniger, als die Beschaffenheiten des Haupthaars. Die untermischten Finnen, die mongolischen Hirtenvölker, besonders die Buräten und Tunguſen, die Bewohner des südlichen Asiens, die meisten Neger in Afrika, vor allen anderen aber die ursprünglichen Amerikaner [4]) erhalten an den Lippen und am Kinn so wenige Haare und diese Haare so spät, daß man sie eher unbärtig als schwachbärtig nennen kann. Da die Natur allen übrigen dunkelfarbigen und häßlichen Völkern den Bart ganz oder fast ganz versagte; so scheint sie auf eine gewisse Art mit sich selbst im Widerspruch zu seyn, indem sie nicht blos den schönen Insulanern der Süd-See, sondern auch den thierartigsten unter allen Menschen, den Negern der Südländer einen starken Bartwuchs enthielte. Die meisten unbärtigen Völker reissen die geringen Spuren des Barts, so bald sie sich zeigen, mit der gröſten Sorgfalt aus. So wie der Bart nicht in gleichem Verhältniß mit den wahrhaft menschlichen Vollkommenheiten schwächer wird; so nimmt auch die Stärke des Barts nicht in gleichem Verhältnisse mit eben diesen Voll-

1) l. c. S. 494.
2) S. 491. 93.
3) ib.
4) l. c. 500 u. f. S.

kommenheiten zu. Die ſtarkbärtigſten unter allen Völkern ſind die Morgenländer, welche von jeher einen langen, ſtarken und ſchwarzen Bart für die gröſte männliche Schönheit hielten. In Europa ſind die Slaven ſtarkbärtiger, als die Nicht-Slaven. Die meiſten ſlaviſchen Völker nähren und haben eine ähnliche Achtung gegen denſelben, wie die Morgenländer. Unter den Germaniſchen, und den ihnen natürlich verwandten Nationen war nie auch nur eine einzige, unter welcher man allgemein und beſtändig den Kinnbart hätte wachſen laſſen. So lange die edleren europäiſchen Völker wenig gebildet waren, und entweder den Morgenländern überhaupt, oder den vornehmen Griechen in Conſtantinopel nachahmten; ſo lange kehrte von Zeit zu Zeit die Mode zurück, nach welcher die vornehmeren Stände den Bart nährten und auf anſehnliche Bärte einen groſſen Werth ſetzten. Allein dieſe Schätzung langer und ſtarker Bärte ward nie weder allgemein noch daurend. Wenn alſo auch Mangel oder ungewöhnliche Schwäche des Barts der Bärtigkeit nachzuſetzen iſt; ſo wird dieſe wenigſtens nicht in dem Grade ſchätzenswerther, in welchem ſie gröſſer iſt. Die Morgenländer und Slaven ſind nicht durchgehends einmal ſtärker, noch viel weniger thätiger, geiſtvoller, oder von beſſerer Gemüthsart, als die nicht-ſlaviſchen Völker Europens, welche die Natur bebartet hat.

Die Augenbraunen, Augenwimpern, und die Haare an dem übrigen Körper, beſonders an der Schaam, ſcheinen mit dem Bartwuchſe in natürlichen Verhältniſſen zu ſtehen. Alle unbärtigen Völker haben ſchwarze und wenig gewölbte Augenbraunen, ſehr dünne Augenwimpern, und wenige oder gar keine Haare an dem übrigen Körper, weßwegen ſich auch im

Im Orang-Utang macht der Kopf den sechsten Theil seiner ganzen Länge aus [1]). Selbst unter den gebildeten Völkern unsers Erdtheils haben Blödsinnige oder Verrückte meistens entweder unverhältnißmäßig große oder unnatürlich gebildete Köpfe [2]). Alle häßliche und dunkelfarbige Völker, die Neger [3]), die Amerikaner [4]), die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens [5]), besonders die Südsee-Neger [6]) zeichnen sich auch dadurch von den kultivirten Nationen Europens aus, daß sie in Vergleichung mit diesen unverhältnißmäßig große Köpfe besitzen. Selbst in den Völkern des westlichen Asiens scheinen im Ganzen die Köpfe größer, als in den Europäern zu seyn; vorzüglich in denen, welche schon Hippokrates als Langköpfe oder Großköpfe beschrieb [7]), und in gewißen Berg-Tataren, die bis auf den heutigen Tag in der Crimm bestehen [8]). Auch die europäischen Slaven haben, so wie überhaupt gröbere Knochen, also auch breitere Gesichter und größere Köpfe, als die nicht-slavischen Völker unsers Erdtheils [9]).

1) Oeuvres de P. Camper, Paris 1803. I. 113. La tête de l'Orang est le sixième de toute sa longueur, tandis que chez l'homme elle en est le huitième.
2) Advers. medic. pract. III. 594. 600. 656. 664.
3) Histor. Magaz. VI. 403. 4.
4) VII. 109.
5) ib. VII. 234. 268.
6) Péron, I. 450. 52. Grant, p. 115. 116.
7) De aëre, aquis et locis c. 35.)
8) Pallas Reise in die südl. Statthalterschaften, II. 148. 150. 158.
9) Hacquets Reisen, IV. 218—220. Voyages de Forster, Ed. de Langlès, II. 303. Marcard, S. 284. Meine Vergleich. des ältern und neuern Rußl. I. c.

Wenn man die übrigen häßlichen und dunkelfarbigen Völker nach den von Zergliederern genau untersuchten Negern sowohl in Afrika, als in den Südländern beurtheilen darf, so haben diese Nationen blos deßwegen unverhältnißmäßig größere Köpfe als die Europäer, weil theils die Werkzeuge der Sinne, vorzüglich aber die zur Zermalmung der Speisen bestimmten Theile, die Backenknochen, die Kinnladen, die Beismuskeln und die Zähne in ihnen ohne Vergleichung stärker, als in den gebildeten Nationen unsers Erdtheils sind [1]). Wollte man die Masse der Gesichtsknochen des afrikanischen Negers als eine Basis annehmen und darauf nach dem Verhältniß europäischer Köpfe die knöcherne Schaale für das Gehirn bilden, so würde der Raum, der diesem Organe der Denkkraft gewidmet ist, ohne Vergleichung größer werden, als er sich der Regel nach in den Menschen unsers Erdtheils findet. Dies ist aber so wenig der Fall, daß sowohl die Gehirnhöhle, als der Umfang des Schedels, ja alle Knochen des Schedels nach jeder Richtung gemessen, besonders die Gehirnmasse selbst ohne Vergleichung kleiner im Neger, als im Europäer sind. Ueberdem nahmen schon Meckel und Walther wahr, daß die markige Gehirnsubstanz im Neger fester als im Europäer und fast von einer solchen Zähigkeit sey, wie man sie unter uns in Blödsinnigen und Verrückten antrifft [2]). In allen übrigen Thieren liegt die ovale Oeffnung der Gehirnkapsel, durch welche das Rückenmark herabsteigt, weiter nach hinten, als im ausgewachsenen

1) Sömmering über den Unterschied des Negers und Europäers. Mainz 1785. §. 12. 50. 55. Grant, p. 115. 116.

2) Sömmering §. 55.

Menſchen. Man kann es alſo mit Recht als ein Merkmahl der geringeren menſchlichen Vorzüge des Negers anſehen, daß dieſe Oeffnung auch bey ihm ſich weiter nach hinten findet, als im Europäer [1]). Ein engliſcher Zergliederer bemerkte an den Schedeln von Neu-Holländern, daß nicht blos der knöcherne Gehörgang, ſondern auch das ſogenannte foramen magnum ohne Vergleichung größer, als im Europäer waren. [2]). Der größere Umfang der ovalen Oeffnung der Gehirnkapſel beweist, daß die aus dem Gehirn ausgehenden Nerven in den Neu-Holländern viel gröber als im Europäer, alſo weniger menſchlich, oder mehr thieriſch, als in dieſem ſind [3]). Je ſtärker und ſchwerer daher in den Köpfen von Völkern die Werkzeuge der Sinne, beſonders die zum Zermalmen von Speiſen beſtimmten Theile: je kleiner die Schedelknochen, die Gehirnhöhle und das Gehirn: je größer hingegen und weiter zurückliegend die ovale Oeffnung der Gehirnkapſel iſt; einen deſto geringern Antheil beſitzen Völker an denjenigen Vollkommenheiten, welche die wahre Humanität ausmachen.

Die Formen der Köpfe und Geſichter verſchiedener Völker weichen noch mehr von einander ab, als die Verhältniſſe der Köpfe zu den übrigen Körpern oder der verſchiedenen Theile gegen einander. Als natürliche Formen von Köpfen und Geſichtern kann man ganz allein diejenigen anerkennen, welche man von jeher in den ſchönſten, geiſtvollſten und tugendreichſten Völkern gefunden hat und noch findet. Wenn man auch zugibt, daß die griechiſchen Künſtler in ihren Meiſterwerken die höchſten Ideale der Formen

1) §. 51. l. c.
2) Grant, l. c.
3) Sömmering, §. 57. S. 60.

von Köpfen und Gesichtern ausdrückten, so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß die natürlichen Formen von beyden nicht etwas feststehendes, oder durchaus gleichförmiges sind: daß es vielmehr sowohl in der schönen Gewölbtheit der Schedel, als in den ovalen Umrissen von Gesichtern mancherley Grade gibt, mit welchen allen vorzügliche Gaben des Körpers, des Geistes und Herzens verbunden waren und verbunden seyn können. Unnatürliche Formen von Schedeln und Gesichtern kann man ganz allein diejenigen nennen, die von den Formen dieser Theile in gutorganisirten Menschen ungewöhnlich abweichen. Die unnatürlichen Formen sowohl von Schedeln, als von Gesichtern, die Monstrositäten nicht mitgerechnet, die durch Krankheiten erzeugt werden, lassen sich auf drey zurückbringen. Unnatürlich geformt sind Schedel, wenn sie entweder kugelrund oder piramidalisch zugespitzt, oder eingedrückt und gleichsam abgeplattet sind: welche unnatürliche Formen man im Deutschen durch die Wörter: Kugelköpfe, Spitzköpfe und Flachköpfe ausdrückt. Gesichter haben unnatürliche Formen, wenn sie entweder unverhältnißmäßig lang, schmal, schräg und ausgehöhlt: oder wenn sie in der Gegend der Backenknochen eben so breit, als lang, aber sowohl oben, als unten zugespitzt: oder endlich wenn sie unverhältnißmäßig breit und platt, und bald viereckig, bald kugelrund sind.

Kugelrunde Köpfe haben die großen mongolischen Hirtenvölker und alle Nationen, die von ihnen abstammen, oder ihnen natürlich verwandt sind: manche amerikanische Horden, denen man deßwegen den Beynamen der Kugelköpfe gegeben hat [1]): einzelne

1) Histor. gött. Mag. II. 281. VII. 109.

Süd-See-Neger [1]): die Türken und wahrſcheinlich noch eine oder die andere Völkerſchaft des Morgenlandes [2]): endlich einzelne ſlaviſche Nationen, beſonders die Stockböhmen, wenn anders, wie Huet verſichert [3]), die Schedel derſelben den Schedeln der Kalmücken ähnlich ſind.

Lange oder ſpitze und zugeſpitzte Köpfe ſind den meiſten Negern ſowohl in Afrika, als in den Südländern [4]): den meiſten amerikaniſchen Wilden [5]): faſt allen Völkern des ſüdlichen Aſiens [6]), endlich gewißen Berg-Tatären in der Krimm gemein [7]). Ledyard fand die unter den afrikaniſchen Negern am meiſten herrſchende Form des Schedels am auffallendſten in drey olivenfarbigen Sennaar-Negern, welche er zu Kairo ſah [8]).

Die ſeltenſte unter den unnatürlichen Formen von Schedeln iſt diejenige, wo die Scheitel von Natur platt oder eingedrückt iſt. Dieſe Form findet ſich vorzüglich in den Malayen, in vielen Neu-Holländ-

1) Z. B. die Bewohner der Inſel Garret. Dampier's Zeugniß habe ich oben in der Unterſuchung über die Süd-See-Neger angeführt.
2) Gött. hiſtor. Mag. VII. 392. Blumenbach Dec. I. Cranior. p. 16.
3) IV. 218.
4) Hiſtor. Mag. VI. 403. 4. Edwards, II. 62. et ſeq. Ledyard in den Proceedings, p. 57. Péron, I. 450.
5) Hiſtor. Mag. II. 281. VII. 109.
6) ib. VII. 268. beſonders die in der Unterſuchung über dieſe Völker oben wörtlich angeführten Zeugniſſe von Loubere und Buchanan.
7) Pallas, l. c.
8) Proceedings, etc. p. 57. but they had all three heads uncommonly formed: the forchead was the narrowest, the longest, and most protuberant I ever saw.

dern [1]) und in manchen Wilden ſowohl des nördlichen, als ſüdlichen Amerika's [2]), gleichwie die häßlichen Nationen faſt ohne Ausnahme in der Vergrößerung und Uebertreibung ihrer natürlichen Gebrechen eine Schönheit ſuchen, ſo beſtreben ſie ſich auch durch die gewaltſamſten Zuſammenpreſſungen die noch zarten Köpfe ihrer Kinder entweder runder oder ſpitziger, oder platter zu machen, als ſie von Natur ſind [3]).

So ausgemacht es iſt, daß gewiße Formen von Schedeln unter gewißen Völkern und Völker-Familien herrſchend ſind, eben ſo ausgemacht iſt es, daß unter keiner Völker-Familie, auch nicht einmal unter einem einzelnen Volke, eine vollkommene Gleichförmigkeit der Form von Köpfen Statt findet. Sowohl die afrikaniſchen, als die Süd-See-Neger haben im Durchſchnitt einen langen und ſchmalen Vorderkopf, der an den Seiten zuſammengedrückt ſcheint. Nichts deſto weniger haben nicht blos Reiſende [4]), ſondern ſelbſt Naturforſcher nach Anleitung von Negerſchedeln bemerkt [5]), daß man in den Formen der leztern eben ſo große, oder noch größere Verſchiedenheiten, als in den Formen europäiſcher Schedel antreffe. Auch unter den Süd-See-Negern zeichnen ſich Einige durch eingedrückte, andere durch runde Schedel von den übrigen aus. Der Schedel einer Neu-Holländerin, welchen ein engliſcher Zergliederer unterſuchte, näherte ſich dem einer afrikaniſchen Negerin,

1) Péron, l. c.
2) Blumenb. Decas. I. p. 25. V. im 16ten Bande der Comment. Soc. Gœtting. p. 212.
3) Hiſtor. gött. Mag. II. 280. u. f. S. Marsden, p. 38. 39.
4) Bruce und Edwards, ll. cc. auch Ledyard, l. c.
5) Blumenbach, Dec. I. p. 21. II. 13.

da hingegen der Schedel eines Neu-Holländers eine groſse Aehnlichkeit mit dem eines Affen hatte [1]), welche Aehnlichkeit man auch an den Köpfen und Geſichtern der Eboes-Neger in Afrika beobachtet hat [2]). Unter den Amerikanern haben die einen ſpitze, andere kugelrunde Köpfe. In den ſtädtiſchen Tataren ſind die Schedel eben ſo regelmäſsig gebildet, als die Geſichter, da hingegen die Türken durch kugelrunde und die Bergtataren in der Krimm durch lange und ſchmale Köpfe verunſtaltet ſind. Auch unter den ſlaviſchen Völkern unterſcheiden ſich einige durch ſehr ſchöne, andere durch ſehr mißgeſtaltete Köpfe und Geſichter [3]). Unter den nicht-ſlaviſchen Nationen unſers Erdtheils hat man meines Wiſſens in Rückſicht auf die Form von Schedeln keine charakteriſtiſche Nationalunterſchiede beobachtet. Deſto gröſser aber ſind die Abweichungen der Schedel in den Individuen eines jeden Volks.

Die Umriſſe der Geſichter ſind nicht blos in denſelbigen und verwandten Völkern verſchieden, ſondern entſprechen auch nicht immer den Geſtalten der Schedel: oder mit anderen Worten, Völker können ähnliche Schedel unt ſehr verſchiedene Geſichter oder verſchiedene Schedel und ähnliche Geſichter haben. Die Türken ſtimmen in Anſehung der Schedel mit den mongoliſchen Hirtenvölkern überein: in Anſehung des Geſichts aber nähern ſie ſich den übrigen Morgenländern.

1) Grant, p. 115. though that of the male differed very materially from both, approaching in its shape neares to the ape.

2) Edwards, II. 73. 74. I cannot help observing too, that the conformation of the face, in a great majority of them, very much resembles that of the baboon.

3) Hacquet, l. c.

dern. Die Köpfe der meiſten Amerikaner ſind eben ſo ſpitz oder noch ſpitzer, als die der Neger; allein ihre Geſichter ſind platt und breit, und bey dieſer Breite bald viereckig, bald rund, wie Teller [1]). Auch die Schädel der ſüdlichen Aſiaten ſind auf eine ähnliche Art, wie die der Neger gebildet. Die Geſichter der erſteren hingegen ſind in der Mitte viel breiter und nach unten ungleich ſpitzer, als die der Neger: ſo, daß man ſie mit zwey Pyramiden oder Kegeln vergleichen kann, deren Grundflächen ſich berühren. Die ſtädtiſchen Tataren haben regelmäßige länglichte: die Turkomannen breite und platte und die Bergtataren in der Krimm unverhältnißmäßig lange und ſchmale Geſichter. Aehnliche Verſchiedenheiten in den Umriſſen der Geſichter trifft man ſowohl unter den ſlaviſchen, als nicht-ſlaviſchen Nationen Europens an [2]). Unter den einen und den anderen ſind die Geſichter bald mehr rund und flach, als länglicht und ſcharf ausgeſchnitten: unter anderen umgekehrt.

Eben die Natur, welche die häßlichen Völker durch unverhältnißmäßig große und unförmliche Köpfe auszeichnete, ertheilte denſelbigen Nationen bald übermäßig ſtarke und ſchwere, bald ungewöhnlich dünne und leichte Knochen, und unter dieſen auch Schädel. Die Schädel der Amerikaner ſind, wie ihre übrigen Knochen, ungleich plumper und ſchwerer, als die der Europäer [3]). Wegen ihrer Härte hauten die erſten ſpaniſchen Eroberer nicht nach den Köpfen der Amerikaner, weil die Säbel darauf zerſprangen [4]). Um deſto ſonderbarer iſt es, daß die Schädel der Grön-

1) ll. cc. und Labat VI. 72.
2) Hacquet, l. c. Reiſe eines Liefländers, VII. 128.
3) Ulloa's Nachr. II. 99.
4) Sterrera, I. c. 16. Edwards, I. 59.

länder, die unſtreitig zu den Völkern der neuen Welt gehören, viel leichter und dünner, als die von Europäern ſind [1]). Mit den Knochen und Schädeln der afrikaniſchen Neger verhält es ſich, wie mit denen der meiſten Amerikaner: die Knochen ſind ohne Vergleichung ſtärker und ſchwerer, die Schädel dicker und härter, als in Europäern [2]). Wegen der Dicke und Härte der Negerſchädel mußten Spanier, welche an der Küſte von Angola mit den Eingebornen Krieg führten, dieſelbige Vorſicht, wie in der neuen Welt brauchen: das heißt, ſie mußten ſich des Hauens nach den Köpfen enthalten, weil ihre beſten Klingen dadurch zerbrochen wurden. Es iſt daher abermals befremdend, daß die Knochen der Neger in Neu-Holland und wahrſcheinlich alſo auch ihre Schädel dünner und ſchwächer ſind, als die von Europäern [3]). Faſt noch überraſchender iſt der Abſtand zwiſchen der Dicke und Schwere der Schädel von zwey benachbarten ſlaviſchen Völkern, den Böhmen und Pohlen. Wenn man zwey Schädel von gleicher Größe und gleichem Alter, den einen eines Böhmen, den andern eines Pohlen mit einander vergleicht, ſo ergibt ſich immer, daß der erſtere ſich gegen den leztern verhält, wie 38 zu 32, oder wie 37 zu 32½ [4]). Da nun die Schädel ſowohl, als die Geſichter derſelbigen und verwandter Völker ſo ſehr von einander abweichen und die Form der Geſichter häufig der Form der Schä-

1) Blumenbach Decas. Cran. IV. p. 12.

2) Browne, p. 340. Des Zergliederers Ponno Zeugniß bey Sömmering, S. 53. Die Beobachtung von Sömmering ſelbſt, S. 52.

3) Grant, p. 115. That the bones were slender and weak in proportion to their length.

4) Hacquet, IV. 220.

bel nicht entſpricht, ſo folgt nothwendig, daß man die Verwandtſchaft und Nichtverwandtſchaft von Völkern weder allein nach den Schädeln, noch allein nach den Geſichtern beurtheilen könne, ſondern daß man auf beyde Rückſicht nehmen müſſe.

Außer den Formen von Schädeln und Geſichtern geben die Phyſiognomien, in ſo fern ſie von den Falten und Bewegungen der Geſichtsmuskeln und den Blicken des Auges abhangen, charakteriſtiſche Merkmahle her, durch welche ſich in ganzen Völkern Blödſinn oder Schwachſinn und Geiſt, Gutartigkeit und Bösartigkeit, eine frohe oder traurige Gemüthsſtimmung ausdrücken. Alle Völker, die auf der unterſten Stuffe der Humanität ſtehen, haben von dem, was die Alten vultus oder Antlitz nannten, weniger, als die fähigeren unter den häuslichen Thieren. Ihre ſtarren Geſichter und Augen werden weder durch die unerwarteſten oder erhabenſten Erſcheinungen, noch durch die glücklichſten oder unglücklichſten Begebenheiten im geringſten gerührt oder verändert. Beyde ſind gänzlich ausdruckslos, oder wenn ſie etwas ſagen, ſo verkündigen ſie einen Trübſinn, der ſich durch nichts erheitern, oder eine natürliche Wildheit, welche ſich durch nichts beſänftigen läßt. Die Neu-Holländer, welche Dampier [1]) und Cook [2]) antrafen, achteten weder auf die nie vorher von ihnen geſehenen Fremdlinge, noch auf ihre Schiffe, Waffen und Werkzeuge, oder auf die Geſchenke, welche man ihnen anbot: weßwegen Cook kein Bedenken trug, ſie unter die halbbeſeelten Bewohner des Feuer-

1) II. 125.

2) Lezte Reiſe, I. 111. 112.

in den grausamsten Martern wetteifern [1]). Doch sind ihre Gesichter und Augen nicht ganz so starr, als die der Wilden der neuen Welt. Die heftigen Regungen von Zorn und Wuth offenbaren sich einigermaßen in Zügen und Blicken: wiewohl man sehr lange und genau mit den Negern bekannt seyn muß, wenn man an ihrer Stimme oder ihrem Gesange unterscheiden will, ob die Lieder, welche sie singen, fröhlich oder traurig sind. Da unter den Negern vielmehr natürliche Unterschiede sind, als unter den Amerikanern; so ist es nicht zu verwundern, daß ihre Gesichter weder gleich leer oder unbeweglich sind, noch auch einerley Ausdruck haben. Einige tragen unverkennbare Zeichen von Blödsinn oder thierischer Beschränktheit; andere von tigerartiger Wildheit an sich [2]).

Die großen mongolischen Hirtenvölker im östlichen Asien erheben sich über die Finnen durch ihre bedeutenderen Physiognomien noch weit mehr, als durch ihre Gesichtsbildung. So wie die Gesichter der Kalmücken sich von denen der echten Finnen durch etwas offenes, sorgloses, freymüthiges und geselliges unterscheiden [3]); so unterscheiden sich die Mongolen von den Chinesen und den meisten übrigen südlichen Asiaten durch einen Ausdruck von Geradheit und Zuversichtlichkeit. Im südlichen Asien zeichnete die Natur vor allen anderen zwey Völker, die Hindus und Malayen, durch eigenthümliche und zwar entgegengesetzte Physiognomien aus. In den Gesichtern und Augen der Hindus liegt ein Ausdruck von Milde und Wehrlosigkeit, der Männern das Ansehen von Wei-

1) Gött. histor. Mag. VI. 412. 13.
2) l. c. S. 633. 34.
3) Pallas mongol. Völker, I. 99 S.

bern gibt: in denen der Malayen ein Ausdruck von Wildheit, der sie für die schwachen und feigen Bewohner der ostindischen Länder und Inseln zu allgemeinen Gegenständen des Schreckens macht. Die Völker des westlichen Asiens weichen von den gebildeten Nationen Europens kaum durch Kleidung und äußeres Betragen oder durch ihre ganze Art zu leben, zu denken und zu handeln so sehr ab, als durch ihre Physiognomien [1]). Statt der heiteren Züge und Blicke, womit gebildete Europäer sich einander entgegen kommen, haben oder geben sich die Morgenländer ein ernsthaftes, strenges oder trübsinniges Ansehen. Ihr Gesicht wird selbst in Trinkgesellschaften wenig oder gar nicht erheitert, so wie es durch die bittersten Beschimpfungen und die größten Unfälle selten oder niemals verzerrt oder getrübt wird. Unter den europäischen Slaven sind einige, besonders die Russen, eines leichten und frechen Sinnes, und geben dieses auch durch ihren Hang zum Gesange, zur Musik und zum Tanz zu erkennen. Allein in den Gesichtern der meisten findet sich entweder ein Ausdruck von bösartiger Schalkheit oder gar von Wildheit, der aus dem Mangel sichtbarer Zeichen der sanfteren menschlichen Gefühle entspringt [2]).

Ein wichtiger Theil des Gesichts und des Schädels ist die Stirn. Man belegt die Stirn mit mancherley Beywörtern, welche entweder blos die Beschaffenheiten der Stirnhaut oder auch Merkmahle von Regungen und Eigenschaften des Gemüths bezeichnen, die durch Bewegungen oder Falten der Stirn-

1) Die Zeugnisse findet man oben in den Untersuchungen über die morgenländischen Völker oder im gött. histor. Mag. VII. 403. u. f. S.
2) Histor. Mag. VII. 605.

muskeln ausgedrückt werden. Solche Beywörter sind: eine glatte oder runzelige, eine heitere oder düstere, eine stolze, harte, eiserne, unverschämte Stirn u. s. w. Uns gehen hier blos solche Merkmahle an, die in dem Knochengehäuse der Stirn enthalten sind. Und wir untersuchen daher vor allen Dingen, ob die Stirn von Völkern mäßig oder unmäßig breit oder schmal, lang oder kurz, erhaben oder platt und eingedrückt sey. Das Uebermaas der genannten Eigenschaften machte eben so viele Gebrechen aus, wodurch die Natur bald mehrere, bald wenigere der unvollkommneren Völker charakterisirt hat.

Die Breite der Stirn schätzt man nach dem Raume, der zwischen dem Rande der beyden Schläfen enthalten ist. Je nach dem dieser Raum groß oder klein, zu groß oder zu klein ist, wird eine Stirn bald breit, bald schmal, zu breit oder zu schmal genannt. Eine unnatürliche breite Stirn haben alle diejenigen Völker, die, wie die mongolischen, die finnischen und manche amerikanische Nationen, ein sehr breites, entweder viereckiges oder rundes Gesicht besitzen. Zu schmal hingegen ist die Stirn in den Negern und den meisten ostindischen Nationen, deren Schädel die Natur von beyden Seiten gleichsam zusammengedrückt oder abgeplattet hat.

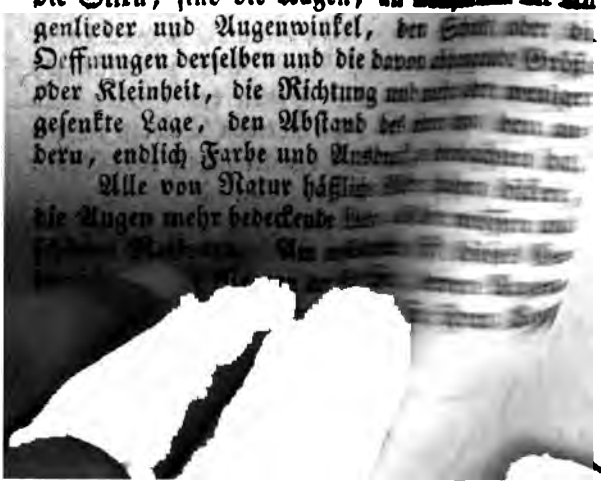
Kein Gebrechen findet sich in den unvollkommneren Völkern häufiger, als eine verunstaltende Plattheit der Stirn. Dieses Gebrechen ist sowohl den finnischen, mongolischen und südlich-asiatischen, als den amerikanischen Völkern gemein. Viele südliche Afrikaner und die meisten Amerikaner [illegible] tur platte Stirn ihrer Kind[illegible] raiben namentlich so seh[illegible] hen können. Die [illegible]

ſich in den Negern, deren Stirn gerade deßwegen ungewöhnlich hervortritt, weil ihre Schädel von beyden Seiten zuſammengedrückt ſind.

Auch in Anſehung der Kürze und Länge der Stirn ſind die Amerikaner und Neger einander am meiſten entgegengeſetzt. Unter allen Völkern der Erde haben die Neger die längſte Stirn, weil ſie den längſten und am meiſten hervorſpringenden Vorderkopf beſitzen. Die Stirn der Amerikaner hingegen iſt unnatürlich kurz, in manchen ſo kurz, daß die Haare des Vorderhaupts beynahe die Augenbraunen oder die Stellen der Augenbraunen berühren [1]). Dieſes Gebrechen pflanzt ſich auch auf die Meſtizen oder auf die Kinder fort, welche Europäer mit urſprünglichen Amerikanerinnen zeugen. Einige Wilde der neuen Welt reiſſen die Haare des Vorderhaupts ſechs und mehr Zolle weit weg, damit in Gefechten Feinde ſie nicht bey den Haaren ergreifen, und wenn ſie in Gefangenſchaft gerathen ſollten, ſie nicht ſkalpiren können.

Ein noch wichtigerer Theil des Geſichts, als die Stirn, ſind die Augen, an welchem der Augenlieder und Augenwinkel, den [illegible] Oeffnungen derſelben und die davon [illegible] oder Kleinheit, die Richtung [illegible] geſenkte Lage, den Abſtand [illegible] dern, endlich Farbe und Ausd[illegible]

Alle von Natur häßlich[illegible] die Augen mehr bedeckende [illegible]



zurückbeugen müſſen, wenn ſie vor ſich ſtehende oder liegende Objekte wahrnehmen wollen [1]).

Die Augenlieder ſchließen ſich in den von Natur häßlichen Völkern nicht ſo an einander, wie in den ſchönen; und daher haben jene ganz andere Augenwinkel, als dieſe. In den Nationen des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens, beſonders in den großen mongoliſchen Hirtenvölkern ſind die äußeren Augenwinkel viel ſpitzer, die inneren viel runder, als in Europäern. Die leztere Mißbildung trifft man auch in den Negern und Amerikanern an [2]).

In allen Völkern, welche ungewöhnlich große Augenlieder haben, müſſen die Augen kleiner als in den Europäern ſeyn. Die Augen der Bewohner des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens ſind kleiner, als die der Amerikaner und Neger: ein ſicherer Beweis, daß man aus der Kleinheit der Augen allein nicht auf eine gleiche Beſchränktheit des Geiſtes ſchließen dürfe. Von manchen Amerikanern und Negern wird berichtet, daß ſie große, ſelbſt ſehr große Augen haben [3]). Im Ganzen ſcheinen die Augen der Morgenländer größer, als die der Europäer zu ſeyn: aus welchem Facto man abermals folgern kann, daß ungewöhnlich große Augen kein zuverläßiges Merkmahl von vorzüglichen Gaben des Geiſtes und Herzens ſeyen. Auch in den übrigen Thieren richten ſich die Fähigkeiten nicht nach der Kleinheit oder Größe der Augen.

1) Daſſelbige Gebrechen in geringeren Graden haben auch die afrikaniſchen Neger. Sömmering, S. 10. 11.

2) Sömmering S. 11. Vegert S. 99. Gumilla, I. 105.

3) VII. 110. Gött. hiſtor. Mag.

Kein einziges urſprünglich häßliches Volk hat das, was man in Europa einen ſchönen Schnitt der Augen nennt, und weßwegen in Aſien die Hindus, und deren Weiber vor allen anderen gerühmt werden. Auf der ganzen Erde zeichnen ſich die Bewohner des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens am meiſten durch ihre ſchmalen und länglichten, oder ſogenannten Schweinsaugen aus. Dieſer eigenthümliche Schnitt iſt um deſto auffallender, da die Augen der erwähnten Völker eine ſchräge Richtung haben und ſich von der Naſe ſchief gegen die Schläfe hinaufziehen. Auch die Augen der Amerikaner und Neger ſind im Durchſchnitt ſchmal und länglicht [1]): wiewohl einige faſt ganz runde Augen haben [2]). Die kreisförmige oder faſt kreisförmige Oeffnung der Augen iſt gleichfalls ein Gebrechen, wiewohl kein ſo großes, als der ſchmale, ſchiefe und länglichte Schnitt.

Je kleiner die Augen, und je ſchmaler die Augenöffnungen von Völkern ſind, deſto tiefer liegen im Durchſchnitt die Augen in den Kopf geſenkt, da hingegen ungewöhnlich große Augen der Regel nach mehr als gewöhnlich hervortreten. Das erſte Gebrechen findet ſich im höchſten Grade in den Nationen des öſtlichen und nördlichen: das andere, in denen des weſtlichen Aſiens. Ich bemerkte ſchon oben, daß alle Morgenländer ſehr große, aus dem Kopf hervorſtehende Augen für eine außerordentliche Schönheit halten. Die Flachheit des Geſichts iſt gewiß die Urſache, daß in den Chineſen und einigen anderen Völkern des ſüdlichen Aſiens die Augen mit der Stirn und den übrigen umgebenden Theilen parallel liegen [3]).

1) Hiſtor. Gött. Mag. l. c.
2) Hiſtor. Mag. VII. S. 270.
3) Gött. hiſtor. Mag. VII. 269. 70. de Guignes II.

In allen urſprünglich häßlichen Völkern iſt der Raum zwiſchen den Augen oder der Abſtand der Augen von einander ungleich größer, als in den weiſſen und ſchönen Nationen: am größten in den Kalmücken, wo er bisweilen fünf bis ſechs Zoll beträgt [1]).

Die herrſchende Farbe der Augen, nicht blos aller häßlichen und dunkelfarbigen Völker, ſondern auch der weſtlichen Aſiaten, iſt die ſchwarze, welche in den Negern am dunkelſten iſt [2]). Die ſchwarze Farbe der Augen geht in den häßlichen Völkern ſeltener in die graue oder braune, als unter den Morgenländern in die blaue über. Unter den europäiſchen Slaven, beſonders den Ruſſen, ſind braune und graue Augen eben ſo häufig, als ſchwarze [3]). Schöne blaue Augen waren ſonſt nirgend allgemein, als unter den alten nicht-ſlaviſchen Völkern Europens. Eben dieſe Völker waren und ſind auch die einzigen auf der ganzen Erde, in welchen das Weiſſe des Auges vollkommen rein oder ungetrübt iſt, anſtatt daß es in allen übrigen ſchmutzig oder gelb und zwar um deſto dunkler gelb iſt, je ſchwärzer die Augapfel ſind. In den Negern iſt es gelblich braun, faſt wie in einigen Affen tingirt [4]). Da in allen unvollkommneren Völkern, deren Blicke und Minen entweder ganz unbedeutend ſind, oder blos Stupidität, Trübſinn und natürliche Wildheit ankündigen, die ſchwarze Farbe der Augen die herrſchende iſt, ſo muß dieſe Farbe für ſich allein eher für ein ungünſtiges als für ein günſtiges

156. 158. meldet, daß die Augen mancher Chineſen ſo hervortreten, daß man ſie von der Seite ſehen kann.

1) Tavernier, I. 300.

2) ll. cc. beſonders Sömmering.

3) Vergl. des ältern und neuern Rußl. I. 116. 117.

4) Sömmerings, S. 11.

Merkmahl gehalten werden. Die Griechen und Römer fanden die blauen Augen der alten Germanier und der übrigen urſprünglichen Bewohner des nördlichen und weſtlichen Europa's ungleich feuriger und drohender, als ſchwarze [1]); ſo wie man noch das ganze Mittelalter durch eben dieſe Völker für viel heftiger und ungeſtümmer in Gemüthsbewegungen und Entſchließungen anerkannte, als die Italiener und andere ſüdliche Europäer [2]).

Die Natur bildete die Naſe in verſchiedenen Völkern nach eben ſo abweichenden Formen, als den Schädel und das Geſicht, die Stirn und die Augen. Alle häßliche und dunkelfarbige Völker haben kleinere, plattere, breitere oder dickere Naſen und größere Naſenlöcher, als die ſchönen Nationen. Am kleinſten iſt die Naſe in den mongoliſchen Hirtenvölkern und deren Abkömmlingen und Stammsverwandten [3]). Die Kleinheit der kaum ſichtbaren Naſen hindert aber nicht, daß dieſelben nicht ſehr breit ſeyn und große Oeffnungen haben ſollten. Die Naſen der ſüdlichen Aſiaten ſind denen der öſtlichen ähnlich, oder unterſcheiden ſich von denſelben blos dadurch, daß ihre Enden und die Naſenflügel runder und dicker ſind [4]). Die leztere Form trifft man auch in faſt allen amerikaniſchen Stämmen und ſelbſt in manchen ſchönen Inſulanern der Süd-See an [5]). Von den wenigen Völkerſchaften der neuen Welt, die höhere oder gar

1) Die Zeugniſſe ſtehen im 8n Bd. des götting. hiſtor. Mag. S. 12.

2) Neues hiſtor. Mag. I. 284. 285.

3) Die Zeugniſſe habe ich in der Schilderung der körperlichen Merkmahle dieſer Völker angeführt.

4) Gött. hiſtor. Mag. VII. 272. 273.

5) l. c. VII. 110. XII. 273.

Habichtsnaſen haben, muß man vernünftiger Weiſe annehmen, daß ſie eines andern Urſprungs, als die echten Eingebohrnen von Amerika ſind. So wie die mongoliſchen Hirtenvölker ſich durch die kleinſten Naſen auszeichnen; ſo die Neger, durch die ſtumpfſten, breiteſten und am meiſten geöffneten. Die Naſen mancher Neger ſind in der Mitte wie gebrochen und liegen mehr auf den Oberlippen, als ſie über dieſelben hervorragen [1]). Unter den meiſten plattnaſigen Völkern drückt man die Naſen der Kinder noch mehr ein, als ſie von Natur ſind [2]). Große und gebogene, oder ſogenannte Habichtsnaſen ſind allem Anſehen nach unter den Morgenländern häufiger, als unter den gebildeten Nationen Europens. So wenig die Kalmucken, welche die kleinſten Naſen haben, die thierartigſten Menſchen ſind; ſo wenig kann man die Morgenländer für die edelſten halten. Man ſieht, daß die Vortreflichkeit der menſchlichen Natur weder mit der Kleinheit der Naſen in gleichem Verhältniß abnimmt, noch mit der Größe derſelben in gleichen Graden wächst.

Sowohl die Bewohner des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens, als die Amerikaner und Neger [3]) haben ſehr hohe oder hervorſtehende Backenknochen. Daſſelbige Gebrechen zeigt ſich unter den Morgenländern und Slaven häufiger, als unter den nicht-ſlaviſchen Völkern Europens. Unter den letzteren ſind die Schottländer die einzigen, unter welchen hervorragende Backenknochen ſo häufig vorkommen, daß man ſie als ein National-Merkmahl der

1) Sömmering S. 12.
2 Gött. hiſtor. Mag. II. l. c.
3) VII. 112. Gött. hiſtor. Mag.

Nordbritten betrachtet [1]). Von einem Kennzeichen, das unter einem so schönen, geistreichen und edelmüthigen Volke, als die Schottländer sind, gemein ist, kann man nicht voraussetzen, daß es für sich allein auf einen Mangel dieser oder jener menschlichen Vorzüge schließen lasse.

Alle Völker des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, auch die Amerikaner und Neger haben viel längere oder rundere, oder mehr vom Kopf abstehende, oder gar bewegliche Ohren, als die meisten Europäer [2]). Nicht weniger große Ohren sind den Hindus und den schönen Insulanern der Süd-See gemein; und diese schönen Völker geben sich eben so viele Mühe, die Ohren zu verlängern, als die meisten südlichen Asiaten, oder die Amerikaner und Neger. Da in Europa auch die Biscayer und Batayer sich durch die Größe oder durch die Form und Lage der Ohren auszeichnen oder vormals auszeichneten [3]); so gilt von großen Ohren eben das, was ich kurz vorher von hohen Backenknochen bemerkte.

Der Mund ist in den Bewohnern des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, in den Amerikanern und Negern ohne Vergleichung größer und thierartiger, als in den Morgenländern und Europäern [4]). Dieselbigen Völker haben scheußlich dicke, entweder schwärzlichblaue oder bleiche Lippen. Nur in einigen wenigen, besonders den Lappen, sind die Lippen so dünn, daß man sie beynahe lippenlos, nennen könnte.

1) Blumenbach Dec. I. Cran. p. 8.

2) Il. cc. beſ. Gött. hiſtor. Mag. VII. 112. 235. 271. Sömmering S. 14. Blumenbach de variet. gener. human p. 234.

3) Blumenbach l. c.

4) Hiſtor. Mag. Il. cc.

in den grausamsten Martern wetteifern [1]). Doch sind ihre Gesichter und Augen nicht ganz so starr, als die der Wilden der neuen Welt. Die heftigen Regungen von Zorn und Wuth offenbaren sich einigermaßen in Zügen und Blicken: wiewohl man sehr lange und genau mit den Negern bekannt seyn muß, wenn man an ihrer Stimme oder ihrem Gesange unterscheiden will, ob die Lieder, welche sie singen, fröhlich oder traurig sind. Da unter den Negern vielmehr natürliche Unterschiede sind, als unter den Amerikanern; so ist es nicht zu verwundern, daß ihre Gesichter weder gleich leer oder unbeweglich sind, noch auch einerley Ausdruck haben. Einige tragen unverkennbare Zeichen von Blödsinn oder thierischer Beschränktheit: andere von tigerartiger Wildheit an sich [2]).

Die großen mongolischen Hirtenvölker im östlichen Asien erheben sich über die Finnen durch ihre bedeutenderen Physiognomien noch weit mehr, als durch ihre Gesichtsbildung. So wie die Gesichter der Kalmücken sich von denen der echten Finnen durch etwas offenes, sorgloses, freymüthiges und geselliges unterscheiden [3]); so unterscheiden sich die Mongolen von den Chinesen und den meisten übrigen südlichen Asiaten durch einen Ausdruck von Geradheit und Zuversichtlichkeit. Im südlichen Asien zeichnete die Natur vor allen anderen zwey Völker, die Hindus und Malayen, durch eigenthümliche und zwar entgegengesetzte Physiognomien aus. In den Gesichtern und Augen der Hindus liegt ein Ausdruck von Milde und Wehrlosigkeit, der Männern das Ansehen von Wei-

1) Gött. histor. Mag. VI. 412. 13.
2) l. c. S. 633. 34.
3) Pallas mongol. Völker, I. 99 S.

bern gibt: in denen der Malayen ein Ausdruck von Wildheit, der sie für die schwachen und feigen Bewohner der ostindischen Länder und Inseln zu allgemeinen Gegenständen des Schreckens macht. Die Völker des westlichen Asiens weichen von den gebildeten Nationen Europens kaum durch Kleidung und äußeres Betragen oder durch ihre ganze Art zu leben, zu denken und zu handeln so sehr ab, als durch ihre Physiognomien [1]). Statt der heiteren Züge und Blicke, womit gebildete Europäer sich einander entgegen kommen, haben oder geben sich die Morgenländer ein ernsthaftes, strenges oder trübsinniges Ansehen. Ihr Gesicht wird selbst in Trinkgesellschaften wenig oder gar nicht erheitert, so wie es durch die bittersten Beschimpfungen und die größten Unfälle selten oder niemals verzerrt oder getrübt wird. Unter den europäischen Slaven sind einige, besonders die Russen, eines leichten und frechen Sinnes, und geben dieses auch durch ihren Hang zum Gesange, zur Musik und zum Tanz zu erkennen. Allein in den Gesichtern der meisten findet sich entweder ein Ausdruck von bösartiger Schalkheit oder gar von Wildheit, der aus dem Mangel sichtbarer Zeichen der sanfteren menschlichen Gefühle entspringt [2]).

Ein wichtiger Theil des Gesichts und des Schädels ist die Stirn. Man belegt die Stirn mit mancherley Beywörtern, welche entweder blos die Beschaffenheiten der Stirnhaut oder auch Merkmahle von Regungen und Eigenschaften des Gemüths bezeichnen, die durch Bewegungen oder Falten der Stirn-

1) Die Zeugnisse findet man oben in den Untersuchungen über die morgenländischen Völker oder im gött. histor. Mag. VII. 403. u. f. S.
2) Histor. Mag. VII. 605.

muskeln ausgedrückt werden. Solche Beywörter sind: eine glatte oder runzelige, eine heitere oder düstere, eine stolze, harte, eiserne, unverschämte Stirn u. s. w. Uns gehen hier blos solche Merkmahle an, die in dem Knochengehäuse der Stirn enthalten sind. Und wir untersuchen daher vor allen Dingen, ob die Stirn von Völkern mäßig oder unmäßig breit oder schmal, lang oder kurz, erhaben oder platt und eingedrückt sey. Das Uebermaas der genannten Eigenschaften machte eben so viele Gebrechen aus, wodurch die Natur bald mehrere, bald wenigere der unvollkommneren Völker charakterisirt hat.

Die Breite der Stirn schätzt man nach dem Raume, der zwischen dem Rande der beyden Schläfen enthalten ist. Je nach dem dieser Raum groß oder klein, zu groß oder zu klein ist, wird eine Stirn bald breit, bald schmal, zu breit oder zu schmal genannt. Eine unnatürliche breite Stirn haben alle diejenigen Völker, die, wie die mongolischen, die finnischen und manche amerikanische Nationen, ein sehr breites, entweder viereckiges oder rundes Gesicht besitzen. Zu schmal hingegen ist die Stirn in den Negern und den meisten ostindischen Nationen, deren Schädel die Natur von beyden Seiten gleichsam zusammengedrückt oder abgeplattet hat.

Kein Gebrechen findet sich in den unvollkommneren Völkern häufiger, als eine verunstaltende Plattheit der Stirn. Dieses Gebrechen ist sowohl den finnischen, mongolischen und südlich-asiatischen, als den amerikanischen Völkern gemein. Viele südliche Asiaten und die meisten Amerikaner drücken die von Natur platte Stirn ihrer Kinder noch mehr ein: die Caraiben namentlich so sehr, daß sie gerade über sich sehen können. Die entgegengesetzte Mißgestalt zeigt

ſich in den Negern, deren Stirn gerade deßwegen ungewöhnlich hervortritt, weil ihre Schädel von beyden Seiten zuſammengedrückt ſind.

Auch in Anſehung der Kürze und Länge der Stirn ſind die Amerikaner und Neger einander am meiſten entgegengeſetzt. Unter allen Völkern der Erde haben die Neger die längſte Stirn, weil ſie den längſten und am meiſten hervorſpringenden Vorderkopf beſitzen. Die Stirn der Amerikaner hingegen iſt unnatürlich kurz, in manchen ſo kurz, daß die Haare des Vorderhaupts beynahe die Augenbraunen oder die Stellen der Augenbraunen berühren [1]). Dieſes Gebrechen pflanzt ſich auch auf die Meſtizen oder auf die Kinder fort, welche Europäer mit urſprünglichen Amerikanerinnen zeugen. Einige Wilde der neuen Welt reiſſen die Haare des Vorderhaupts ſechs und mehr Zolle weit weg, damit in Gefechten Feinde ſie nicht bey den Haaren ergreifen, und wenn ſie in Gefangenſchaft gerathen ſollten, ſie nicht ſcalpiren können.

Ein noch wichtigerer Theil des Geſichts, als die Stirn, ſind die Augen, an welchen man die Augenlieder und Augenwinkel, den Schnitt oder die Oeffnungen derſelben und die davon abhangende Größe oder Kleinheit, die Richtung und mehr oder weniger geſenkte Lage, den Abſtand des einen von dem andern, endlich Farbe und Ausdruck zu beobachten hat.

Alle von Natur häßliche Völker haben dickere, die Augen mehr bedeckende Lieder, als die weiſſen und ſchönen Nationen. Am auffallendſten iſt dieſes Gebrechen in den Negern der Süd-See, deren Augenlieder ſehr oft ſo tief herabgehen, daß ſie ihren Kopf

1) Gött. hiſtor. Mag. VII. 285.

zurückbeugen müſſen, wenn ſie vor ſich ſtehende oder liegende Objekte wahrnehmen wollen [1]).

Die Augenlieder ſchließen ſich in den von Natur häßlichen Völkern nicht ſo an einander, wie in den ſchönen; und daher haben jene ganz andere Augenwinkel, als dieſe. In den Nationen des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens, beſonders in den großen mongoliſchen Hirtenvölkern ſind die äußeren Augenwinkel viel ſpitzer, die inneren viel runder, als in Europäern. Die leztere Mißbildung trifft man auch in den Negern und Amerikanern an [2]).

In allen Völkern, welche ungewöhnlich große Augenlieder haben, müſſen die Augen kleiner als in den Europäern ſeyn. Die Augen der Bewohner des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens ſind kleiner, als die der Amerikaner und Neger: ein ſicherer Beweis, daß man aus der Kleinheit der Augen allein nicht auf eine gleiche Beſchränktheit des Geiſtes ſchließen dürfe. Von manchen Amerikanern und Negern wird berichtet, daß ſie große, ſelbſt ſehr große Augen haben [3]). Im Ganzen ſcheinen die Augen der Morgenländer größer, als die der Europäer zu ſeyn: aus welchem Facto man abermals folgern kann, daß ungewöhnlich große Augen kein zuverläßiges Merkmahl von vorzüglichen Gaben des Geiſtes und Herzens ſeyen. Auch in den übrigen Thieren richten ſich die Fähigkeiten nicht nach der Kleinheit oder Größe der Augen.

1) Daſſelbige Gebrechen in geringeren Graden haben auch die afrikaniſchen Neger. Sömmering, S. 10. 11.

2) Sömmering S. 11. Vegert S. 90. Gumilla, I. 105.

3) VII. 110. Gött. hiſtor. Mag.

Kein einziges urſprünglich häßliches Volk hat das, was man in Europa einen ſchönen Schnitt der Augen nennt, und weßwegen in Aſien die Hindus, und deren Weiber vor allen anderen gerühmt werden. Auf der ganzen Erde zeichnen ſich die Bewohner des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens am meiſten durch ihre ſchmalen und länglichten, oder ſogenannten Schweinsaugen aus. Dieſer eigenthümliche Schnitt iſt um deſto auffallender, da die Augen der erwähnten Völker eine ſchräge Richtung haben und ſich von der Naſe ſchief gegen die Schläfe hinaufziehen. Auch die Augen der Amerikaner und Neger ſind im Durchſchnitt ſchmal und länglicht [1]: wiewohl einige faſt ganz runde Augen haben [2]. Die kreisförmige oder faſt kreisförmige Oeffnung der Augen iſt gleichfalls ein Gebrechen, wiewohl kein ſo großes, als der ſchmale, ſchiefe und länglichte Schnitt.

Je kleiner die Augen, und je ſchmaler die Augenöffnungen von Völkern ſind, deſto tiefer liegen im Durchſchnitt die Augen in den Kopf geſenkt, da hingegen ungewöhnlich große Augen der Regel nach mehr als gewöhnlich hervortreten. Das erſte Gebrechen findet ſich im höchſten Grade in den Nationen des öſtlichen und nördlichen: das andere, in denen des weſtlichen Aſiens. Ich bemerkte ſchon oben, daß alle Morgenländer ſehr große, aus dem Kopf hervorſtehende Augen für eine außerordentliche Schönheit halten. Die Flachheit des Geſichts iſt gewiß die Urſache, daß in den Chineſen und einigen anderen Völkern des ſüdlichen Aſiens die Augen mit der Stirn und den übrigen umgebenden Theilen parallel liegen [3].

1) Hiſtor. Gött. Mag. l. c.
2) Hiſtor. Mag. VII. S. 270.
3) Gött. hiſtor. Mag. VII. 269. 70. de Guignes II.

In allen urſprünglich häßlichen Völkern iſt der Raum zwiſchen den Augen oder der Abſtand der Augen von einander ungleich größer, als in den weiſſen und ſchönen Nationen: am größten in den Kalmücken, wo er bisweilen fünf bis ſechs Zoll beträgt [1]).

Die herrſchende Farbe der Augen, nicht blos aller häßlichen und dunkelfarbigen Völker, ſondern auch der weſtlichen Aſiaten, iſt die ſchwarze, welche in den Negern am dunkelſten iſt [2]). Die ſchwarze Farbe der Augen geht in den häßlichen Völkern ſeltener in die graue oder braune, als unter den Morgenländern in die blaue über. Unter den europäiſchen Slaven, beſonders den Ruſſen, ſind braune und graue Augen eben ſo häufig, als ſchwarze [3]). Schöne blaue Augen waren ſonſt nirgend allgemein, als unter den alten nicht-ſlaviſchen Völkern Europens. Eben dieſe Völker waren und ſind auch die einzigen auf der ganzen Erde, in welchen das Weiſſe des Auges vollkommen rein oder ungetrübt iſt, anſtatt daß es in allen übrigen ſchmutzig oder gelb und zwar um deſto dunkler gelb iſt, je ſchwärzer die Augapfel ſind. In den Negern iſt es gelblich braun, faſt wie in einigen Affen tingirt [4]). Da in allen unvollkommneren Völkern, deren Blicke und Minen entweder ganz unbedeutend ſind, oder blos Stupidität, Trübſinn und natürliche Wildheit ankündigen, die ſchwarze Farbe der Augen die herrſchende iſt, ſo muß dieſe Farbe für ſich allein eher für ein ungünſtiges als für ein günſtiges

156. 158. meldet, daß die Augen mancher Chineſen ſo hervortreten, daß man ſie von der Seite ſehen kann.

1) Tavernier, I. 300.

2) ll. cc. beſonders Sömmering.

3) Vergl. des ältern und neuern Rußl. I. 116. 117.

4) Sömmering, S. 11.

Merkmahl gehalten werden. Die Griechen und Römer fanden die blauen Augen der alten Germanier und der übrigen urſprünglichen Bewohner des nördlichen und weſtlichen Europa's ungleich feuriger und drohender, als ſchwarze [1]); ſo wie man noch das ganze Mittelalter durch eben dieſe Völker für viel heftiger und ungeſtümmer in Gemüthsbewegungen und Entſchließungen anerkannte, als die Italiener und andere ſüdliche Europäer [2]).

Die Natur bildete die Naſe in verſchiedenen Völkern nach eben ſo abweichenden Formen, als den Schädel und das Geſicht, die Stirn und die Augen. Alle häßliche und dunkelfarbige Völker haben kleinere, plattere, breitere oder dickere Naſen und größere Naſenlöcher, als die ſchönen Nationen. Am kleinſten iſt die Naſe in den mongoliſchen Hirtenvölkern und deren Abkömmlingen und Stammsverwandten [3]). Die Kleinheit der kaum ſichtbaren Naſen hindert aber nicht, daß dieſelben nicht ſehr breit ſeyn und große Oeffnungen haben ſollten. Die Naſen der ſüdlichen Aſiaten ſind denen der öſtlichen ähnlich, oder unterſcheiden ſich von denſelben blos dadurch, daß ihre Enden und die Naſenflügel runder und dicker ſind [4]). Die leztere Form trifft man auch in faſt allen amerikaniſchen Stämmen und ſelbſt in manchen ſchönen Inſulanern der Süd-See an [5]). Von den wenigen Völkerſchaften der neuen Welt, die höhere oder gar

1) Die Zeugniſſe ſtehen im 8n Bd. des götting. hiſtor. Mag. S. 12.

2) Neues hiſtor. Mag. I. 284. 285.

3) Die Zeugniſſe habe ich in der Schilderung der körperlichen Merkmahle dieſer Völker angeführt.

4) Gött. hiſtor. Mag. VII. 272. 273.

5) l. c. VII. 110. 111. 273.

Habichtsnasen haben, muß man vernünftiger Weise annehmen, daß sie eines andern Ursprungs, als die echten Eingebohrnen von Amerika sind. So wie die mongolischen Hirtenvölker sich durch die kleinsten Nasen auszeichnen; so die Neger, durch die stumpfsten, breitesten und am meisten geöffneten. Die Nasen mancher Neger sind in der Mitte wie gebrochen und liegen mehr auf den Oberlippen, als sie über dieselben hervorragen [1]). Unter den meisten plattnasigen Völkern drückt man die Nasen der Kinder noch mehr ein, als sie von Natur sind [2]). Große und gebogene, oder sogenannte Habichtsnasen sind allem Ansehen nach unter den Morgenländern häufiger, als unter den gebildeten Nationen Europens. So wenig die Kalmucken, welche die kleinsten Nasen haben, die thierartigsten Menschen sind; so wenig kann man die Morgenländer für die edelsten halten. Man sieht, daß die Vortreflichkeit der menschlichen Natur weder mit der Kleinheit der Nasen in gleichem Verhältniß abnimmt, noch mit der Größe derselben in gleichen Graden wächst.

Sowohl die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, als die Amerikaner und Neger [3]) haben sehr hohe oder hervorstehende Backenknochen. Dasselbige Gebrechen zeigt sich unter den Morgenländern und Slaven häufiger, als unter den nicht-slavischen Völkern Europens. Unter den letzteren sind die Schottländer die einzigen, unter welchen hervorragende Backenknochen so häufig vorkommen, daß man sie als ein National-Merkmahl der

1) Sömmering S. 12.
2 Gött. histor. Mag. II. l. c.
3) VII. 112. Gött. histor. Mag.

Nordbritten betrachtet [1]). Von einem Kennzeichen, das unter einem so schönen, geistreichen und edelmüthigen Volke, als die Schottländer sind, gemein ist, kann man nicht voraussetzen, daß es für sich allein auf einen Mangel dieser oder jener menschlichen Vorzüge schließen lasse.

Alle Völker des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, auch die Amerikaner und Neger haben viel längere oder rundere, oder mehr vom Kopf abstehende, oder gar bewegliche Ohren, als die meisten Europäer [2]). Nicht weniger große Ohren sind den Hindus und den schönen Insulanern der Süd-See gemein; und diese schönen Völker geben sich eben so viele Mühe, die Ohren zu verlängern, als die meisten südlichen Asiaten, oder die Amerikaner und Neger. Da in Europa auch die Biscayer und Bataver sich durch die Größe oder durch die Form und Lage der Ohren auszeichnen oder vormals auszeichneten [3]); so gilt von großen Ohren eben das, was ich kurz vorher von hohen Backenknochen bemerkte.

Der Mund ist in den Bewohnern des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, in den Amerikanern und Negern ohne Vergleichung größer und thierartiger, als in den Morgenländern und Europäern [4]). Dieselbigen Völker haben scheußlich dicke, entweder schwärzlichblaue oder bleiche Lippen. Nur in einigen wenigen, besonders den Lappen, sind die Lippen so dünn, daß man sie beynahe lippenlos, nennen könnte.

1) Blumenbach Dec. I. Cran. p. 8.

2) Il. cc. beſ. Gött. hiſtor. Mag. VII. 112. 235. 271. Sömmering S. 14. Blumenbach de variet. gener. human p. 234.

3) Blumenbach l. c.

4) Hiſtor. Mag. Il. cc.

Auch die Hindus und ſchönen Inſulaner der Süd-See bildete die Natur mit volleren Lippen, als man gewöhnlich in den Menſchen unſers Erdtheils antrifft. Der Größe des Mundes und dem Schwulſte der Lippen entſprechen in den häßlichen Völkern die Zähne und Kinnbacken. Die Zähne der nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiaten, der Amerikaner und Neger ſind ungewöhnlich ſtark, breit, dick, lang und blendendweiß, wo ſie nicht durch künſtliche Mittel geſchwärzt werden [1]). Einige unter dieſen Völkern reiſſen ſich einzelne Zähne aus. Andere feilen ſie ſpitz zu und noch andere reiben ſie bis an die Kinnladen ab [2]). In allen Völkern von ſtarkem Gebiß ſind auch die Kinnladen, wie die Beißmuſkeln und Zungen ungewöhnlich ſtark. In den meiſten ragen die oberen Kinnladen über die untere, in einigen, die untere über die obere hervor [3]). Das Kinn iſt in den meiſten häßlichen Völkern, nahmentlich den Finnen, den ſüdlichen Aſiaten und den afrikaniſchen Negern ſehr lang und ſpitz, oder wenn auch nicht ſpitz, ſehr hervorſtehend: in andern hingegen ungewöhnlich kurz und wie abgeſchnitten oder ſich zurückziehend. Das letztere Gebrechen iſt thieriſcher, als das erſtere und findet ſich am auffallendſten in den Südſee-Negern [4]). Die weſtlichen Aſiaten haben öfter ein langes und hervorragendes, als ein mäßiges

1) ll. cc. Sömmering S. 28. 29. Blumenbach de variet. gen. hum. p. 224 – 30.
2) Hiſtor. Gött. Mag. I. 340 u. f. S.
3) Sömmering S. 26. 28. Edwarts II. 74.
4) Grant p. 116. The space from the teeth to the extremity of the chin was extremety short, and retreated backwards.

ges und abgerundetes Knie, dergleichen man in den ſchönſten europäiſchen Völkern findet.

Alle häßliche Völker haben einen kurzen und dicken Hals, der gleichſam zwiſchen den Schultern ſteckt und ihnen das Anſehen von hohen Schultern gibt. Auch in den Morgenländern und Slaven iſt der Hals dicker, als in den nicht-ſlaviſchen Nationen unſers Erdtheils [1]). Schultern und Bruſt ſcheinen in den kleineren Völkern, den Finnen, ſelbſt den Kalmucken und manchen Amerikanern nach dem Verhältniß des übrigen Körpers ſehr ſtark zu ſeyn. Im Grunde aber ſind die Schultern und Hüften in allen häßlichen Völkern ſchmaler [2]), ſo wie die Bruſt weniger breit und gewölbt iſt, als in den weiſſen und ſchönen Nationen. Die Bruſt, ſagt Camper [3]), iſt im Menſchen mehr breit als tief, im Orang-Utang hingegen und in allen vierfüßigen Thieren mehr ſchmal als tief. Der Grund davon iſt leicht zu entdecken. Der Orang-Utang iſt nicht beſtimmt auf dem Rücken, ſondern wie alle vierfüßigen Thiere und die übrigen Affen auf der Seite zu ſchlafen. Da nun die Buſch-Hottentotten und allem Anſehen nach auch die Südſee-Neger ſich beym Schlafen zuſammenwickeln, und nach Art der Thiere ruhen; muß man nicht daher vermuthen, daß ihre Bruſt auf eine der thieriſchen ähnliche Art gebildet iſt?

Selbſt in den unberührten Töchtern der Südſee-Neger ſind die Bruſtwarzen größer und die Brüſte ſchlaffer, als in den Europäerinnen. So bald die Weiber der Südſee-Neger geboren haben; ſo werden ihre Brüſte ſcheußlich lang und hangend. Daſſel-

1) Hacquets Reiſ. I. 135.
2) Beſ. Sömmering S. 33—35.
3) Oeuvres I. 115.

bige Gebrechen findet ſich mehr oder weniger in den Weibern aller übrigen häßlichen Völker. Die Kamtſchadalinnen allein ausgenommen, deren Brüſte bis in das vierzigſte Jahr ihre Feſtigkeit erhalten ſollen. Die Leichtigkeit, womit die Weiber der häßlichen Völker gebähren, entſpringt aus der eigenthümlichen Bildung des Beckenknochens [1]). Selbſt dieſer ſcheinbare Vortheil wird dadurch zu einem ungünſtigen Merkmahl, daß die Weiber der häßlichen Völker ihn mit den Thiermüttern gemein haben.

Zu den Eigenthümlichkeiten der thierartigſten Menſchen, der Südſee-Neger und Buſch-Hottentotten gehören auch ein ungewöhnlich hohler Rücken und ein vorhangender Bauch. Kein einziges häßliches Volk beſitzt das, was man in Europa eine ſchlanke Taille nennt. Dieſen körperlichen Vorzug trifft man außer unſerm Erdtheil blos in den kaukaſiſchen Nationen, in manchen Tataren, in den Kaſchemiriern, den Weibern der Hindus, und in den ſchönen Inſulanern der Süd-See an. Die Hindus ſelbſt, die Morgenländer und manche Slaven, beſonders die Ruſſen ſehen oder ſahen wenigſtens vormals eine außerordentliche Fettheit als eine eben ſo große Schönheit an [2]).

In allen Völkern des nördlichen und öſtlichen Aſiens haben die Männer ſehr kleine, die Weiber hingegen ſehr große und weite Geſchlechtstheile [3]). Steller bemerkt ausdrücklich, daß in dieſem Mißverhältniß der Geſchlechtstheile der Grund liege, warum die Kamtſchadalinnen die Männer ihres Volks verachten,

1) Sömmering S. 36. 37.
2) Vergleichung des ältern und neuen Rußlandes. I. 112. 113.
3) Steller S. 250. 51.

und nach den Russen oder Kosacken so begierig seyen. Die Weiber des südlichen Asiens, die Amerikanerinnen, und selbst die Negerinnen bezeugten von jeher eine entschiedene Vorliebe für die Europäer. Wer schließt nicht aus derselbigen Wirkung auf eine gleiche oder ähnliche Ursache? Nach einem Präparat zu urtheilen, was unser Herr Hofrath Osiander besitzt, ist wenigstens in manchen afrikanischen Negern die Ruthe außerordentlich groß; allein sie hat eine thierartige Bildung, weil sie viel spitzer zuläuft, und die Eichel viel kleiner, auch weniger bedeckt oder ausgestopft ist, als in Europäern. Die Nymphen verlängern sich, wie bekannt, am monströsesten in den Hottentottinnen und Negerinnen. Wahrscheinlich sind längere Nymphen den Weibern aller häßlichen Völker gemein. Wenigstens haben auch die Kamtschadalinnen Nymphen, die einen Zoll lang aus der Schaam hervorstehen, und wie Pergament oder Marienglas durchsichtig sind [1]).

Wenn man die monströsen Fettklumpen an dem Gesäß der Hottentotten und Hottentottinnen ausnimmt; so sind alle häßliche Völker weniger fleischig, nicht blos an dem genannten Theile, sondern auch an den Lenden, als die Europäer [2]). Zugleich haben dieselbigen Völker, einige wenige ausgenommen, entweder gar keine, oder schwächere und höher sitzende Waden, als die Menschen unsers Erdtheils. Dieser Fehler zeigt sich auch in den Hindus, und in geringeren Graden, selbst in den westlichen Asiaten. Die Kniee der häßlichen Völker sind dicker und weiter von einander abstehend, woher die säbelförmige

1) Steller S. 297—300.

2) Man sehe unter Anderem Sömmerring S. 33.

Gestalt ihrer Beine entspringt [1]): welches letztere Gebrechen manche Insulaner der Süd-See, manche Hindus und Morgenländer theilen. Eine eigenthümliche Mißgestalt, sowohl der afrikanischen, als der Südsee-Neger besteht darin, daß ihre Schienbeine sowohl seitwärts, als nach vorn ausgebogen sind. Arme und Beine sind in den häßlichen Völkern entweder unverhältnißmäßig lang oder unverhältnißmäßig kurz. Der erste Fehler sticht am meisten in den Südsee-Negern, der andere, in den Finnen, den Grönländern, den Kamtschadalen und anderen kleinen Völkern hervor. Aehnliche Extreme finden in der Bildung von Händen und Füßen, von Fingern und Zehen statt, die in den einen unproportionirlich groß, in den anderen eben so unproportionirlich klein sind [2]). Unförmlich große Füße werden auch an den schönen Insulanern der Süd-See, an den Hindus, und an manchen westlichen Asiaten getadelt [3]). Füße und Hände sind in den häßlichen Völkern nicht blos unverhältnißmäßig groß oder klein, sondern auch viel platter, als in den Europäern [4]). Aus den Formen der Kniee, der Beine und Füße allein kann man es erklären, daß die häßlichen Völker nie mit geraden Knieen oder gestreckten Beinen gehen, und daß sie beym Gehen die Füße entweder gerade aus, oder gar einwärts setzen: in welchem letztern Fall der Gang

1) Histor. Mag. VII. 112. 201.
2) Histor. Mag. VII. 112. 236. 277. Sömmering S. 39. 40.
3) Die Türken und Moldauer sollen verhältnißmäßig kleine Füße haben. Hacquets Reis. I. 135.
4) Der Orang-Utang hat noch längere Arme, Hände und Füße, als die Südsee-Neger, in welchen diese Theile des Körpers am längsten sind. Camper Oeuvres I. 113. 114.

watſchelnd oder gänſeartig wird [1]). Nur in der von der unſrigen abweichenden Bildung derſelbigen Theile kann man den Grund ſuchen, warum ſo viele Nationen ſich ganz anders ſetzen, oder beym Sitzen eine andere Attitude annehmen, als die Europäer. Die Morgenländer ſitzen, wie bekannt, mit untergeſchlagenen Beinen: eine Stellung, welche die Creolinnen im ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerika, ohne alle Muſter angenommen haben, an welche ſich aber nur wenige gebohrne Europäer nach langwierigen Uebungen gewöhnen können. Die meiſten Völker des ſüdlichen Aſiens ſitzen nach Art der Affen mit angezogenen Beinen [2]), oder ſie neigen ſich auf die linke Seite, wobey ſie ſich auf die linke Hand ſtützen [3]). Die Chineſen und Ceylaneſen brauchen Stühle, oder ſetzen ſich auf erhöhte Eſtraden, an welchen ſie die Beine herunterhängen laſſen. Es wird ſich in der Zukunft offenbaren, daß die unteren Theile des Körpers in den Chineſen nicht ganz ſo, wie in den hinterindiſchen Völkern gebildet ſind. — Camper machte es aus der Bildung der einzelnen Theile des Körpers begreiflich, warum der Orang-Utang weder, wie der Menſch reden, noch ſehen, und liegen könne [4]). Warum ſollten nicht andere Naturforſcher den Grund des eigenthümlichen Ganges oder Sitzens einzelner

1) ll. cc. beſ. Steller ll. cc.

2) Loubère l. 26—28. leur contenance naturellement accroupie, comme celle des singes.

3) Marsden p. 53. Their mode of sitting is not cross legged, as the inhabitants of Turkey . . use, but either on the haunches, or on the left side, supported by the left hand, with the legs tucked in on the right side.

4) Oeuvres I. p. 145. Qu'il ne peut ni parler, ni s'asseoir comme l'homme ni se coucher sur le dos.

Völker in gewißen Eigenthümlichkeiten ihrer Bildung entdecken können?

Nicht blos die natürlichen Vorzüge und Gebrechen von Völkern, sondern auch die künstliche Erhöhung der einen und der andern, besonders die Verunstaltungen des Körpers, in der Absicht ihn zu verschönern, bieten charakteristische Merkmahle von Völkern dar. Ich habe über die in der jetzt erwähnten Absicht unternommenen Verunstaltungen von Völkern theils schon früher [1]), theils in dem Laufe der gegenwärtigen Untersuchungen so vieles beygebracht, daß ich diese Materie gegenwärtig ganz übergehen und mich auf das Gesagte berufen könnte. Unterdessen halte ich es nicht für überflüssig, hier folgende Punkte zu berühren.

Bey den Zerfleischungen oder Verstümmelungen des Körpers muß man vor allen Dingen darauf achten: in welcher Absicht sie unternommen worden: ob in der Absicht, sich schöner, und den Feinden furchtbarer zu machen, oder ob in gottesdienstlichen Absichten? Die in gottesdienstlichen Absichten vorgenommenen Zerfleischungen und Verstümmelungen müssen von den übrigen Verunstaltungen ganz abgesondert werden.

Im Allgemeinen ist es unverkennbar, daß die Bewohner der verschiedensten Erdtheile ihre natürlichen Gebrechen für Schönheiten halten und sie daher durch Kunst zu vermehren suchten. Daher die mancherley Verbindungen des Schädels, das Eindrücken der Stirn und Nase, die Verlängerungen der Ohren, das Ausreissen des Barts und der übrigen Haare

1) Man s. histor. Gött. Mag. I. 26. u. f. S. 337 u. f. S. II. 278 u. f. S. IV. 371 u. f. S.

des Körpers, das Zuſammenpreſſen der Füße, der Gebrauch künſtlicher Mittel, fett zu werden u. ſ. w. Andere Verunſtaltungen laſſen ſich nicht aus dieſem Princip, oder derſelbigen Abſicht ableiten: z. B. das Schwärzen der Zähne, das Abſchneiden oder Abſcheeren des Haupthaars, die Verlängerungen der Nägel u. ſ. w. Es iſt immer ein bemerkenswerther Umſtand, wenn ſonſt ähnliche Völker in dieſen Verunſtaltungen abweichen, oder verſchiedene Nationen in denſelbigen Verunſtaltungen zuſammenſtimmen.

Die edelſten oder vollkommenſten unter allen Völkern der Erde, die nicht-ſlaviſchen Nationen Europens, waren die einzigen, welche kein natürliches Gebrechen für eine Schönheit hielten, und daher auch kein Gebrechen vergrößerten, um ſich zu verſchönern. Manche derſelben punktirten zwar vormals allerley Figuren in das Geſicht und andere Theile des Körpers. Allein ſie thaten dieſes höchſt wahrſcheinlich blos in der Abſicht, um zu einer Zeit, wo ſie dergleichen weder durch Kleider, noch durch Rüſtungen zu erkennen geben konnten, ihren Stamm, ihr Geſchlecht, ihre Würden und Thaten anzudeuten. Die Slaven und Morgenländer hielten von jeher Fettheit, eine ſehr kurze Stirn, dicke und hochgewölbte Augenbraunen, ſchwarze Augen, Haare und Bärte für große Schönheiten, und wandten deswegen künſtliche Mittel an, um dieſe Vorzüge zu erlangen oder zu erhöhen. Die Hindus giengen noch weiter, als die weſtlichen Aſiaten, indem ſie ihre Ohren eben ſo ungeheuer verlängerten, als die meiſten oſtindiſchen Völker. Unter den leztern kommen zu den Verlängerungen der Ohren noch Verlängerungen der Nägel, das Schwärzen, und andere unnatürliche Verzierungen der Zähne, das Ausreiſſen der Haare am ganzen Körper, das Ein-

drücken der Stirn und Naſe hinzu. Die Verunſtaltungen des Körpers in der Abſicht, ihn zu verſchönern, werden immer widerſinniger, peinlicher und ſcheußlicher entſtellend, je thierartiger die Völker ſind; und eben daher trifft man das Ausbrechen, Zuſpitzen oder Abſtumpfen von Zähnen, das Wegreiſſen ganzer Streifen der Geſichtshaut, die Erkünſtelung eines zweyten Mundes durch einen Queerſchnitt in die Unterlippe, das Einſchneiden von Löchern in die Unterlippe, und das Durchbohren der Naſe oder der Backen, um allerley Zierrathen darin zu tragen u. ſ. w. blos unter den Amerikanern und unter den Negern ſo wohl in Afrika, als in den Südländern an. Mit dem Putze, in ſo fern er in dem Tragen von Zierrathen am Leibe oder an den Kleidern beſteht, verhält es ſich, wie mit den Verunſtaltungen des Körpers. Er wird immer kindiſcher, zuſammengeſetzter, läſtiger, oder gar entſtellender, je ungebildeter und geiſtloſer die Völker ſind; und den läſtigſten ſowohl, als ſcheußlichſten Putz findet man deswegen unter eben den Nationen, welche ihre Leiber am meiſten verunſtalten, um ſie zu verſchönern.

Da die Natur den Menſchen nicht, wie die übrigen Thiere bekleidete, ſo mußte er ſich ſelbſt künſtliche Bedeckungen des Leibes verſchaffen, und dieſe künſtlichen Bedeckungen des Leibes machen nicht weniger, als die Sprache, ein Merkmahl der menſchlichen Natur aus. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß alle Wilde, die keine Kleider brauchen, thierartig, und zwar um deſto thierartiger ſind, je mehr unter ihnen nicht blos Kinder, ſondern auch Erwachſene, nicht blos Männer, ſondern auch Weiber nackt einhergehen.

Es ist natürlich und für die gegenwärtige Absicht nicht bemerkenswerth, daß die Bewohner des kalten Erdgürtels sich ganz anders kleiden, als die des gemäßigten und heissen: Weiber anders, als Männer: Vornehme anders, als Geringe. Allein bemerkenswerth ist es, wenn die Kleidung ganzer Völker und Völker-Familien mit dem Klima, in welchem diese leben, streitet: wenn Völker in denselbigen oder ähnlichen Gegenden und Himmelsstrichen in Rücksicht auf Kleidung beständig von einander abweichen: wenn ein Volk sich von allen seinen Nachbarn und Stammsverwandten durch eine eigenthümliche Kleidung absondert: wenn endlich die einen Jahrtausende bey denselbigen Trachten beharren, und andere die Trachten sehr oft ändern. Die Morgenländer bedecken den Leib und besonders den Kopf viel mehr, als sie nach dem Verhältniß ihres Klima nöthig hätten; und eben diese Morgenländer beharren schon seit Jahrtausenden bey denselbigen Trachten. Auch unterscheiden sie sich in beyden Rücksichten von den gebildeten Nationen Europens nicht weniger, als durch andere Merkmahle. Die Germanier und deren Stammsverwandte trugen von jeher enge, an den Leib anschließende: die Sarmaten oder Slaven hingegen, weite, den Morgenländischen ähnliche Kleider; und wenn es daher von irgend einem Volke ungewiß wäre, ob es sarmatischen oder germanischen Ursprungs sey, und man nur die Kleidung eines solchen Volkes kennte, so würde man nach dieser allein die streitige Frage entscheiden können. Die Nationen des südlichen Asiens weichen bey einer großen Aehnlichkeit des Bodens und Klima in Ansehung der Kleidung sehr von einander ab. Mit Recht also nahm ich auch aus der Verschiedenheit der Kleidung einen

Grund zu dem Beweiſe her, daß dieſe Nationen nicht eines gemeinſchaftlichen Urſprungs ſeyen. Aehnliche Verſchiedenheiten fanden unter den urſprünglichen Völkern Europens ſtatt. Eine große und daurende Verſchiedenheit der Kleidung ſetzt, wenn auch nicht Verſchiedenheit der Natur oder Abſtammung, wenigſtens höchſt wahrſcheinlich Vermiſchung voraus.

Keins der bisher angeführten Merkmahle iſt ein ſo günſtiges Zeichen vorzüglicher Gaben des Geiſtes und Herzens, als ein hoher Grad von Empfindlichkeit; und keins ſo ungünſtig, als ein geringer Grad von Empfindlichkeit, oder als natürliche Gefühlloſigkeit und Härte. Einzelne Menſchen ſowohl, als ganze Völker ſind um deſto gefühlloſer, je dicker, und gleichſam undurchdringlicher ihre Haut iſt: je leichter ſie die Beſchwerden der Jahrszeiten und Witterung, beſonders die höchſten Grade und ſchnellſten Abwechslungen von Hitze und Kälte ertragen: je weniger ſie Krankheiten unterworfen ſind: je ſchneller ſie von Krankheiten ohne alle Arzneyen geneſen: wenn ſie aber dergleichen brauchen, je ſtärkere, beſonders äußere Mittel erfordert werden, um ihre ſtumpfen Nerven zu rühren oder zu erſchüttern [1]: je mehr ſie ferner

1) Schon Boerhave de morbis nervorum II. 754. bemerkte ſehr richtig, daß die Thierärzte ſich von denen, welche Menſchen heilen, am meiſten dadurch unterſcheiden, daß ſie viel heftigere oder grauſamere Mittel anwenden, und daß ſie ſelbſt innere Uebel gewöhnlich durch äußere Mittel heben. Saepe versabar cum Veterinariis, ut viderem eorum experimenta, et patuit mihi, quod boves et equi crudelibus, et fere semper externis remediis curari debeant: equus toto languet corpore, ad nullum opus idoneus: infligunt vulnus in pectore usque ad panniculum carnosum, cui imponunt frustulum

in Krankheiten ihren Schlaf und ihre Eßluſt beybehalten: je länger und tiefer ſie entweder, oder je weniger ſie ſchlafen [1]): mit je ſchlechteren, entweder rohen und unverdaulichen, oder ſtinkenden und ſonſt eckelhaften Nahrungsmitteln ſie ſich begnügen: je weniger ſie durch die ſcheußlichſte Unſauberkeit in Speiſen, Kleidung und Wohnung beleidigt werden: je ſtärker ſie bald faſten, bald freſſen und ſaufen können, ohne ihrer Geſundheit zu ſchaden: je ungeſchwächter ſie ihre Stärke und Behendigkeit bis in das höchſte Alter und zwar bis zu einem ſolchen Alter erhalten, welches die aus weicherem Stoff geſchaffenen Menſchen ſelten, oder niemals erreichen: je ruhiger und länger ſie endlich die fürchterlichſten Schmerzen und Operationen, ja ſelbſt die Qualen des langwierigſten und grauſamſten Todes dulden, ohne das geringſte Zeichen der leidenden oder unterliegenden Natur von ſich zu geben. Wenn wir nach den jetzt mitgetheilten Kriteriis die verſchiedenen Völker der Erde mit einander vergleichen, ſo finden wir bald, daß die Amerikaner und Neger unter allen die gefühlloſeſten ſind [2]). Dieſen folgen zunächſt die Bewohner des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens [3]). Selbſt

hellebori nigri, et tegunt cum emplastro. Oritur tumor pugno major, exit ichos quasi cancrosus. Animal anhelat, et vix quiescit, sed totum corpus mutatur, et redit perfecta sanitas. Man kann dieſe Bemerkung auf die Heilarten ganzer Völker anwenden.

1) Das erſtere iſt den Negern, das andere den Amerikanern eigenthümlich.

2) Gött. hiſt. Mag. I. 230 u. f. S. VII. 114 u. f. S. ferner I. 228. 29. VI. 409 u. f. S.

3) ib. VII. 236. 37. 278. 279.

die Morgenländer [1]) und Slaven [2]) sind um viele Grade gefühlloser oder weniger empfindlich, als die nicht-slavischen Nationen Europens, an welchen schon die Griechen und Römer die feine und weisse Haut, so wie die Zartheit ihres Fleisches um desto mehr bewunderten [3]), da eben diese Völker durch kalte Bäder, durch leichte Bedeckungen ihrer Körper, durch die heftigsten gymnastischen Uebungen, und durch unaufhörliche Bewegungen sowohl auf der Jagd, als im Kriege sich gegen die Unbequemlichkeit ihres Klima, und zu den schwersten männlichen Arbeiten und Unternehmungen abhärteten. Ungeachtet die von den Alten sogenannten Celten in den verschiedensten Himmelsstrichen besser ausdauern, und sich an die Produkte der verschiedensten Zonen leichter gewöhnen, als alle übrigen Völker; so begnügten sie sich doch nie mit so schlechten Speisen, und konnten auch nie eine so ungeheure Menge von hitzigen Getränken zu sich nehmen: nie in Krankheiten solche Heilmittel brauchen: nie solche Grade von Schmerzen und Martern aushalten: nie sich von solchen Wunden erholen: nie solche Abwechslungen von Hitze und Kälte ertragen, als nur die Slaven und Morgenländer: wie viel weniger also, als die Neger und Amerikaner.

Je gefühlloser Völker sind, desto schärfer, sind in ihnen die Sinne des Gehörs, des Geruchs und des Gesichts, desto stumpfer die Sinne des Geschmacks und des Gefühls, und desto schwächer endlich derjenige Sinn, welchen brittische Weltweise bald den innern, bald den Schönheitssinn nannten,

1) VII. 403.
2) I. 218 u. f. S. Meine Vergleichung des ältern und neuern Rußlandes I. 209 u. f. S.
3) I. 198. Pelloutier.

und vermöge deſſen wir die Harmonie und Melodie von Tönen, ſo wie die Schönheit der Farben, der Formen und Ordnung ſichtbarer Körper wahrnehmen. Die auſſerordentliche Schärfe der Sinne, welche man an den Negern [1]), den Amerikanern [2]), den Völkern des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens [3]) beobachtet hat, iſt nicht, wie man lange glaubte, eine Wirkung von frühen und anhaltenden Uebungen, ſondern ein Geſchenk der Natur, indem faſt alle dieſe unvollkommneren Völker gröſſere Ohren und Naſenöffnungen, vorzüglich viel weitere Gehörgänge, Augenhöhlen und Naſenhöhlen haben, als die Europäer [4]). Die beynahe unglaublichen Proben der Sinnenſchärfe der Amerikaner, Neger u. ſ. w., ſo wie die Beweiſe des ihnen mangelnden Schönheitsſinnes habe ich ſchon anderswo weitläuftiger angeführt [5]): weßwegen ich hier blos folgende Data wiederhole. Ungeachtet die Amerikaner und Neger, vermöge ihres ſcharfen Geruchs die Fußſtapfen von Menſchen und Thieren auswittern oder verfolgen können, ſo ſind ſie doch gegen den ſcheußlichſten Geſtank von Sümpfen und Aeſern durchaus gefühllos. Wiederum ſind die Naſen der Amerikaner, die durch die eckelhafteſten Uebelgerüche nicht beleidigt werden, gegen die Eindrücke von Biſam und wohlriechenden Waſſern höchſt empfänglich. So ſcharf das Geſicht

1) Hiſtor. Gött. Mag. VI. 422 u. f. S.
2) ib. VII. 127 u. f. S.
3) ib. VII. 243. 287.
4) Von den Negern und Amerikanern, Sömmering l. c. S. 12. 14. 21. 22. 23. 24. 25. Auch die Affen haben ungewöhnlich groſſe Augen- und Ohren-Organe, ſo wie Naſenhöhlen. S. 63. Von den Neu-Holländern, Grant p. 116.
5) ll. cc.

der Amerikaner, der Neger, der südlichen Asiaten u. s. w. auch ist, so ist es doch nicht correct, und kann auch nie durch Uebung oder Unterricht correct gemacht werden. Wegen des gänzlichen Mangels von richtigem Blick oder von Augenmaaß lernen diese Völker nie richtig zeichnen, und nehmen nie weder die Harmonie von Farben, noch die Uebergänge oder Mischungen von Schatten und Licht wahr. Die Amerikaner und Neger machen unter schönen und traurigen Gegenden nicht allein keinen Unterschied, sondern ziehen, wenn sie die Wahl haben, die ödesten und unfruchtbarsten den schönsten und fruchtbarsten vor. Die Neger sind durchaus unfähig, eine gerade Linie zu ziehen, oder einen Eßtisch nach einer geraden Linie zu setzen; und diese Incorrectheit des Auges bleibt auch in den Creol-Negern, wie man durch unzählige Versuche gefunden hat. So wie viele Neger nicht einmal mit Hülfe der Richtschnur und des Senkbleys im Stande sind, nach einer geraden Linie zu arbeiten; so können selbst die Chinesen weder mathematische Instrumente, noch andere Arbeiten liefern, zu deren Verfertigung ein richtiges Auge erfordert wird. Alle großohrige und scharfhörige Völker stimmen darin zusammen, daß ihre musikalischen Instrumente höchst unvollkommen und meistens mißtönend sind: daß ihr Gesang nur aus wenigen Noten besteht und so gleichförmig ist, daß man kaum unterscheiden kann, ob er eine frohe oder traurige Gemüthsstimmung ausdrücke: daß sie wenige Sylben und Worte Stundenlang, ohne Ueberdruß wiederholen können, und daß die europäische Musik in ihnen nicht allein kein Vergnügen, sondern vielmehr widrige Impressionen erregt. Gerade diejenigen Völker, die gegen die Harmonie und Melodie von Tönen am

wenigſten empfänglich ſind, beſitzen von Natur die größte Tactfeſtigkeit. Wenn auch Hunderte von Negern und Amerikanern zuſammen ſingen oder ſpielen und tanzen, ſo wird der Tact ſowohl von Weibern und Kindern als von Männern auf das genaueſte beobachtet. — In eben dem Grade, in welchem die Morgenländer und Slaven überhaupt weniger empfindlich ſind, als die nicht-ſlaviſchen Völker Europens; in eben dem Grade ſind ſie auch weniger empfänglich gegen die Schönheiten der Natur und Kunſt, als dieſe [1]).

Nicht weniger ungünſtige Merkmahle als geringe Empfindlichkeit und Mangel des Schönheitsſinns ſind ein ſtarkes Wortgedächtniß, eine ungewöhnliche Gelehrigkeit für mechaniſche, ſelbſt für feine und ſchwere mechaniſche Arbeiten, Lebendigkeit und unauslöſchliche Dauer der Bilder ſichtbarer Gegenſtände, eine ſeltene Gabe der Nachäffung und eine unausweichliche Verſchmitztheit oder natürliche Fertigkeit im Stehlen und Betrügen, wenn dieſe Eigenſchaften mit einer übrigens matten Phantaſie, einem höchſt beſchränkten Sachengedächtniß und Verſtande, und einer gänzlichen Unfähigkeit zu Künſten und Wiſſenſchaften verknüpft ſind. Die Neger [2]), die Amerikaner [3]), die Bewohner des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens [4]), lernen wegen ihres ſtarken Wortgedächtniſſes fremde Sprachen ſehr leicht: freylich nie vollſtändig und richtig. Die größten Wunder des Wortgedächtniſſes bieten die blödeſten unter

1) Götting. hiſtor. Mag. VII. 426. 427. Vergleich. des ältern und neuern Rußlandes, I. 134. u. f. S.
2) Gött. hiſtor. Magazin VI. 427. u. f. S.
3) ib. VII. 128. u. f. S.
4) ib. VII. 244. u. f. S. 289. u. f. S.

dieſen Völkern, die Amerikaner, dar. Die europäiſchen Miſſionarien führten in Paraguay und anderen Gegenden des ſüdlichen Amerika's die Gewohnheit ein, daß die Angeſehenſten einer jeden Gemeine Sonntags die Predigten der Miſſionarien wiederholen mußten. Dieß ward den Neubekehrten ſo wenig ſchwer, daß ſie ſtundenlange Reden herſagten, ohne eine Periode oder nur ein Wort auszulaſſen: welches um deſto auffallender war, da die Amerikaner den größten Theil deſſen, was ſie den Miſſionarien nachpredigten, nicht einmal verſtanden hatten. Die ſcharfe Stimme, beſonders das ſcharfe Geſicht dieſer Völker verſchaft ihnen eben ſo klare als unauslöſchliche Bilder ſichtbarer Dinge. Wenn ſie eine Perſon nur einmal geſehen, eine Gegend nur einmal beſucht haben, ſo erkennen ſie die erſtere unfehlbar nach vielen Jahren unter hunderten wieder, und von der leztern können ſie nach einem eben ſo langen Zeitraum jeden Fußſteig, jeden Baum, jeden Hügel oder Berg auf das genaueſte angeben. Dieſelbigen Nationen lernen alle Handarbeiten, die kein richtiges oder Künſtlerauge erfordern, leichter, als die Europäer. Auch verfertigen ſie feine und ſchwierige Arbeiten, z. B. Näthereyen und Stickereyen, Laubwerk aus Gold und Silber u. ſ. w. mit ſo mangelhaften Inſtrumenten, womit die größten Künſtler unſers Erdtheils dergleichen nicht liefern könnten. Dieſer natürlichen Geſchicklichkeit entſpricht ihre Gabe der Nachäffung und die Schlauheit der Behendigkeit, womit ſie dem klügſten und erfahrenſten Europäer das Seinige entweder entwenden oder ihn ſonſt übervortheilen. Auf der andern Seite ſind dieſelbigen Nationen durchaus unfähig, die deutlichſten Vorſchriften für die leichteſten Arbeiten ſo zu faſſen und zu behalten, daß ſie nach

den-

denſelben arbeiten könnten. Sie ahmen insgeſammt die Muſter, welche man ihnen vorlegt, auf das genaueſte nach. Allein ohne Muſter artet alles, was man ihnen aufträgt, in Monſtra aus; und dieſe Unfähigkeit, ohne Muſter Kleidungsſtücke, Schuhe u. ſ. w. zu machen, iſt den Chineſen und den Hindus der niedrigſten Kaſten nicht weniger gemein, als den Amerikanern und Negern. Wenn man die Klarheit und die Dauerhaftigkeit der Bilder ſichtbarer Dinge ſammt dem Talent der Nachäffung ausnimmt, ſo iſt die Phantaſie derſelbigen Völker in einem beynahe unglaublichen Grade matt und unfruchtbar. Sie bekümmern ſich im Durchſchnitt eben ſo wenig um die Zukunft, als um das Vergangene. Ihre Gedichte ſind noch ärmer an Gedanken und Empfindungen, als an Worten; und dieſen Gedichten iſt ihr Geſang und Spiel ähnlich. So wenig ſie das Schöne in den Werken der Natur und Kunſt empfinden, ſo wenig ſind ſie im Stande, Werke der ſchönen Kunſt hervorzubringen. Faſt noch entſchiedener als die Beſchränktheit ihrer Phantaſie und ihre Unfähigkeit zu Künſten iſt die Beſchränktheit ihres Verſtandes und ihre Unfähigkeit zu Wiſſenſchaften. Sie erfanden nicht allein keine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und nahmen die Wiſſenſchaften der Europäer nicht allein nicht an, ſondern ſie eigneten ſich nicht einmal ſolche Gewerbe und Handwerke oder nützliche Künſte zu, auf deren Produkte ſie ſelbſt einen großen Werth ſetzen. Auch zeigten ſich in denſelbigen Völkern alle übrigen Merkmahle beſchränkter Menſchen: ein gänzliches Unvermögen, richtige allgemeine Begriffe zu bilden und dieſe zu Reihen von Schlüſſen zu verbinden: gänzlicher Mangel von Wißbegierde und Erfindungskraft: bald unüberwindlicher Starrſinn und Anhänglichkeit

an alten Meinungen und Gewohnheiten: bald kindiſche Leichtglaubigkeit, Unbeſtändigkeit und Unentſchloſſenheit. — Wenn die Morgenländer und Slaven auch höhere Geiſtesgaben beſitzen, als die bisher erwähnten Völker, ſo kommen ſie doch den nichtſlaviſchen Nationen Europens bey weitem nicht gleich: ein Factum, welches Niemand abläugnen wird, welcher den Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften, der Handwerke, Fabriken und Manufacturen, der Sprachen und der ſchriftſtelleriſchen Arbeiten unter den einen und den anderen ſorgfältig verglichen hat, oder vergleichen will [1]).

Nach den bisherigen Unterſuchungen wird keiner meiner Leſer daran zweifeln, daß nicht blos das Empfindungsvermögen überhaupt und die äußeren Sinne insbeſondere, ſondern auch die Anlagen des Geiſtes in verſchiedenen Völkern eben ſo verſchieden ſind, als in den verſchiedenen Individuen irgend eines einzelnen Volks. Nicht weniger ausgemacht iſt es, daß alle äußere Werkzeuge der Sprache, Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen und Naſe in verſchiedenen Völkern auf eine höchſt verſchiedene Art gebildet ſind [2]). Ungeachtet man die Luftröhre, die Luftröhrenſpalte und die Bänder oder Häute, welche durch die Luftröhrenſpalte getheilt werden, noch nicht ſo genau unterſucht hat, als die äußeren Organen der Sprache, ſo darf man doch annehmen, daß dieſe inneren

1) Göttinq. hiſtor. Magaz. VII. 426. u. f. S. Meine Vergleich. des ältern und neuern Rußlandes, I. 164. u. f. S.

2) Man ſ. die trefflichen Bemerkungen des Herrn D. Lichtenſtein über die Verſchiedenheiten der Sprachorgane der Hottentotten und Europäer in dem allgemeinen Archiv für Ethnographie, I. B. S. 272. Weimar 1808.

Werkzeuge in verschiedenen Völkern nicht weniger von einander abweichen, als die äußeren. Da nun alle Kräfte und Theile, wodurch der Mensch allein von den übrigen Thieren zur Sprache fähig gemacht wird, in allen Völkern verschieden waren und noch sind; so mußten nothwendig die menschlichen Sprachen in gleichen Graden verschieden werden. Die Erfahrung und Geschichte bestätigen diesen Schluß nicht blos, sondern zeigen uns sogar eine unendlich größere Verschiedenheit menschlicher Sprachen, als wir nach unserer Kenntniß der Organen und Kräfte der verschiedenen Völker hätten vermuthen können.

Je thierartiger Völker sind, desto weniger sind ihre Sprachen artikulirt und desto mehr gleichen diese entweder einem thierischen Geheule oder Gebelle, oder einem Gesange und Gekrächze, oder einem Gezische und Geknarre, oder sie enthalten wenigstens solche Zungenschläge oder Aspirationen oder Zurückziehungen des Athems [1]), in welchen man weder Selbstlauter noch Mitlauter zu unterscheiden im Stande ist: welche die biegsamsten und vollkommensten Organe der geistvollsten und gebildetsten Völker nicht erreichen, und welche diese eben so wenig durch alphabetische Zeichen ausdrücken können. Von den Waldnegern und den Buschmännern sowohl in Afrika als in Neu-Holland kann man mit Zuversicht behaupten, daß ihre Laute mehr inartikulirt als artikulirt sind. Ueberhaupt aber kann man von den Sprachen aller ursprünglich dunkelfarbigen und häßlichen Völker sagen, daß sie mehr oder weniger, bald mit Aspira-

1) Man s. bes. die kurz vorher angeführten Nachrichten des Hrn. D. Lichtenstein über die Eigenthümlichkeiten der Sprache der Hottentotten, l. c. S. 270–274.

tionen oder Accentuationen, bald mit ziſchenden oder knarrenden, oder ſchmatzenden Lauten angefüllt ſind, welche Europäer ſelten oder niemals nachzuſprechen, wenigſtens niemals durch alphabetiſche Zeichen auszudrücken vermögen [1]). Eben die Völker, deren Sprachen entweder aus Thiergeſchrey's oder aus unausſprechlichen und unſchreibbaren Lauten beſtehen, ſind es, unter welchen man faſt keine Spur der drey Sprachen entdeckt, welche man in neueren Zeiten natürliche oder Naturſprachen genannt hat, weil die Natur dadurch in den vollkommneren Menſchen, ohne ihr Zuthun und ſelbſt wider ihren Willen angenehme und unangenehme Empfindungen und andere Gemüthsbewegungen ausdrückt.

Je weniger artikulirt die Sprachen von Völkern ſind, deſto weniger können dieſe wegen der Unvollkommenheit ihrer Organe die Selbſtlauter und Mitlauter der wahrhaft menſchlichen Sprachen erreichen. Wer würde es ohne ein ſolches Zeugniß, als das des v. Charlevoix iſt, glauben, daß die Huronen gar

1) Gött. hiſtor. Mag. VII. 421. Du Halde ſagt von der chineſiſchen Sprache, II. 275. Pour la prononciation, elle est très-difficile, non seulement à cause des accents, qui ne s'apprennent, que par l'usage; mais bien plus, parce qu'il ya plusieurs mots, que nous ne pouvons ni prononcer, ni écrire. Les dents des Chinois sont disposées autrement, que les nôtres: le rang d'en haut, par exemple, sort, et avance presque à tous en dehors, et le rang d'en bas rentre, et se retire en dedans: au lieu, que les dents des Européens se choquent toutes par l'extrémité, celles des Chinois tombent quelquefois sur la lèvre inférieure, ou du moins sur les gencives, et ne se rencontrent presque jamais assez justes. Ueber die Sprache der Siameſen, Loubère, II. 74. 77.

keine Labial-Wörter und Labial-Buchstaben hervorbringen können [1])? Andere nordamerikanische Wilde sind nicht im Stande, die Buchstaben J, T, Gn und Ks auszusprechen [2])! In der californischen Sprache fehlen die Buchstaben D, F, G, L, R, Z und S [3]): in der brasilischen F, L, S, Z, R, und selbst in der chinesischen A, B, D, D, R, E und Z. [4]).

Die ursprüngliche Verschiedenheit der menschlichen Sprachen offenbart sich ferner dadurch, daß in den Wörtern derselben Selbstlauter und Mitlauter auf eine höchst ungleiche Art gemischt sind: wodurch die einen weich oder weichlich, die andern hart oder übermäßig hart werden. Die Weichheit und Härte von Sprachen hangen gar nicht von der Milde und Rauheit des Klima's ab, wie manche Schriftsteller vermutheten, indem sich sehr sanfte Sprachen in kalten und die härtesten hingegen in den heissesten Gegenden finden. Die Sprachen der Algonkins im nördlichen Amerika [5]), der Naudowessirs an dem westlichen Ufer des Missisippi [6]), besonders die der Mandschuren [7]) sind sehr sanft. Hingegen die Wilden in Popajan reden so sehr aus der Kehle, daß man schon sehr an ihre Sprache gewöhnt seyn muß, wenn man in den Wörtern Consonanten und Vokalen unterscheiden will [8]). Gowohl Condamine [9])

1) Charleroix Journal, p. 196.
2) Adair, p. 68.
3) Begert, S. 179.
4) Le Comte, I. 395.
5) Charleroix, l. c. p. 196.
6) Corves, p. 416.
7) Georgi's Beschr. S. 310.
8) Coreal, II. 116.
9) p. 67.

als Quentilla [1]) konnten in der Sprache der Yameos am Oronoko nur kaum eine Spur von Vokalen entdecken. Die Sprachen der Peruaner und der Bewohner der Erdenge Darien's ſind eben ſo voll von harten Gutturalen, als die der Feuerländer [2]). Die Sprachen der Süd-See-Inſeln weichen nicht weniger von einander ab, als die Farbe, Körperbildung und Gemüthsart der Menſchen, von welchen dieſe Eylande bewohnt werden. Am härteſten iſt die Sprache der Malikoleſen, in deren Wörtern die Conſonanten R, S und Ch häufig vorkommen [3]): am weichſten die der Otahaiter, in welcher nicht blos alle Wörter, ſondern eine jede Sylbe eines jeden Worts ſich in einen Selbſtlauter endigt und ziſchende Conſonanten gänzlich unbekannt ſind [4]). Faſt eben ſo weichlich als die otahaitiſche ſind die Sprachen der meiſten Neger in Afrika. Beſonders kennen die Neger in Loango und Kakongo kein aſpirirtes H, kein R oder X oder Ch. Ihre meiſten Wörter gehen in Selbſtlauter aus, und enthalten häufig die von den Franzoſen ſo genannten syllabes mouillées [5]).

Ein anderer Beweis der urſprünglichen Verſchiedenheit menſchlicher Sprachen iſt die außerordentliche Ungleichheit der Kürze oder Länge von Wörtern. In dieſer Rückſicht ſind die amerikaniſchen Sprachen und dann die des öſtlichen und ſüdlichen Aſiens einander am meiſten entgegengeſetzt. Die lezteren beſtehen faſt ganz aus einſylbigen Wörtern, oder wenn

1) II. 67.
2) Zorate, I. p. 12. Water, p. 281. 82. Forſter, II. 500.
3) Forſter, II. 206.
4) Forſters Beobacht. S. 348.
5) Projart, I. 153.

auch die Wörter zwey Sylben enthalten, ſo ſpricht man ſie oft ſo kurz aus, daß man nicht mehr als Eine Sylbe hört [1]). Hingegen die Wilden im nördlichen ſowohl als im ſüdlichen Amerika haben nicht blos Wörter von fünf bis zehn Sylben, ſondern ziehen ſehr oft mehrere Wörter auf eine ſolche Art zuſammen, daß ſie ein einziges ungeheures Wort von zwanzig Sylben bilden [2]). Es iſt merkwürdig, daß die Chineſen bisweilen ihre einſylbigen Worte durch Accentuation ſo ſehr verlängern, daß ſie den längſten amerikaniſchen Wörtern gleich kommen [3]).

Die menſchlichen Sprachen unterſcheiden ſich ferner durch die ſehr ungleiche Zahl von Redetheilen, aus welchen ſie beſtehen: durch die kleinere oder größere Zahl von Wörtern, welche ſie enthalten, durch die Beſchaffenheit ihrer allgemeinen Ausdrücke und durch die abweichenden Geſetze, nach welchen Wörter auf einander folgen, oder ſich gegenſeitig abändern.

Die einzigen Redetheile, die in keiner, auch nicht der unvollkommenſten menſchlichen Sprache fehlen, ſind Nomina und Verba [4]). Selbſt dieſe aber ſind in verſchiedenen Sprachen unſäglich verſchieden. In den meiſten, beſonders roheren Sprachen, haben die Nomina keine Caſus, Genera und Numeros:

1) Georgi Alph. Thib. p. 587. Le Comte, I. 298. Loubère, I. 24.

2) Voy. au Nord V. p. 303. Adair, p. 68. Cranz S. 277. Condamine, p. 67. Dobrizhofer, II. 165. et sq. p.

3) I. 305. Le Comte. Ils allongent quelquefois leurs paroles d'une manière insupportable; et quoiqu'elles soient chacune d'une seule syllabe, à force de les étendre, ils en font des mots infinis, et semblables à des phrases entières.

4) Gött. histor. Mag. III. 428. u. f. S.

die Verba keine Numeros, Tempora und Modos, ſondern die einen und die anderen werden entweder durch die Stellung von Wörtern oder durch Flickwörter verſetzt. Auch in den Sprachen, wo die Nomina, Caſus, Genera und Numeros, die Verba, Numeros, Tempora und Modos haben, weichen die einen und die anderen ſehr weit von einander ab.

Adverbia mangeln in mehreren Sprachen, namentlich in der chineſiſchen gänzlich, und wenn Adjectiva nicht ganz fehlen, ſo ſind ſie doch in manchen Sprachen in ſehr kleiner Zahl vorhanden, indem man ſie bald durch Gerundia, bald durch Subſtantiva erſetzt [1]). Sogar die Chineſen brauchen dieſelbigen Wörter bald als Subſtantiva, bald als Adjectiva und bald als Verba.

Unter allen Beſtandtheilen menſchlicher Sprachen mangeln keine in ſo vielen Sprachen, als die Artikel und dann die Conjunctionen [2]). Die Präpoſitionen werden unter vielen Völkern durch Präfixa oder Suffixa erſetzt [3]). Wenn auch die Pronomina ſeltener fehlen als die Präpoſitionen, ſo finden ſie ſich doch in den wenigſten Sprachen in hinreichender Zahl. Die wenigen, welche man hat, müſſen die fehlenden erſetzen; woraus nothwendig Dunkelheit und Verwirrung entſtehen [4]).

Je unvollſtändiger und mangelhafter die Redetheile von Sprachen ſind, deſto ärmer ſind ſie im Durchſchnitt an Wörtern überhaupt. Die Sprachen der amerikaniſchen Wilden haben nicht allein keine Ausdrücke für die allgemeineren Begriffe beſonders

1) l. c. 428. 435 S.
2) l. c. 436. 441 S.
3) l. c. S. 440.
4) S. 437.

von unsichtbaren Dingen, sondern auch für sehr viele Gegenstände, Eigenschaften und Veränderungen, von welchen man nicht glauben sollte, daß sie in irgend einer menschlichen Sprache unbezeichnet seyn könnten [1]). Die Kalifornier zum Beyspiel haben gar keine Wörter für die Begriffe von Leben und Tod, von Wetter, Zeit, Kälte, Hitze, Regen, Verstand, Wille, Gedächtniß, Erlaubniß, Ehre, Ehrbarkeit, Trost, Friede, Streit, Glied, Freude, Gemüth, Freund, Freundschaft, Wahrheit, Schaamhaftigkeit, Feindschaft, Glaube, Liebe, Hoffnung, Verlangen, Begierde, Haß, Zorn, Dankbarkeit, Geduld, Sanftmuth, Neid, Fleiß, Tugend, Laster, Schönheit, Gestalt, Krankheit, Gefahr, Furcht, Gelegenheit, Sache, Strafe, Zweifel, Knecht, Herr, Urtheil, Argwohn, Glück, glückselig, verständig, ehrbar, klug, mäßig, fromm, gehorsam, arm, reich, jung, alt, angenehm, halb, geschwind, tief, wund, danken, sorgen, strafen, schweigen, klagen, arbeiten, verfolgen, beleidigen, trösten, leben, und unzählige andere. Selbst die Sprache der Chinesen enthält nicht mehr, als ungefähr dreyhundert und dreyßig, meistens einsylbige Wörter [2]). Die Chinesen verfünffachen diese kleine Zahl von Wörtern, zuerst dadurch, daß sie ein jedes derselben mit einem fünffach verschiedenen Ton oder Accentuation aussprechen, wo denn dasselbige Wort mit jeder Veränderung des Tons eine andere Bedeutung erhält. Wenn man z. B. das Wort Tchá so ausspricht, daß man das á in die Länge zieht, und zugleich die Stimme erhebt, so bedeutet es Herr oder Meister. Spricht man es mit einem gleichförmigen Ton aus, so be-

1) l. c. S. 424. 425.
2) Le Comte I. 298 et sq. p. Du Halde II. 269.

deutet es Schwein. Schnell ausgesprochen heißt es Kühe, mit einer starken hingegen und zuletzt sinkenden Stimme, Säule. Das einsylbige Wort Po erhält nach den verschiedenen Accentuationen, womit man dasselbe vorbringt, eilf verschiedene Bedeutungen. Es bedeutet nämlich Glas, kochen, Reis säubern, weise oder freygebig, vorbereiten, alte Frau, brechen oder theilen, schief oder sich neigend, wenig, wässern, Sclav oder Gefangener.

Die Chineſen verdoppeln ferner die durch verschiedene Accentuationen schon verfünffachten Wörter ihrer Sprache dadurch, daß sie dieselbigen bald mit, bald ohne eine merkliche Aspiration aussprechen, und demselbigen Worte eine andere Bedeutung geben, je nachdem es mit oder ohne Aspiration vorgebracht wird. Du Halde hatte gewiß die Aspirationen im Sinne, wenn er sagte, daß das Wörtchen Po durch die verschiedenen Arten, wie es ausgesprochen werde, eilf, und mehr, verschiedene Bedeutungen erhalte.

Das dritte Mittel, wodurch die Chineſen die Bedeutungen der wenigen Worte ihrer Sprache vermehren, besteht in der Verbindung einfacher Wörter mit andern Wörtern [1]). Mu z. B. für sich allein bedeutet einen Baum oder Holz. So bald es aber mit anderen zusammengesetzt wird, erhält es eine Menge anderer Bedeutungen. Mu Leao bedeutet Zimmerholz: Mu Lan, hölzerne Gitter: Mu Hia, ein Kästchen: Mu siang, einen Schrank: Mu Tsiang, einen Zimmermann: Mu nul, einen Erdschwamm: Mu nú, eine kleine Art von Orangen: Mu sing, den Planeten Jupiter: Mu Mien, Baumwolle u. s. w.

1) Du Halde II. 269. D'ailleurs le même mot quand on lui joint d'autres mots différens, signifie une infinité de choses différentes.

Zu den merkwürdigſten und zugleich den am wenigſten bemerkten urſprünglichen Unterſchieden der menſchlichen Sprachen gehört dieſer, daß die Hauptwörter aller dunkelfarbigen und häßlichen Völker niemals ganze Arten und Gattungen von Dingen oder von Eigenſchaften der Dinge; und ihre Zeitwörter nie ein Seyn, oder Handeln, oder Leiden überhaupt bezeichnen, weil dieſe Völker wegen der Schwäche ihres Abſtractions-Vermögens nicht im Stande waren, richtige allgemeine Begriffe zu bilden [2]). Die Hauptwörter drücken beſtändig gewiße zufällige Beſchaffenheiten aus, die nicht allen Dingen einer Art zukommen; und die Zeitwörter gewiße Zufälligkeiten, die nicht immer mit einem Handeln oder Leiden verbunden ſind. Die Californier haben keine Worte für Vater, Mutter und Bruder, für Kopf, Stirn und Naſe. Die Worte, welche Vater, Mutter u. ſ. w. bezeichnen, drücken zugleich mein oder dein, oder unſer u. ſ. w. Vater, Mutter u. ſ. w. aus. Die Abiponen ſind nicht im Stande, Wunde überhaupt anzudeuten. Sie belegen eine Wunde mit ganz verſchiedenen Ausdrücken, je nachdem ſie entweder durch die Zähne von Menſchen und Thiere, oder durch Meſſer und Schwert, oder durch Lanze und Pfeil beygebracht worden. Den Lappen mangelt es durchaus an einem allgemeinen Ausdruck für Rennthier. Dagegen haben ſie eine Menge von Wörtern, wodurch Rennthiere von einem gewißen Alter oder Geſchlecht, oder von einem gewißen Gebrauch bezeichnet werden. Auf dieſelbige Art verhält es ſich mit den Zeitwörtern. Die Huronen haben kein Wort für Eſſen über-

2) Gött. hiſt. Mag. III. 426 — 428. Meine Unterſuchung über die Denkkräfte und Willenskräfte des Menſchen. I. 188 u. f. S.

haupt. Sie benennen das Essen mit eben so verschiedenen Wörtern, als es genießbare Dinge gibt. Sie bezeichnen das Sehen ganz anders, je nachdem das gesehene Object entweder lebendig oder nicht lebendig u. s. w. ist. Die Grönländer drücken das Fischen und die Mongolen das Machen durch ganz verschiedene Wörter aus, je nachdem die Fische, die gefangen, und die Gegenstände, welche gemacht werden, sich abändern. In keinem andern Falle ist es so unläugbar, als in dem gegenwärtigen, wie sehr die Beschaffenheit menschlicher Sprachen von den geistigen Anlagen der Menschen abhängt, und wie nothwendig die Verschiedenheit dieser Anlagen auch Verschiedenheit von Sprachen hervorbringen mußte.

Der letzte ursprüngliche Unterschied menschlicher Sprachen zeigt sich in der großen Verschiedenheit der Gesetze, nach welchen die verschiedenen Redetheile sich gegenseitig abändern und mit einander verbunden werden [1]). In dieser Rücksicht waren die noch nicht gebildeten Sprachen der europäischen Völker den Sprachen der unvollkommneren Nationen gerade entgegengesetzt. Die griechische Sprache war vor ihrer höchsten Kultur ungebundener, als nach ihrer Ausbildung; denn die ältesten Dithyramben-Dichter erlaubten sich Wort-Versetzungen, welche man in späteren Zeiten nicht mehr wagen durfte. In deutschen Uebersetzungen alter Schriftsteller aus dem siebenten Jahrhundert und in dem sogenannten codex argenteus folgen die deutschen Wörter in eben der Ordnung auf einander, wie die Wörter in den übersetzten Urschriften: welches unwidersprechlich beweist, daß die Syntax der ältern Zeit viel freyer war, als unsere heutige

1) Gött. histor. Mag. VII. 441. 42.

Syntax iſt. In den Sprachen der dunkelfarbigen und häßlichen Völker, ſelbſt der Chineſen und anderer ſüdlichen Aſiaten finden gar keine Inverſionen ſtatt, weil jede Wortverſetzung den Sinn der Rede gänzlich verändern würde.

So nothwendig es war, daß die urſprüngliche Verſchiedenheit ſowohl der Organen, als der Geiſteskräfte von Völkern von Anbeginn an eine gleiche Verſchiedenheit menſchlicher Sprachen hervorbrachte; eben ſo nothwendig war es, daß die urſprüngliche Aehnlichkeit von beyden auf der andern Seite entſprechende Zuſammenſtimmungen der Sprachen der verſchiedenſten Völker erzeugte. Die menſchlichen Sprachen ſind ſich bey aller ihrer Verſchiedenheit darin ähnlich, daß ſie dieſelbigen weſentlichen Redetheile mit einander gemein haben: daß ſie handelnde und leidende Gegenſtände durch Hauptwörter, die Beſchaffenheiten derſelben durch Beywörter, und ein gewißes Seyn, Handeln und Leiden durch Zeitwörter ausdrücken. Wenn ſie auch nicht die Zahl, das Geſchlecht, und die Beziehung der handelnden und leidenden Gegenſtände durch Numeros, Genera und Caſus, oder die Zahl und Gemüthſtimmung der redenden Perſonen, ſo wie die Zeiten des Handelns und Leidens in ihren Verhis andeuten; ſo erſetzen ſie die einen und die anderen entweder durch die Stellung von Wörtern oder durch Flickwörter. Die meiſten menſchlichen Sprachen haben gleichfalls Adverbia, Pronomina und Präpoſitionen; und diejenigen, denen dieſe Redetheile mangeln, ergänzen ſolche Lücken entweder durch den Gebrauch von Subſtantiven und Adjectiven, oder durch neue Subſtantiva, oder durch Präfixa und Suffixa. Auch gibt es keine menſchliche Sprache ohne gewiße Geſetze, nach welchen die

verſchiedenen Redetheile mit einander verbunden werden, und ſich einander modificiren.

Alle, auch die verſchiedenſten menſchlichen Sprachen ſtimmen ferner darin überein, daß die Urheber zuerſt tönende Gegenſtände durch die Nachahmungen ihrer eigenthümlichen Töne bezeichneten, und daß daher ihre erſten oder ſogenannten Wurzelwörter insgeſammt aus Onomatopoieticis beſtanden. Freylich gaben dieſelbigen Gegenſtände nicht immer dieſelbigen Töne von ſich. Verſchiedene Völker hörten dieſelbigen Töne wegen der Verſchiedenheit ihrer Gehörorgane nicht auf dieſelbige Art, und konnten ſie wegen der Verſchiedenheit ihrer Sprachwerkzeuge nicht auf gleiche Art nachahmen. Hieraus kann man begreifen, warum die Onomatopoietica in den menſchlichen Sprachen ſo ſehr von einander abweichen. Nichts deſto weniger iſt es unläugbar, daß in den Nachahmungen derſelbigen Töne, und in den Bezeichnungen derſelbigen tönenden Gegenſtände ſelbſt unter den verſchiedenſten Völkern eine gewiße Aehnlichkeit entſtehn und daß dieſe Aehnlichkeit um deſto größer werden mußte, je ähnlicher die Gehör- und Sprachorganen von Völkern waren.

Nach demſelbigen Geſetze oder derſelbigen geheimen Anleitung der Natur, nach welcher die erſten Menſchen tönende Gegenſtände durch die Nachahmungen ihrer Töne ausdrückten, bezeichneten ſie die verſchiedenen Sprach-Werkzeuge mit Wörtern, in welchen einer oder mehrere derjenigen eigenthümlichen Mitlauter vorkommen, die durch jedes Organ hervorgebracht werden; und mit Recht alſo nannten große Sprachforſcher die Namen der Sprach-Werkzeuge in eben der Bedeutung natürlich, in welchem es die Onomatopoietica ſind [1]). Das heißt, ſolche

1) De Brosses I. §. 77.

Wörter, auf welche der Menſch durch die allgemeinen Anlagen ſeiner Natur hingeführt wurde. Es iſt wahr, daß nicht alle Völker durch dieſelbigen Organen dieſelbigen Buchſtaben hervorbringen können: daß faſt alle Organe mehrere Mitlauter hervorbringen, und daß man unter dieſem Volke dieſen, unter einem andern Volk, einen andern Mitlauter zur Bezeichnung deſſelbigen Organs wählen konnte: daß endlich die gewählten charakteriſtiſchen Buchſtaben unter verſchiedenen Völkern auf verſchiedene Arten zu ganzen Wörtern ergänzt werden mußten. Meine Abſicht iſt aber nicht zu beweiſen, daß, wenn auch alle Sprach-Erfinder der geheimen Leitung der Natur in der Bildung der Sprache folgten, daraus eine größere oder geringere Aehnlichkeit der Bezeichnungen mancher Dinge entſtehen konnte [1].

1) Zu den natürlichen Wörtern rechnete de Broſſes I. §. 73. — auch die beyden Labial-Wörter, Mama und Papa, wodurch in den verſchiedenſten Sprachen Vater und Mutter angedeutet werden. Da dieſe Wörter unter einer großen Menge von Völkern die reinſten und leichteſten ſind, welche Kinder ausſprechen können; ſo iſt es begreiflich, daß man ſie in ſehr vielen Sprachen antrifft. Allein ich trage doch Bedenken, ſie deswegen zu den natürlichen Wörtern zu rechnen. Erſtlich fehlen dieſe Wörter in ſehr vielen ſlaviſchen und Südſee-Sprachen gänzlich, wie die Einſicht der Sprach-Tabellen beym Spangenberg und Cook lehrt. Zweytens hätten nach dem Geſetze der Onomatopoie eher die Kinder, als die Eltern mit einem der beyden angeführten Labial-Wörter belegt werden ſollen. Drittens ſcheint nicht der geringſte natürliche Grund vorhanden zu ſeyn, warum Vater und Mutter mit den Wörtern bezeichnet wurden, die ſich in den europäiſchen Sprachen finden. Auch gibt es in der That Sprachen, unter anderen die Malayiſche — Dampier

Nationen mögen so sehr von einander verschieden seyn, als sie wollen; so gleichen sie doch mehr oder weniger, wie schon die Alten bemerkten, musikalischen Instrumenten, an welchen keine Saite berührt werden kann, ohne daß nicht die übrigen nachtönten oder mittönten [1]). Vermöge des natürlichen Zusammenhanges oder vielmehr Zusammenstimmens der Nerven wurde das Ohr der ersten Sprachbildner so gut, als das unsrige, von allen angenehmen und unangenehmen Gegenständen, welche auf die übrigen Sinne wirkten, auf eine ähnliche Art gerührt, als wenn angenehme oder unangenehme Töne die Gehörnerven unmittelbar getroffen hätten; und den Gehörnerven stimmten sich wiederum die Nerven der Sprach-Organe gleich. Eine nothwendige Folge dieser Organisation war, daß man unter allen Völkern und in allen Sprachen nicht blos Objecte, welche das Ohr angenehm oder unangenehm rührten, sondern alle angenehme und unangenehme Gegenstände überhaupt mit entsprechenden Tönen bezeichnete: die angenehmen mit sanften, die unangenehmen mit rauhen Wörtern. Auch bey dieser in der Natur gegründeten Bezeichnung angenehmer und unangenehmer Gegenstände mußten nothwendig beträchtliche Verschiedenheiten oder Gegensätze in den Benennungen einzelner

II. 230. in welcher der Vater mit dem Worte, das in Europa die Mutter, und die Mutter mit dem Worte, das den Vater bezeichnet, benennt werden.

1) Cicer. de Orat. III. c. 57. Omnis enim motus animi suum quendam a natura habet vultum, et sonum, et gestum: totumque corpus hominis, et ejus omnis vultus, omnesque voces, ut neryi in fidibus, ita sonant, ut e motu omnis quoque sunt pulsue.

gelner Dinge entstehen. Dieselbige Objekte wirken nicht auf die Sinne aller Völker auf eine gleichförmige Art, sondern erregen in den einen Vergnügen, in den anderen Unlust, und noch in anderen weder das eine, noch die andere. Bey so abweichenden Impressionen derselbigen Dinge mußten die Benennungen derselben eben so verschieden werden. Hiezu kam noch, daß die Organen verschiedener Völker nicht alle in gleichem Grade fähig waren, die Töne oder Wörter den Eindrücken der Dinge angemessen zu machen. Töne oder Wörter, die dem einen Volke lieblich klangen, schienen dem andern rauh oder unlieblich, und umgekehrt.

Nach eben dem Gesetze, nach welchem man in allen Sprachen angenehme Gegenstände mit sanften, unangenehme mit rauhen Tönen ausdrückte, bestrebte man sich auch, die übrigen Beschaffenheiten der Dinge durch Wörter anzudeuten, die mit denselben eine natürliche Aehnlichkeit hatten. Es war also nicht Zufall, sondern eine geheime Anleitung der Natur, daß in allen, wenigstens den bekanntesten Sprachen, die Benennungen platter Gegenstände ein oder mehrere L: die von zischenden ein S oder Z: die von rauhen oder kraftvollen eine oder mehrere R: die von fließenden F L: die von beständigen oder feststehenden, S T: die von hohlen oder lockeren S: die von hauchenden oder wallenden A oder Ah enthielten [1]). Es

1) De Brosses I. §. 80. Leibnitz in den Misc. Berolin. I. p. 2. Oeuvres posthumes p. 240. 241. Ich führe blos aus der letzten Stelle folgende Worte an: Il semble, que par un instinct naturel les anciens Germains, Celtes, et autres peuples, apparentés avec eux, ont employé la lettre R pour signifier un mouvement violent, et un bruit tel, que celui de cette lettre. Cela paroit dans rinnen, ruren, rutis, le Rhin, Rhône, Roer, Rhe-

ist unläugbar, daß die angeführten Selbstlauter und Mitlauter wegen ihrer Aehnlichkeit oder Verwandtschaft mit den auszudrückenden Gegenständen gewählt wurden, und daß das allgemeine Bestreben, Töne und Wörter der Natur von Dingen anzupassen, mancherley Uebereinstimmungen in die Sprachen der verschiedensten Völker bringen mußte.

Völker mochten endlich von einander so verschieden seyn, als sie wollten; so fingen sie alle früh an, ihre Wurzelwörter mit geringen Abänderungen auf ähnliche nicht-tönende Gegenstände, und dann die

nus, Rhadanus, Eridanus, Rura, rauben, Radt, radere, rauschen, recken etc. On remarque aussi ce bruit, et mouvement violent dans riss, (rupture) avec quoi le latin rumpo, le grec ῥαγνυμι, le françois arrcher, l'italien Straccio ont de la connexion. Or comme la lettre R signifie naturellement un mouvement violent, la lettre L. en designe un plus doux. Aussi voyons nous, que les enfans et autres, à qui l'R. est trop dur, et trop difficile à prononcer y mettent la lettre L à la place, comme disant par exemple mon levelend pêle. Ce movement doux paroît dans leben, laben, lind, lenis, lentus. lieben, labi, laub, etc. — A première lettre suivie d'une petite aspiration fait Ah, et comme c'est une emission de l'air, qui fait un son assez clair au commencement, et puis évanouissant, ce son signifie naturellement un petit souffle, lorsque A et H ne sont guères forts. C'est de quoi ἀω, aer, aura, hauch, halure, haleine, ατμος, athem, adem ont en leur origine. Mais comme l'eau est un fluide aussi, et fait du bruit, il en est venu, ce semble, qu'Ah, rendu plus grossier par le redoublement, c'est-à-dire aha, ou ahha, a été pris pour l'eau. Les Teutons, et autres Celtes, pour mieux marquer le mouvement, y ont préposé leur W à l'un et à l'autre; c'est pourquoi wehen, wind, vent, marquent le mouvement de l'air, et waten, nadum, water le mouvement de l'eau ou dans l'eau.

Benennungen ſichtbarer Dinge überhaupt auf ähnliche unſichtbare überzutragen [1]). Je ähnlicher die Wurzelwörter von Sprachen, und je auffallender die Verwandtſchaften erſt der tönenden und nicht-tönenden körperlichen Gegenſtände, dann der ſichtbaren und unſichtbaren Dinge waren; deſto häufiger mußten ſelbſt die abgeleiteten Wörter verſchiedener Sprachen zuſammenſtimmend werden.

Wenn man ſowohl die Gründe der Verſchiedenheit, als die der Aehnlichkeit menſchlicher Sprachen mit der Organiſation oder dem Zuſtande der älteren und neueren bekannten Sprachen zuſammenhält; ſo wundert man ſich viel weniger darüber, daß die Sprachen verſchiedener Völker manche Aehnlichkeiten mit einander gemein haben, als daß die Sprachen der am nächſten verwandten Völker ſo oft gänzlich von einander verſchieden ſind.

Es gibt unläugbar natürliche Verwandſchaften oder Stämme, und Familien von Sprachen, wie von Völkern. Auch entſprechen im Ganzen die Stämme und Familien von Sprachen den Stämmen und Familien der Nationen, welche ſie reden. Man kann daher im Allgemeinen behaupten, daß Sprachen einander um deſto ähnlicher ſind, je mehr die Naturen von Völkern mit einander übereinſtimmen. Es iſt unter den größten Sprachforſchern lange anerkannt, daß die Sprachen der alten nicht-ſlaviſchen Völker Europens einander nahe verwandt waren: daß aber doch die germaniſchen Mundarten viel weniger von einander abwichen, als dieſe ſich von den Dialekten der eigentlichen Celtiſchen, der Liguriſchen, Illyri-

1) Viele Beyſpiele führen de Brosses II. 194. 241. et sq. p. und Leibnitz Oeuvres posthumes p. 239. 240. an.

schen, Griechischen, Thracischen u. s. w. Sprachen unterschieden. Die Aehnlichkeiten der alt-europäischen Sprachen sind allein aus der Aehnlichkeit der Naturen oder der körperlichen und geistigen Anlagen der Völker, welche sie redeten, erklärbar, ohne daß man nöthig hat, anzunehmen, daß die Völker oder Sprachen von einander abstammten oder eines gemeinschaftlichen Ursprungs waren. Keiner sah dieses besser ein, als Leibnitz [1]; und doch fiel dieser große Gelehrte in den gemeinen Wahn zurück, daß alle alt-europäische Sprachen Töchter einer gemeinschaftlichen Mutter, und wahrscheinlich in Asien entsprungen seyen [2]. Nach dem Urtheil aller berühm-

1) Oeuvres posthumes p. 239. Mais supposé, que nos langues soient derivatives, quant au fond elles ont néanmoins quelque chose de primitif en elles mêmes, qui leur est survenu par rapport à des mots radicaux, et nouveaux radicaux, formez depuis chez elles par hazard, mais sur des raisons physiques. Ceux, qui signifient les animaux, ou en sont venus, en donnent des exemples. Tel est par exemple le latin coaxare, attribué aux grénouilles, qui a du rapport au conaquen, ou quaken en Allemand etc.

2) l. c. p. 238. or la langue ou le dialecte de ces anciens Gots est très différent du Germanique moderne, quoiqu'il y ait le même fonds de langue. L'ancien Gaulois en étoit encore plus différent à en juger par la langue plus approchante de la vraye Gauloise, qui est celle du pays de Gales, de Cornvaille, et le Bas-Breton; mais le Hibernois en différe encore d'avantage, et nous fait voir les traces d'un langage Britannique, Gaulois et Germanique, encore plus antique. Cependant ces langues viennent toutes d'une source, et peuvent être prises pour des altérations d'une même langue, qu'on pourroit appeller la Celtique. Aussi les Anciens appelloient-ils Celtes tant les Ger-

ten Sprachforscher waren selbst die verschiedensten Sprachen der nicht-slavischen Völker Europens nie einander mehr ähnlich, als sie mit den slavischen oder sarmatischen Mundarten zusammen stimmten; und doch enthalten auch diese viele dem Germanischen verwandte Wörter [1]). Wenn, wie es scheint, die Mundarten der slavischen Völker von jeher weniger von einander verschieden waren, als die Sprachen der nicht-slavischen Nationen Europens; so kann man daraus mit Recht schließen, daß die Naturen oder Organisationen aller slavischen Völkerschaften mehr übereinstimmten, als die körperlichen und geistigen Anlagen der nicht-slavischen Nationen unsers Erdtheils. Die europäischen Slaven näherten sich den ackerbauenden Völkern des westlichen Asiens viel mehr, als die Germanier, Celten, u. s. w. Man könnte daher auch erwarten, daß die morgenländischen Sprachen manche Wörter mit den slavischen, nicht aber, daß sie eben so viele mit der deutschen, griechischen und lateinischen Spra-

mains, que les Gaulois, et en remontant d'avantage, pour y comprendre les origines tant du Celtique, et Latin, que du Grec, qui ont beaucoup de racines communes avec les langues Germaniques ou Celtiques, on peut conjecturer, que cela vient de l'origine commune de tous ces peuples descendus des Scythes, venus de la mer noire, qui ont passé le Danube et la Vistule, dont une partie pourroit être alliée en Grèce, et l'autre aura rempli la Germanie et les Gaules; ce qui est une suite de l'Hypothèse, qui fait venir les Européens de l'Asie.

2) Leibnitz übertrieb fast gewiß die Verwandtschaft der germanischen und slavischen Sprachen, wenn er sagte: p. 238. l. c. Le Sarmatique, supposé que c'est l'Esclavon, a sa moitié pour le moins d'une origine, ou Germanique, ou commune avec la Germanique.

che gemein hätten [1]). Um deſto mehr fiel es ſchon lange auf, daß gerade die Sprache desjenigen morgenländiſchen Volkes, was von Europa am weiteſten entfernt iſt, nämlich der Perſer, ſo viele ſlaviſche, griechiſche und deutſche Wörter enthält [2]): Man erklärte das Daſeyn ſo verſchiedener europäiſcher Wörter im Perſiſchen bald aus den Eroberungen der Griechen und aus den Einfällen germaniſcher und ſlaviſcher Völker in Aſien: bald aus den Vorausſetzungen, daß alle menſchliche Sprachen aus Einer Urſprache abgeleitet ſeyen, oder daß die Deutſchen ſowohl, als die Slaven, urſprünglich im mittleren Aſien gewohnt, und ſich von da aus nach Europa aufgemacht hätten. Die erſte unter dieſen Vermuthungen iſt die einzige zuläßige oder annehmliche. So lange die Sarmaten in den ſogenannten ſarmatiſchen Ebenen hausten, fielen ſie häufig in das weſtliche Aſien ein. Eben dieſes thaten die Gothen, und lange vor den Gothen die Cimmerier und Trever, welche höchſt wahrſcheinlich germaniſche Völker waren. Viel-

1) Leibnitz l. c. p. 239. Or toutes ces langues de la Scythie ont beaucoup de racines communes entre-elles, et avec les nôtres, et il se trouve, que même l'Arabique, sous laquelle l'Hébraique, l'ancienne Punique, la Chaldéenne, la Syriaque, et l'Ethiopique des Abyssins doivent être comprises, en a d'un si grand nombre, et d'une convenance si manifeste avec les nôtres, qu'on ne le sauroit attribuer au seul hazard, ni même au seul commerce, mais plûtot aux migrations des peuples.

2) Man ſ. Salmasii Commentarium de Hellenistica II. 395. et sq. p. Dann Hyde de religione veterum Persarum p. 428. Adelungs Mithridates I. 277. 279 S. Beſ. Herrn Brigels Aufſatz im erſten Bande des Archivs für Ethnographie und Linguiſtik. S. 332—340.

leicht begaben ſich Haufen von germaniſchen Kriegern an die Höfe der mediſchen und perſiſchen Könige und Satrapen, um ihnen als Trabanten oder Leibwachen zu dienen, wie in ſpäteren Zeiten die Turcamannen dienten; und ſo wie dieſe ihre Sprache zur Hofſprache der perſiſchen Könige machten, ſo konnten Cimmeriſche, Treviſche und Gothiſche Krieger ein Gleiches thun. Die Ausdrücke, welche die perſiſche Sprache mit der griechiſchen und deutſchen gemein hat, beſtehen nur dem kleinſten Theile nach aus Anomatopoieticis und anderen natürlichen Wörtern, die von den Perſern auf eine ähnliche Art hätten gebildet werden können, wie von den Deutſchen [1]). Sie bezeichnen vielmehr entweder Zahlen oder Grade der Bluts-Freundſchaft oder Gliedmaßen des menſchlichen Leibes oder Theile von Wohnungen, und ſelbſt Fürwörter [2]): lauter Klaſſen von Benennungen, bey welchen ſich eine genaue Uebereinkunft ohne die Gemeinſchaft der Völker, welche die Wörter mittheilten und annahmen, nicht denken läßt. Viel räthſelhafter, als das Vorhandenſeyn deutſcher und griechiſcher Wörter im Perſiſchen, iſt die Erſcheinung, daß ſich deutſche und lateiniſche Wörter in der Sprache der Bewohner der Inſel Sa-

1) Dergleichen ſind, Salmasius l. c. p. 396. 397. Dandam, cui respondet casus tertius Graecorum ὀδοντι. Belgice vocant Tand. Lab, labium, Graece λαπτ, quodcunque prominens. Lipam vulgo vocamus ex Germanico vel Belgico. Ενοψ upupa, Persice quoque sic vocatus. Griphten est capere, Graece γριπτειν, Germanico Greiffen, Belgice Grypen.

2) Tu Persice . . . Nam et Germani Tu dicunt. l. c.

phalien in der Mündung des Amur finden [1]). Dies Factum wäre durchaus unerklärlich, wenn man nicht aus der Farbe, der Körperbildung, der Geistes- und Gemüthsart dieser Insulaner wüßte, daß sie Abkömmlinge irgend eines tatarischen Stammes seyen, der durch unbekannte Schicksale bis in den äußersten Osten von Asien getrieben worden, und der vor dem Ausgange aus seinem ursprünglichen Vaterlande, wenn auch nicht mit Römern und Deutschen bekannt werden, wenigstens die Bruchstücke europäischer Sprachen von den Persern empfangen konnte. — Ich halte es für nöthig, meinen Lesern eine oben mitgetheilte Bemerkung in's Gedächtniß zurück zu rufen: daß nämlich nach den Zeugnissen und Winken der griechischen und römischen Schriftsteller die Sprachen des Orients in älteren Zeiten einander ähnlicher waren, als sie jezt sind, und daß die Sprachen des Morgenlandes sich viel mehr, als die Völker geändert haben.

Bey der mangelhaften Kenntniß, welche man vor einem Jahrhundert von den Sprachen des östlichen Asiens hatte, war es Leibnitzen zu verzeihen, daß er die türkische oder tatarische Sprache auch für die Sprache der mongolischen Völker hielt [2]).

1) III. 77. 79. Pérouse; ce n'est pas sans étonnement, que j'ai entendu dans leur langue, .. le mot chip pour un vaisseau tou, tri pour les nombres deux et trois. Ces expressions .. ne seroient-elles pas une preuve, que quelques mots semblables dans des langues diverses ne suffisent pas pour indiquer une origine commune. — Pérouse hielt die drey Ausdrücke ohne Grund für Englisch.

2) De originibus gentium in den Miscellaneis Berolinensibus p. 6. Cognatam esse Turcicae Tartaricam Præcopensem constat, et Calmuccos imo et Mogallos, ipsi illi Orientaliores Tartari: sinis

Allein neuere Sprachforscher sollten die tatarische oder türkische Sprache eben so wenig mit der mongolischen oder mandschurischen, als die Tataren mit den Mongolen verwechseln. Die Sprachen der Tataren und Mongolen sind eben so sehr von einander verschieden, als die Völker selbst [1]). Die Zahl der Wörter, welche die Tataren mehr von den Mongolen, als diese von jenen angenommen haben, ist nach dem langen Zusammenwohnen dieser Völker und der abwechselnden Herrschaft, welche die Einen über die Anderen ausgeübt haben, sehr unbedeutend [2]). Die mongolischen Sprachen bilden einen besondern Sprachstamm, wie die mongolischen Völker einen eigenen Völkerstamm ausmachen. Die Thibetaner und Kalmücken, die Mongolen, Thunguſen und Buräten reden blos verschiedene Mundarten Einer Grundsprache, die über das ganze östliche und einen Theil des nördlichen Asiens herrscht.

Ein anderer weit verbreiteter Sprachstamm ist der finnische. So lange man weder die echten noch die unechten Finnen und ihre Sprachen genau kannte,

imperantes, multa habent cognata Turcis vocabula, ex quibus nonnulla mihi R. P. Banoctus suppeditavit. *Oeuvres Posthumes* p. 238. 239. Mais la lanque Tartaresque, qui a rempli de Nord-Est de l'Asie, avec ses variations, paroît avoir été celle des Huns, et des Comans, comme elle l'est des Usbecs, ou Turcs, des Calmucs, et des Mugalles.

1) Pallas mongol. Völkersch. I. S. VIII—X. Vorrede, und Text S. 3. 4.

2) Zu den Wörtern, welche die Mongolen nicht blos mit den Tataren, sondern mit vielen andern Völkern in Asien und Europa gemein haben, zählt Leibnitz Mar Pferd und Can oder Chan König, Miscellanea Berolin. p. 3.

ſondern blos unbeſtimmt hörte, daß finniſche oder dafür gehaltene Mundarten bald tatariſche, bald ſlaviſche und germaniſche Wörter enthalten, ja daß ſogar die Sprache der Ungaren der Sprache der Lappen ähnlich ſey; ſo lange war es nicht zu verwundern, daß man die finniſche Sprache mit allerley europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen verwandt glaubte: daß man die verſchiedenſten Sprachen verwechſelte, und die verſchiedenſten Völker für Zweige Eines gemeinſchaftlichen Stammes erklärte [1]). Fiſcher hätte alle dieſe Fehler verbeſſern können und verbeſſern ſollen. Er that dieſes nicht allein nicht, ſondern machte ſich noch neuer Fehler und zugleich der gröbſten Widerſprüche ſchuldig. Da ich zu dem, was ich in der Unterſuchung über die Finnen von den angeblich finniſchen Stämmen und Mundarten geſagt habe, nichts wichtiges hinzuzuſetzen weiß; ſo begnüge ich mich hier blos mit der Bemerkung, daß es zu bedauern iſt, daß kein Reiſender oder Sprachforſcher die finniſchen Mundarten genau und gefliſſentlich mit den mongoliſchen verglichen hat. Wenn die Sprachen der Finnen und Mongolen ſich wie die Völker verhielten, ſo müßten die erſteren auch ohne eine in-

1) Leibnitz Oeuvr. posth. p. 238. Le Sarmatique a sa moitié pour le moins d'une origine ou Germanique, ou commune avec la Germanique. Il en paroit quelque chose de semblable même dans le langage Finnois . . Le langage des Finnoiniens . . qui est encore celui des Lappons, s'étend depuis l'océan Germanique, ou Norvagien plûtot, jusques vers la mer Caspienne, et a du rapport au Hongrois, venu des pays, qui sont maintenant en partie sous les Moscovites. . . Or toutes ces langues de la Scythie ont beaucoup de racines communes entre-elles, et avec les nôtres . . Auch in den Miscellan. Berolinensibus p. 8.

nige Gemeinschaft oder Vermischung der lezteren nahe mit einander verwandt seyn. Es ist nicht zu verwundern, daß ein Lette ungrisch verstand [1]. Allein zu verwundern wäre es, wenn, wie Snell versichert, eine der lettischen ähnliche Mundart unter den Kalmücken gesprochen würde.

Keiner der bisher erwähnten Sprachstämme ist so weit verbreitet, als diejenige Sprache, die in mancherley Mundarten sowohl von den nicht-schwarzen Bewohnern der Südländer und Südsee-Inseln, als auf den ostindischen Eylanden geredet wird [2]). Es ist durchaus unmöglich, daß die Bewohner der am meisten von einander entfernten Südländer und Südsee-Inseln eines gemeinschaftlichen Ursprungs seyn, oder daß die einen von den anderen abstammen könnten. Die Aehnlichkeit ihrer Sprachen läßt sich daher nicht anders, als aus der Voraussetzung erklären, daß die Natur die äußeren und inneren Anlagen, besonders die Organen der Sprache und Stimme sowohl in den ostindischen als Südsee-Insulanern so ähnlich bildete, daß diese sehr viele Gegenstände mit denselbigen oder doch mit ähnlichen Wörtern bezeichneten.

1) Snell S. 163.

2) Die vornehmsten Zeugnisse habe ich in der Untersuchung über die Bevölkerung der Südländer und Südsee-Inseln angeführt. Diesen füge ich nur noch das von Marsden S. 165. 166. und dann die Bemerkung hinzu, daß einzelne Wörter dieser Sprache selbst in den Inseln und Ländern angetroffen werden, deren Einwohner Neger oder wenigstens Schwarze sind. Forster, II. 267. Reland Diss. XI. p. 129. Dies ist eben so wenig befremdend, als daß in mehreren Südländern und auf manchen Südsee-Inseln schwarze und nicht-schwarze Bewohner beysammen sind.

Die Beyſpiele von mehreren der bisher genannten Völker, beſonders die der Inſulaner der Südſee, beweiſen, daß man nicht einmal aus einer großen Verwandtſchaft von Sprachen auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung von Völkern oder auf die Abſtammung der einen von den anderen ſchließen könne. Dieſe durchaus verwerfliche, wenn gleich allen Sprachforſchern gemeine Art zu ſchließen wird um deſto unſicherer, je geringer die Uebereinſtimmungen von Sprachen ſind. Fiſcher erklärte mehrere Völker für finniſche Stämme, wenn gleich ihre Sprachen dem größten Theile nach ſlaviſch oder tatariſch waren, und nur eine kleine oder mäßige Zahl von finniſchen Wörtern enthielten. Unzählige Fälle und namentlich das Vorhandenſeyn von ſlaviſchen und deutſchen Wörtern in der perſiſchen, und von lateiniſchen und deutſchen Ausdrücken in der Sprache der Einwohner der Inſel Naphalien, lehren, daß Sprachen mehrere oder wenigere Wörter der entfernteſten und verſchiedenſten Völker erhalten können, ohne daß man die Zeiten und Wege, in welchen und auf welchen die Wanderungen der Wörter geſchehen ſind, anzugeben, oder nur zu errathen vermag.

Noch viel auffallender, als die Aehnlichkeit der Sprachen verſchiedener Völker, ſind die häufigen Beyſpiele einer gänzlichen Verſchiedenheit der Sprachen ſolcher Nationen, welche man, wenn man ſie auch nicht eines gemeinſchaftlichen Urſprungs oder von einander abſtammend glauben kann, doch für natürlich verwandt erklären muß. Wer erſtaunt nicht darüber, daß die drey Hauptvölker des Kaukaſus, die Tſcherkeſſen, die Lesghis und die Georgianer, welche ſeit Jahrtauſenden ſo nahe beyſammenwohnen und in Anſehung der körperlichen Beſchaffenheiten einan-

der ſo ähnlich ſind, drey gänzlich von einander verſchiedene Sprachen reden? Nicht weniger befremdend iſt es, daß die Armenier eine ganz eigenthümliche Sprache haben, und daß die türkiſche, die perſiſche und arabiſche Sprachen ſo ſehr von einander abweichen. In Hindoſtan finden ſich viele Bergvölker, deren Sprachen nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit der Shanſcritſprache haben. Die Sprachen aller Völker, die zu dem Stamme der Hindus gerechnet werden, enthalten zwar alle Shanſcritwörter. Allein wie unendlich verſchieden ſind doch die Sprachen und Mundarten der Hindus verſchiedener Provinzen! [1]) Eine ähnliche Verſchiedenheit von Sprachen dauert bis auf den heutigen Tag in allen hinterindiſchen Reichen, in China und auf manchen oſtindiſchen Inſeln fort. Die Neger der Südſee weichen von den helleren, beſonders den ſchönen Inſulanern in allen Stücken ſo ſehr ab, daß man es auch ohne die Zeugniſſe von Reiſenden erwarten müßte, daß die Sprachen der erſteren von denen der lezteren verſchieden ſeyen. Allein das ſollte man nicht vermuthen, daß die Sprachen der Südſee-Neger auch von einander gänzlich verſchieden ſind [2]), und daß die Buſchmänner in Neu-Holland ganz anders reden, als die Uferbewohner. Eine noch größere Verſchiedenheit von Sprachen trifft man unter den Negern in Afrika an. An der Küſte von Guinea allein werden ſieben bis acht verſchiedene Sprachen und Mundarten geredet [3]). Unter dieſen weichen drey oder vier ſo ſehr von einander ab, daß man auch nicht die geringſte Verwandtſchaft unter denſelben wahrnehmen kann. Die uner-

1) Ascat. Res. VII. 226—230. 461.
2) Forſters Beobacht. S. 347.
3) Bosmann S. 162. Reland Diss. XII. p. 159.

klärlichſten Erſcheinungen in Rückſicht auf die Mannichfaltigkeit von Sprachen und Mundarten bietet die neue Welt dar. Die Bewohner keines andern Erdtheils ſind einander von Natur ſo ähnlich und ſo wenig mit Fremden vermiſcht worden, als die urſprünglichen Amerikaner. Wegen dieſer ſonſt beyſpielloſen Aehnlichkeit und Unvermiſchtheit der Einwohner von Amerika ſollten alſo auch die Sprachen nirgends gleichförmiger, als in der neuen Welt ſeyn. Dies iſt aber ſo wenig der Fall, daß man vielmehr in dieſem Abſchnitt der Erde die größte Menge und Verſchiedenheit von Sprachen und Mundarten antrifft: und zwar im mittlern und ſüdlichen Amerika noch viel mehr, als im nördlichen [1]). Als Charlevoix [2]) und Carver [3]) im nördlichen Amerika nur drey oder vier Hauptſprachen annahmen, kannte man die nördlichſten und weſtlichen Gegenden lange ſo genau nicht, als man ſie jetzt kennt. Die Zahl der Sprachen im nördlichen Amerika iſt beträchtlich größer, als die beyden genannten Schriftſteller ſie ſchätzten. Deſſen ungeachtet bleibt es immer wahr, daß ſie ohne Vergleichung weniger vervielfältigt ſind und eben deßwegen in einem größern Gebiet herrſchen, als die Sprachen des mittlern und ſüdlichen Amerika's. Zu Charlevoix's Zeiten konnte derjenige, der der huroniſchen Sprache mächtig war, ſich in einem Umfange oder auf einer Strecke von 1500 Stunden verſtändlich

1) Das Urtheil des Herrn von Murr über die Verſchiedenheit und Aehnlichkeit der amerikaniſchen Sprachen findet man in ſeiner Vorrede zum erſten Theil ſeiner Nachrichten von verſchiedenen Ländern des ſpaniſchen Amerika's. S. XII. u. f. Halle 1809.

2) Journal p. 185.

3) p. 418.

machen. Wie ganz anders verhält sich dieses schon in Californien und in Süd-Carolina! Auf der californischen Halbinsel stand Begert einer Mission von ohngefähr fünfhundert Menschen vor. Unter diesen wenigen Hunderten von Wilden wurden zwey ganz verschiedene Sprachen und eilf verschiedene Dialekte geredet [1]). In Süd-Carolina war ohngefähr um dieselbige Zeit eine kleine Völkerschaft, die nicht mehr als 400 Krieger und nicht weniger, als zwanzig abweichende Dialekte zählte [2]). An den Ufern des Oronoko's [3]) und des Amazonenflusses [4]), so wie in Paraguay [5]), herrschen hundert bis hundert fünfzig verschiedene Sprachen und Mundarten. Die ähnlichsten unter diesen Mundarten weichen wenigstens so sehr von einander ab, als das Spanische und Französische. Manche sind selbst in Rücksicht auf die Wurzelwörter und die ganze innere Struktur von einander verschieden. Wie war es möglich, fragt man mit Recht, daß Völkerschaften, die in Rücksicht ihrer ganzen Organisation, ihrer Lebensart, Sitten und der sie umgebenden Natur so übereinstimmten, wie die Wilden im südlichen Amerika, daß diese so viele Sprachen und Mundarten erhielten? Die Mannichfaltigkeit von Mundarten könnte man allenfalls mit Roland [6]) daher erklären, daß die Sprachen der

1) Begert S. 94—97. In allen Missionen sind sechs gänzlich verschiedene Sprachen vorhanden. S. 176.
2) Adair p. 224. Nach dem P. Och fand man zwischen Mexiko und der Pineria 32 verschiedene Sprachen und Mundarten. S. 75.
3) Gumilla, II. 190. 193.
4) Lettr. Edif. IX. 35.
5) Lettr. Edif. IX. 56. Charleroix, II. 237. Dobrizhofer, II. 269.
6) Dissert. XII. de linguis Americanis §. 7. p. 154. 55.

Amerikaner nicht durch Schrift und geschriebene Werke fixirt werden, und daß sie eben deßwegen leichter in Dialekte zerfallen, als die Sprachen gebildeter Nationen. Allein derselbige Grund reicht nicht hin, um die gänzliche Verschiedenheit der Sprachen von benachbarten und so ähnlichen Völkern zu erklären, daß die größten Beobachter von ihnen sagten: sie seyen nicht sowohl gleich, als Eins. So wenig man also aus der Aehnlichkeit von Sprachen den gemeinschaftlichen Ursprung oder die gegenseitige Abstammung sowohl der Sprachen selbst, als der Völker, welche sie reden, folgern darf; eben so wenig kann man mit Sicherheit aus der größten Aehnlichkeit von Nationen auf eine gleiche Verwandtschaft von Sprachen zurückschließen. Die Natur verband nicht immer mit einer großen Aehnlichkeit aller übrigen Anlagen der Menschen eine entsprechende Gleichförmigkeit der Sprachorgane, und daher geschah es, daß ähnliche Völker bald eben so ähnliche, bald aber auch gänzlich verschiedene Sprachen reden.

Ein nicht minder sonderbares Phänomen, als die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Sprachen der ähnlichsten Nationen ist dieses, daß so viele Völker bald als Ueberwinder oder Ueberwundene, bald als Bekehrer oder Bekehrte, bald als Eingewanderte oder Nachbaren ihre Sprachen gegen andere vertauschten, oder sie wenigstens durch die Aufnahme der verschiedensten fremden Wörter verunstalteten. Die Könige des Morgenlandes wählten von jeher ihre Trabanten, Leibwachen und selbst ihre Hofbedienten meistens aus Fremdlingen, denen sie mehr Ergebenheit oder Muth und Fähigkeiten, als ihren eigenen Unterthanen zutrauten. Die begünstigten Fremdlinge behielten ihre Sprachen bey und machten sie gewöhn-

wöhnlich an den Höfen, denen ſie dienten, herrſchend. So wie in neueren Zeiten die türkiſche Sprache am perſiſchen, die perſiſche ſowohl am türkiſchen als am Hofe des großen Moguls die Sprache der Herrſcher und Vornehmen war, ſo beſchloß nach den Nachrichten oder Ueberlieferungen der Perſer ein König Beranghur, daß man künftig an ſeinem Hofe nicht mehr das Perſiſche oder die pohlari, ſondern die mediſche Sprache reden ſolle [1]). Man nannte die neue Sprache Deri oder die Hofſprache, und dieſe Hofſprache verbreitete ſich bald über das ganze Volk ſo ſehr, daß ſie die alte Nationalſprache verdrängte. Nach dem Umſturz des perſiſchen Reichs ward die griechiſche Sprache die herrſchende nicht blos in den meiſten Gegenden der aſiatiſchen Halbinſel, ſondern vorzüglich in Syrien. Der griechiſchen Sprache folgten in denſelbigen Abſchnitten von Aſien die Sprachen der arabiſchen und türkiſchen Bekehrer, Eroberer und Beherrſcher. Durch die Ausbreitung dieſer Sprachen wurden die alten Volksſprachen auf der aſiatiſchen Halbinſel, in Syrien, Aſſyrien und Chaldäa, in Aegypten und im nördlichen Afrika unterdrückt. Wo man ſonſt ſyriſch oder chaldäiſch, koptiſch oder puniſch geredet hatte, ſprach man entweder arabiſch oder türkiſch. Alle morgenländiſche Völker, welche den Koran annahmen, nahmen mit dieſem heiligen Buche auch die Sprache deſſelben an, und vermiſchten ihre Sprachen mehr oder weniger mit arabiſchen Wörtern. Selbſt die neuere Bücherſprache der Perſer beſteht größtentheils aus arabiſchen Wörtern. Kein Volk in Aſien iſt von Fremdlingen und fremden Sitten mehr abgewandt, als die Hindus.

1) Hyde, l. c. p. 414. 421.

Nichts deſto weniger bildeten ſelbſt die Hindus eine neue Sprache, die Shanſcritaſprache, von welcher manche Gelehrte vermutheten, daß ſie von Anbeginn an, weiter nichts als eine bücher- und gottesdienſtliche Sprache geweſen ſey [1]). Die Brähminer nahmen in das Shanſcrit eine Menge von griechiſchen, lateiniſchen und perſiſchen Wörtern auf, und pflanzten mit ihrer Religion und ihren heiligen Schriften auch ihre gottesdienſtliche Sprache über das öſtliche und ſüdliche Aſien fort [2]). Was die indiſche Sprache in Thibet, Ava, Pegu, Siam, Java u. ſ. w. wurde, das ward die arabiſche Sprache für die Malayen: nemlich gottesdienſtliche und Bücherſprache; und manche Wörter dieſer fremden Bücherſprache giengen auch in die verſchiedenen Mundarten der malayiſchen Volksſprache über. Die Römer drangen den meiſten von ihnen bezwungenen Völkern ihre Sprache auf; und während ihrer Herrſchaft giengen zuerſt die verſchiedenen Volksſprachen in Italien, dann die illyriſche und pannoniſche, die galliſche und britanniſche, endlich die mancherley Sprachen in Spanien und Portugal ganz oder bis auf geringe Ueberbleibſel unter. Auch in ſpäteren Zeiten verlernten viele deutſche Koloniſten in ſlaviſchen und anderen Ländern [3]), viele ruſſiſche in Sibirien, viele franzöſiſche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ihre Mutterſprache und eigneten ſich wie die Kubeſchauer auf dem Kau-

1) Asiat. Res. VII. 201.

2) Vielleicht iſt kein anderes fremdes Wort ſo weit verbreitet worden, als das aus dem Griechiſchen θεος oder dem Lateiniſchen deus entlehnte leway, dewah, clewatha u. ſ. w. durch die Hindus über alle oſtindiſche Eylande bis nach Neu-Guinea hin verbreitet worden iſt. Marsdin p. 253. 254.

3) Reiſe eines Liefländers, I. 29.

kasus die Sprachen der nächsten Umwohner zu. Die Gothen, für welche Ulfilas die Uebersetzung der vier Evangelien schrieb [1]), hatten nicht blos viele griechische und lateinische, viele slavische und tatarische Wörter, sondern auch manche Ausdrücke aus unbekannten barbarischen Sprachen angenommen, welche man nicht mehr nachweisen kann. Ueberdem weicht das Gothische des sogenannten Codex argenteus sowohl in den Abänderungen der Zeitwörter als in der Construction der Rede so sehr von allen ältern und neueren germanischen Mundarten ab, daß man es kaum für einen deutschen Dialekt halten kann [2]).

Die vornehmsten Resultate der bisherigen Betrachtungen über menschliche Sprachen sind folgende:

Selbst eine auffallende Aehnlichkeit von Sprachen berechtigt nicht zu der Voraussetzung, daß die Sprachen selbst oder die Völker, welche sie reden, von einander abstammen, oder eines gemeinschaftlichen Ursprungs sind. Die Aehnlichkeit von Sprachen kann ganz allein aus der Aehnlichkeit der Anlagen und Organe verschiedener Völker entstehen.

Sprachen können mehrere Wörter mit einander gemein haben, ohne daß sie übrigens verwandt sind, und die Völker, welche sie reden, jemals in der geringsten unmittelbaren Gemeinschaft standen. In den Sprachen der ostindischen Insulaner und der Ein-

1) Wachter in Misc. Berol. Continuatio I. p. 40. et sq.

2) Wachter l. c. p. 46. 47. Et hujus linguæ genius plane diversus est a natura et constitutione linguæ Germanicæ tam hodiernæ, quam veteris Alaman. Francon. et Anglosaxonicæ, non solum in vocibus propriis, sed etiam in communibus. ... Vnde apparet, linguam cod. Arg. esse peculiarem dialectum, Germanicæ haud omnino similem.

wohner der Inſel Saghalien finden ſich Wörter, die entweder griechiſchen oder lateiniſchen, oder deutſchen Urſprungs ſind. Kein Menſch wird deßwegen behaupten, daß die Griechen oder die Römer, oder die Deutſchen jemals die erwähnten Eylande beſucht hätten. Die Gothen, für welche Ulfilas die Ueberſetzung der vier Evangelien ſchrieb, hatten eine Menge von griechiſchen, lateiniſchen, ſlaviſchen, tatariſchen und anderen fremden Wörtern aufgenommen. Wie könnte es Jemanden einfallen, deßwegen zu behaupten, daß das Gothiſche allen dieſen Sprachen verwandt, oder daß die Gothen mit den Völkern, deren Sprache ſie redeten, eines gemeinſchaftlichen Urſprungs geweſen ſeyen?

Völker können in allen übrigen Stücken höchſt ähnlich ſeyn, und doch wegen einer gewißen Verſchiedenheit der Sprachwerkzeuge gänzlich verſchiedene Sprachen reden. Gänzliche Verſchiedenheit der Sprachen iſt alſo kein Beweis, daß die Völker, welche ſie reden, in gleichem Grade verſchieden ſind.

Unzählige Völker entſagten aus allerley Veranlaſſungen den Sprachen ihrer Väter, und nahmen ganz andere Sprachen an. Einige wechſelten ſogar ihre Sprachen zu wiederholtenmalen.

Da alſo Aehnlichkeit von Sprachen weder gegenſeitige Abſtammung noch gemeinſchaftlichen Urſprung von Völkern vorausſetzt: da Sprachen Wörter gemein haben können, ohne daß die Sprachen übrigens verwandt, und die Völker, welche ſie redeten, jemals in der geringſten Gemeinſchaft waren: da unter den ähnlichſten Nationen die größte Verſchiedenheit von Sprachen Statt findet, und zahlloſe Völker ihre Sprachen verändert haben, ſo kann man unmöglich die Sprachen allein zu einem Kriterio der

Verwandtschaft oder der Verschiedenheit, oder des gemeinschaftlichen Ursprungs von Völkern machen.

Alle Sprach- und Geschichtforscher, welche annahmen, daß die verschiedenen Völker der Erde eines gemeinschaftlichen Ursprungs, und daß sie insgesammt aus irgend einer Gegend des westlichen Asiens ausgegangen seyen, behaupteten zu gleicher Zeit, daß es Eine Ursprache gegeben habe, und daß man diese unter den sogenannten aramäischen Sprachen oder Mundarten suchen müsse. Auch Leibnitz war dieser Meinung zugethan, und eine Bestätigung derselben fand er darin, daß gewiße Wörter allen Sprachen gemein seyen [1]: wobey er freylich nur einen Theil der europäischen und asiatischen, nicht aber die Sprachen der Neger, der Amerikaner und der Bewohner sowohl der Südländer als der Südsee-Insulaner vor Augen hatte. Aus dem Stamme der Ursprache bildeten sich nach Leibnitzens Urtheil zwey mächtige Sprachzweige, die den aramäischen und japhetischen Sprachen, unter welchen jene den Mittag, diese die Länder der Mitternacht erfüllten [2]. So

1) Oeuvr. posthumes p. 239. De Orig. Gentium in Miscell. Berolin. p. 3. Quoties igitur vox eadem, aut nonnihil transformata Britonibus, Germanis, Latinis, Græcis, Sarmatis, Finnis, Tartaris, Arabibus communis est, quod non adeo raro reperitur, vestigium præbet linguæ antiquæ communis. Ut vel dicendum sit, aliquando Europæ Asiæque potiora sub uno magno imperio fuisse, ubi communis quædam lingua dominata sit, vel potius, quod magis sacris literis consentit, cæteras gentes unius gentis, aut stirpis emissaria, coloniasque fuisse, quanquam in remotioribus paulatim detrita sint vestigia cognationis.

2) l. c. linguas ex antiqua illa latissime fusa derivatas, in binas species non male dividemus, Japeti-

wenig dieſe Gedanken von Leibnitz mit der Geſchichte der Sprachen und Völker übereinſtimmen, ſo haben ſie doch mehr Grund oder Schein als die Träumereyen der meiſten übrigen Schriftſteller, welche die Urſprache der erſten Menſchen aufſuchten, und die Uebereinſtimmung aller übrigen Sprachen mit dieſer vermeintlichen Urſprache zu zeigen ſich bemühten. Zu dieſen Träumereyen rechne ich Adelungs Gedanken über die Urſprache des erſten Stammvolks und über die älteſten Zweige dieſer erſten Urſprache nicht weniger als ſeine ſchwankenden Vermuthungen über die erſten Wohnſitze der Menſchen, welche ich ſchon oben gerügt habe [1]). Er nennt die Völker, welche einſylbige Sprachen reden und die insgeſammt öſtlich von Kaſchemir, dieſer Wiege des menſchlichen Geſchlechts, wohnen, die unmittelbaren Abkömmlinge des erſten Stammvolks und die ehrwürdigen Ahnherren aller übrigen Nationen. — — — Alſo die häßlichen Einwohner von Thibet und die nicht minder häßlichen Bewohner des ſüdlichen Aſiens ſollten von den ſchönen und hellen Kaſchemiriern abſtammen? Die Abkömmlinge ſollten alle einſylbige Sprachen beybehalten haben, und das Urvolk nicht? Die häßlichen Thibetaner, Mongolen, Chineſen u. ſ. w. ſollten die ehrwürdigen Ahnherren aller übrigen Völker ſeyn? So ungereimt alles dieſes iſt, ſo ſtreitend ſind Adelungs Machtſprüche über die Beſchaffenheit der Urſprache und der Wurzelwörter aller Sprachen mit der Geſchichte der Sprachen überhaupt und ſelbſt mit der

cas, ut ita loquar et Aramæas: Japeticæ septentrionem implevere, Arameæ meridiem; totam vero Europam nostram septentrioni computo.

1) Mithridates Einl. X. XVI. Text S. 6. 7. 19. 23.

Geſchichte der chineſiſchen und anderer dieſer verwandten Sprachen. Es iſt durchaus falſch, daß die Wurzelwörter aller Sprachen urſprünglich lauter Monoſyllaben waren. Selbſt die Wurzelwörter der chineſiſchen u. ſ. w. Sprachen ſind nicht alle einſylbig, und diejenigen, welche die Miſſionarien dafür ausgaben, ſcheinen es mehr zu ſeyn, als ſie es wirklich ſind. Die chineſiſchen Wörter ſcheinen Monoſyllaben zu ſeyn, weil das einzige, was in ihnen ſchreibbar iſt, in Einer, höchſtens zwey Sylben beſteht. Die Chineſen dehnen aber die ſcheinbaren Monoſyllaben ſehr oft durch Accentuationen und Aſpirationen ſo ſehr aus, daß ſie den längſten Wörtern gleichen; bey welchen Ausdehnungen man weder die Accentuationen, noch die Aſpirationen mit alphabetiſchen Zeichen ausdrücken kann. Wenn auch alle chineſiſche Wörter im ſtrengſten Sinn einſylbig wären, ſo folgt daraus gar nicht, daß die Wurzelwörter in allen anderen Sprachen einſylbig ſeyn müſſen, oder daß die chineſiſche Sprache älter ſey, als andere, die eben ſowohl zweyſylbige als einſylbige Wurzelwörter haben. Die Sprachorganen der Chineſen und der ihnen ähnlichen Völker ſind von denen der Europäer ſo ſehr verſchieden, daß man die Sprachen der einen nicht nach denen der anderen beurtheilen, und daß beyde niemals eine gemeinſchaftliche Sprache reden konnten.

Ich habe oben mit unwiderleglichen Gründen dargethan, daß die verſchiedenen Völker der Erde nicht eines gemeinſchaftlichen Urſprungs ſind, und daß keine einzelne Nation als das erſte Urvolk angeſehen werden kann. Nicht weniger überzeugend habe ich, wie ich glaube, bewieſen, daß es ſich gar nicht beſtimmen laſſe, ob Aſien oder Afrika älter, und welche Abſchnitte in dem einen oder dem andern dieſer

Erdtheile zuerſt bevölkert worden. Aus dieſen Sätzen fließen zwey nothwendige Folgen. Wenn es kein erſtes Stammvolk gibt, ſo iſt es vergeblich, nach einer erſten Urſprache zu forſchen. Eben ſo vergeblich iſt es, nach der älteſten Sprache ſuchen, oder die Zeitfolge von Sprachen beſtimmen zu wollen. Hätten die Sprachforſcher jemals die unſägliche Verſchiedenheit der Geiſtesanlagen und der Sprachorgane verſchiedener Völker erwogen, ſo würden ſie ſchon allein deßwegen niemals auf den Gedanken gekommen ſeyn, daß nur die Bewohner Eines Erdtheils, wie viel weniger die Bewohner aller Erdtheile Eine gemeinſchaftliche Sprache hätten reden können.

Auch die Schrift liefert, wie die Sprache, allerley Unterſcheidungszeichen ſowohl der Völker ſelbſt als ihres innern Werthes oder Unwerthes.

Von Völkern, welche gar keine Schrift, das heißt, keine von der menſchlichen Hand gemahlte oder gezeichnete Gedankenzeichen kennen, läßt ſich blos dieſes ſagen, daß ſie noch ungebildet, nicht aber, daß ſie von Natur beſchränkt ſeyen. Vor ohngefähr vierthalbtauſend Jahren waren ſelbſt die erſten Anfänge der Schrift den geiſtvollſten europäiſchen Nationen unbekannt. Sobald aber ein Volk, das bisher nicht ſchrieb, Gelegenheit hat, den Gebrauch der Schrift kennen zu lernen, und dieſe Gelegenheit Jahrhunderte lang nicht benutzt, ſo entſteht die gegründete Vermuthung, daß ein ſolches Volk nicht blos ungebildet, ſondern auch von Natur beſchränkt, oder einer höhern Ausbildung unfähig ſey. Die Neger und Amerikaner, unter welchen ſich Europäer niederließen, nahmen die Schrift dieſer Fremdlinge eben ſo wenig, als andere nützliche Erfindungen an. Ein ähnlicher Verdacht entſpringt, wenn Völker, die ſich bisher

der hieroglyphiſchen Schrift bedienten, alphabetiſche Charaktere kennen lernen, und ſich den Gebrauch derſelben nicht zueignen. Die Thibetaner, die Japaneſen, die Peguaner, Stameſen und Malayen hatten faſt gewiß vor der Ausbreitung der indiſchen, chriſtlichen und mahomedaniſchen Religion keine andere, als hieroglyphiſche Schriftzeichen, nahmen aber in der Folge entweder das indiſche oder ſyriſche, oder arabiſche Alphabet an, ſo wie die Aegyptier im Alterthum gethan hatten [1]). Nur die Chineſen, Tunkineſen und Kochinchineſen ſträubten ſich bis auf den heutigen Tag gegen den Gebrauch alphabetiſcher Schriftarten [2]): ſo viel man urtheilen kann, aus keinem andern erdenklichen Grunde, als weil die Sprachen dieſer Nationen noch weniger ſchreibbar ſind, als die der zuerſtgenannten, welche der hieroglyphiſchen Schrift gegen die alphabetiſche entſagten, oder wenigſtens die leztere neben der erſtern brauchten.

Die hieroglyphiſchen Schriftarten [3]) unterſcheiden ſich von den alphabetiſchen weſentlich darin, daß ſie einen jeden Begriff oder Gegenſtand durch ein beſonderes Zeichen darſtellen, anſtatt daß dieſe die Töne und Wörter mahlen, womit Begriffe und Gegenſtände in den lebenden Sprachen belegt ſind. Daß es leichter ſey, körperliche Dinge durch nachahmende Bilder und unkörperliche durch die Bilder ähnlicher körperlicher Gegenſtände darzuſtellen, als unſichtbare Töne und Wörter zu mahlen, erhellt allein daher, daß man die erſten Anfänge der hieroglyphiſchen

1) Schmidt de Sacrif. Aegypt. p. 69.

2) Maring, ſp. 178. Du Halde, II. 268. Dampier, III. 72. Tavernier, II. 186.

3) Hierüber ſehe man gött. hiſtor. Mag. III. 456. u. f. S.

Schrift unter unzähligen rohen und beschränkten Völkerschaften antrifft, deren Sprachen ganz oder gröſstentheils unschreibbar, oder des Ausdrucks durch alphabetische Zeichen unfähig waren. Die meisten Wilden in allen Erdtheilen mahlen entweder, oder brennen, oder punctiren, oder nähen, oder schneiden in und auf ihre Körper allerley Figuren, um dadurch ihren Stand, ihr Geschlecht, ihre Würden und Thaten auszudrücken. Andere, oder auch dieselbigen Wilden mahlten mancherley Figuren auf ihre Zaubertrommeln, um diesen geheimere Kräfte mitzutheilen, oder auf die äuſsere Rinde von Bäumen, um den Vorübergehenden ihre Siege, besonders die Zahl erschlagener oder gefangener Feinde bekannt zu machen [1]). Die Mexikaner mahlten hieroglyphische Figuren nicht blos auf Baumrinde, sondern auf Streifen von baumwollenen Zeugen [2]). Die ältesten Bewohner Sibiriens und der Mougoley gruben allerley Figuren von Waffen, Werkzeugen und Thieren in Felsen und Felswände ein, um das Andenken von Personen oder von Begebenheiten auf die Nachkommen fortzupflanzen. Die Charaktere der ältesten hieroglyphischen Schriftarten bestanden allenthalben, auch in Aegypten und China, aus rohen Bildern sichtbarer Gegenstände. Je länger man hieroglyphische Schrift brauchte, desto unähnlicher wurden die Zeichen den bezeichneten Dingen, so, daſs zuletzt nicht die geringste bemerkbare Aehnlichkeit zwischen den Charakteren und den dadurch ausgedrückten Gegenständen übrig blieb. Der fortgesetzte Gebrauch von hieroglyphischer Schrift setzt der Ausbildung von Nationen

1) Spangenberg S. 336. 337. 366. 367. Charleroix Journal p. 239. La Hontan II. 191.
2) Acosta 268. Antonio de Solis XI. I.

oder ihren Fortgängen und nützlichen Kenntniſſen ſehr bald unüberſteigliche Hinderniſſe oder Schranken entgegen. Wann nämlich die Zahl der Zeichen ſo ſehr angewachſen iſt, daß das ſtärkſte Gedächtniß und das längſte Leben nicht hinreichen, die Charaktere und deren Bedeutungen alle zu faſſen; ſo verwandelt ſich alles Lernen und alle Gelehrſamkeit in bloßes Gedächtnißwerk. Man ſchätzt die ſogenannten Gelehrten blos nach der Menge von Hieroglyphen, welche ſie gelernt haben, oder zu deuten und zu brauchen verſtehen. Die Maſſe des Volks wird durch die Unmöglichkeit, eine große Zahl von Hieroglyphen zu lernen, von allem Unterricht durch nützliche Schriften gänzlich ausgeſchloſſen.

Manche Völker hatten neben den Hieroglyphen, oder ſtatt der Hieroglyphen mehrere Arten von Afterſchrift, d. h. von abſichtlich gewählten ſichtbaren Gedankenzeichen, die aber weder von der menſchlichen Hand gezeichnet noch gewahlt waren. Die Afterſchrift beſtand bald in allerley Verzierungen von Pelzwerk, Calumets und Halsbändern [1]; bald in Einkerbungen von Hölzern [2]; bald in Verflechtungen von Zweigen oder Federn [3]; bald in Anordnungen von Blumen oder Steinchen [4]; bald endlich in den Verſchürzungen von Knoten und verſchiedenfarbigen Bändern, dergleichen die Quipos der Peruaner ent-

1) Unter den amerikaniſchen Wilden. Charlevoix p. 210. 247. 48. 402. Carver p. 242.

2) In Amerika. Charlevoix p. 305. Unter den Tſchuwaſchen, Tſcheremiſſen und Wotiäken. Müllers Samml. III. 365.

3) In Amerika. Charlevoix l. c. und auf den Inſeln der Südſee. Forster I. 530.

4) Valentge I. P. II. p. 16. Acosta 270.

hielten [1]). Ich brauche es meinen Lesern nicht zu beweisen, daß alle diese Arten von Afterschrift noch mühseliger, dunkler oder zweydeutiger, unzureichender, und selbst der Verwirrung mehr unterworfen waren, als die eigentlichen Hieroglyphen.

Bey der alphabetischen Schrift kommt es darauf an, ob sie blos Mitlauter oder Mitlauter und Selbstlauter: ob sie die einen und die anderen durch einzelne Zeichen oder in Sylben verbunden ausdrückt: ob sie in verticalen oder horizontalen Linien: in lezterm Fall, ob sie von der Rechten zur Linken, oder umgekehrt: ob sie von oben nach unten, oder von unten nach oben hinauf geschrieben wird: endlich ob man sie in Stein oder Metall, oder festes Holz, oder in die Blätter und Rinde von Bäumen, oder in Wachs gräbt oder kritzelt: oder ob man sie mit einem Pinsel mahlt oder mit einem Kiele schreibt: entweder auf die Häute von Thieren oder auf Papier aus Schilf oder Seide, oder Baumwolle, oder Leinwand.

Die älteste alphabetische Schrift ist ohne Widerrede diejenige, welche blos Mitlauter ausdrückte. Diese ward gewiß im westlichen Asien, wahrscheinlich in Phönicien erfunden, und theilte sich schnell den übrigen morgenländischen Völkern mit: weßwegen die ältesten Alphabete des Orients einander auffallend ähnlich sind [2]). Das phönizische Alphabet kam durch den Kadmus nach Griechenland, wo man

1) Ueber die Quipos der Peruaner, Acosta 270. der Chilienser, Felzier p. 127. Barbinais I. 59. Der alten Chinesen, le Chouking par Ms. de Guignes p. 381. Der Neger in Ardra, des Marchais II. 259.

2) Man s. meine Beyträge zur Geschichte der alphabetischen Schrift, im vierten Bande des Götting. histor. Magaz. 724 u. f. S.

aber mit dieſer ausländiſchen Erfindung zwey ſehr wichtige Verbeſſerungen vornahm. Die Griechen drückten nämlich nicht blos Conſonanten aus, ſondern erfanden auch beſondere Charaktere für die Selbſtlauter. Ueberdem fingen ſie allmählich an, nicht von der Rechten zur Linken, ſondern umgekehrt zu ſchreiben; und den Uebergang zu dieſer bequemern Richtung im Schreiben machte das Buſtrophedon oder die Furchenſchrift. Das griechiſche Alphabet pflanzte ſich zuerſt zu den Etruskern und Römern fort: weßwegen die alphabetiſche Schrift dieſer Völker mit der altgriechiſchen eben ſo genau übereinſtimmte, als dieſe mit den phöniziſchen. Alle übrige europäiſche Völker erhielten oder bildeten ihre Alphabete nach dem Griechiſchen oder Römiſchen: die Spanier ausgenommen, die ſich zuerſt der puniſchen Schrift bedienten [1]).

Von den bisher erwähnten morgenländiſchen und europäiſchen Alphabeten unterſcheiden ſich die verſchiedenen Arten der Sylbenſchrift weſentlich. Die erſten Erfinder der Sylbenſchrift ſind ohne Zweifel die Hindus; und zwar erfanden ſie dieſelbe erſt nach ihrer Bekanntſchaft mit den griechiſchen Eroberern und der griechiſchen Schrift. Daß die Hindus bey der Erfindung ihrer Sylbenſchrift nicht das Alphabet irgend eines weſt-aſiatiſchen Volks zum Muſter wählten, wird, wie ich ſchon anderswo bemerkt, allein dadurch bewieſen [2]), daß ſie nicht von der Rechten zur Linken, ſondern von der Linken zur Rechten ſchreiben, und daß ſie nicht blos Mitlauter, ſondern Selbſtlauter und Diphthongen ausdrücken. Die Hindus würden wahrſcheinlich ihren Lehrern, der Griechen, auch in der Bezeichnung der Mitlauter und

1) l. c.
2) Hiſtor. Magaz. IV. 130.

Selbſtlauter nachgeahmt haben, wenn nicht ihre Sprache und Sprachorganen zu ſehr von den Griechiſchen verſchieden geweſen wären. Die Hindus nämlich, und alle Völker, welche ihre Schrift angenommen haben, ſind durchaus nicht im Stande, zwey Conſonanten hinter einander, ohne die Dazwiſchenkunft eines Selbſtlauters, und man kann hinzuſetzen, meiſtens auch nicht fähig, Selbſtlauter und Diphtongen allein, ohne die Hülfe oder Stütze eines Mitlauters, wenn auch nur eines ſtummen Mitlauters auszuſprechen [1]). Da alſo die Hindus weder einen Conſonanten ohne einen Vocal noch im Ganzen einen Vocal oder Diphtong ausſprechen können, und eben deswegen die kleinſten Elemente ihrer Wörter entweder Verbindungen eines Vocals mit einem Conſonanten oder eines Conſonanten mit einem Vocal ſind, ſo mußte ihre alphabetiſche Schrift nothwendig eine Sylben-Schrift werden. Zwar unterſcheiden die Hindus und alle von ihnen unterrichtete Völker drey verſchiedene

1) Sonnerat I. 109 u. f. S. Loubère II. 73 et sq. p. La langue Siamoise a trente-sept lettres, et la Balie trente-trois, mais ce sont toutes consonnes. Quant aux voyèles et aux diphtongues, dont il y a un grand nombre dans l'une et l'autre langue, elles ont à la vérité des caractères particuliers, dont on fait d'autres alphabets: mais de ces caractères quelques-uns se placent toujours devant la consonne, quelques-autres toujours après, d'autres dessus, d'autres dessous: et néanmoins toutes ces voyèles et toutes ces diphtongues ainsi diversement situées à l'égard de la consonne, ne se doivent prononcer, qu'après elle... Que, si dans la prononciation la syllabe commence par une voyèle, ou par une diphtongue, ou si elle n'est, qu'une pure voyèle, ou une pure diphtongue, alors ils ont un caractère muët, qui tient la place d'une consonne, et qui ne se doit pas prononcer.

Alphabete: eins von Conſonanten: ein zweytes von Vocalen, und ein drittes von Diphtongen; allein ſo wie die Conſonanten beſtändig einen Vocal hinter ſich haben, ſo haben die Vocalen und Diphtongen beſtändig einen Conſonanten vor ſich [1]). Die Sylben-Schrift der Hindus theilte ſich den Ceylaneſen, den Thibetanern ſowohl, als den mongoliſchen Hirten-Völkern, den Americanern und Birmahs, den Peguanern und Siameſen, den Bewohnern von Java und Sumatra, ja ſelbſt den Habeſſiniern mit [2]). So natürlich es war, daß die Hindus, welche Sylben und nicht einzelne Selbſtlauter und Mitlauter ausdrückten, mehr Charaktere brauchten, als die Griechen und weſtlichen Aſiaten; eben ſo natürlich war es, daß nicht alle Völker, welche die indiſche Sylben-Schrift annahmen oder nachbildeten, wegen der Verſchiedenheit der Sprachen eine gleiche Zahl von Buchſtaben erhielten. Die Malayen ſind das einzige oſtindiſche Volk, was entweder die Sylbenſchrift der Hindus nicht annahm, oder ſie nachher gegen das arabiſche Alphabet vertauſchte. Auf Sumatra gibt es zwey Völker, die Rejangs und Battas, deren Sprachen ſehr verwandt und deren Alphabete gänzlich verſchieden ſind [3]), höchſt wahrſcheinlich aus keiner andern Urſache, als weil die einen das arabiſche, die andern das indiſche Alphabet annahmen oder nachahmten. Ich weiß nicht, warum Marsden ſich über dieſe Verſchiedenheit der Schrift unter Völkern von höchſt ähnlichen Mundarten ſo ſehr wundert, da man ſich in Habeſſinien ſowohl der arabiſchen Charak-

1) Man ſehe die Tafeln zu Loubère II. 78.
2) Bruce I. 424. 25. Gött. hiſtor. Mag. 4. 9. beſ. 731 S.
3) Marsden p. 165.

dere, als der Sylbenschrift bedient [1]), und die alten Aegyptier nach der Einführung der alphabetischen Schrift ihre Hieroglyphen beybehielten.

Nicht blos die Beschaffenheiten des Körpers und Geistes, sondern auch die des Gemüths geben zuverläßige Merkmahle her, an welchen man die ursprüngliche Verwandtschaft oder Verschiedenheit von Völkern erkennen kann. Unter Gemüth, im eigentlichen Sinn des Worts, versteht man die natürlichen Anlagen zu Begierden und Verabscheuungen, und die Begierden und Verabscheuungen selbst [2]). Alle Begierden und Verabscheuungen, welche die Erlangung und Vermehrung unserer eigenen Vergnügungen und Vortheile, oder die Abwendung und Verminderung unserer eigenen Schmerzen und Nachtheile zur Absicht haben, werden in gemäßigten Graden selbstisch, in unmäßigen Graden, selbstsüchtig genannt [3]). Von den selbstischen und selbstsüchtigen Begierden und Verabscheuungen unterscheiden sich die sogenannten geselligen Triebe oder Neigungen dadurch, daß sie unmittelbar auf die Beförderung des Glücks und die Abwendung oder Verminderung des Unglücks Anderer gerichtet sind.

Unter den selbstischen und selbstsüchtigen Begierden ist keine allgemeiner, und zugleich in verschiedenen Völkern mehr verschieden, als die Eßlust [4]). Selbst die

1) Bruce l. c.

2) Meine Schrift über die Denk- und Willenskräfte des Menschen. II. 276 u. f. S.

3) l. c. S. 285. 286.

4) Man sehe meine Abhandlung über die Gesetze der Eßlust oder des Appetits verschiedener Völker, im dritten Bande des histor. Mag. 577 u. f. S. Ferner über den Hang vieler Völker zu fetten Speisen

die gemäßigte Eßluſt iſt nach der Verſchiedenheit des Alters und Geſchlechts, und in jedem Alter und Geſchlecht nach der Verſchiedenheit der Perſonen verſchieden. Die Grade der Eßluſt verſchiedener Völker hangen wenig oder gar nicht von der Hitze und Kälte des Klima ab. Die gefräßigſten Völker wohnen eben ſo wohl im heiſſen, als im gemäßigten und kalten Erdgürtel. Auch in den Europäern, welche nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, oder nach Weſtindien, oder nach dem ſüdlichen Amerika auswandern, wird der Appetit nicht allein nicht geſchwächt, ſondern um das doppelte, dreyfache oder vierfache erhöht. Merklichere Wirkungen äußern die Hitze und Kälte des Klima in der Wahl der Speiſen. Die Völker des kalten Erdgürtels genießen faſt keine andere, als animaliſche; die des heiſſen mehr vegetabiliſche als animaliſche Speiſen. Den erſteren würde der Genuß von geſalzenem und geräuchertem Fleiſch bald den Tod bringen. Die europäiſchen Creolen hingegen in Afrika, Weſtindien u. ſ. w. ziehen geräuchertes und geſalzenes Fleiſch dem friſchen vor, ſo wie die urſprünglichen Bewohner des heiſſen Erdgürtels Fleiſch und Fiſche nicht anders eſſen, als wenn ſie in Fäulniß übergegangen ſind. Die einen fanden, daß geſalzenes und geräuchertes, die anderen, daß faulendes Fleiſch und Fiſche das

und Getränken I. 247 u. f. S. Ueber das Eſſen von ſtinkenden Fiſchen und geſalzenem Fleiſche, beſonders im heiſſen Erdgürtel, und dann über den Abſcheu vieler Völker gegen das Salz. Ueber den Genuß von heiſſen Gewürzen im heiſſen Erdgürtel. I. 709—712. II. 57 u. f. S. Ueber den Genuß und die Wirkungen von animaliſchen und vegetabiliſchen Speiſen. IV. 355 u. f. S. Endlich über die Sinnlichkeit und deren verſchiedene Stuffen und Zweige. IV. 586 u. f. S.

kräftigſte Gegenmittel gegen die gefährliche Säure enthalten, die aus dem beſtändigen Genuß von Erdgewächſen, beſonders von kühlenden Früchten entſteht. Die Völker der heiſſen Zone erheben den Geſchmack ihrer Speiſen durch die heftigſten oder heiſſeſten Gewürze. Die Bewohner der kalten Zone brauchen dergleichen wenig oder gar nicht, weil heiſſe Gewürze mehr ihr Blut entzünden, als ihren Verdauungskräften aufhelfen würden. Es iſt eben ſo unerklärlich, warum die Hindus und Japaneſen einen natürlichen Abſcheu gegen Fleiſchſpeiſen, als warum ſo viele Völker in den verſchiedenſten Erdtheilen einen Widerwillen gegen das Salz haben [1]).

Die Hindus ſind die einzige Nation, von welcher man mit Gewißheit ſagen kann, daß ihre Eßluſt zu ſchwach, und eben ſowohl ein Beweis, als eine Folge der urſprünglichen Schwäche ihrer Natur iſt. Deſto größer iſt die Zahl der Völker, welche eine unmäßige Eßluſt beſitzen. Die unmäßige Eßluſt wird bald Gourmandiſe, bald Schlemmerey, bald Gefräßigkeit genannt. Die beiden erſteren ſind Krankheiten ausartender oder verdorbener Völker [2]). Die letztere iſt ein natürliches Gebrechen, das aus einer fehlerhaften, der thieriſchen ſich nähernden Organiſation entſpringt. Der Gourmand und Schlemmer ſtimmen darin zuſammen, daß ſie beyde einen nicht gemeinen Appetit haben: daß ſie auf reitzende und koſtbare Speiſen einen zu großen Werth ſetzen; und daß ſie auf den Genuß und die Verdauung derſelben mehr Zeit und Kräfte verwenden, als die Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur geſtattet. Allein darin

1) II. 64. 65. l. c.

2) l. c. IV. 599 u. f. S.

unterscheidet sich der Schlemmer von dem ächten Gourmand, daß er sich in dem Genuß reitzender und kostbarer Speisen häufig übernimmt, ein Vorwurf, welchen der ächte Gourmand nicht an sich kommen läßt. Die Gefräßigkeit hat mit der Gourmandise und Schlemmerey weiter nichts gemein, als daß auch sie in einem Uebermaaße von Eßlust besteht. Die gefräßigen Völker, zu welchen außer den Amerikanern und Negern die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens gehören [1]), kosten und kauen gewöhnlich nicht, das heißt, sie essen nicht nach wahrer Menschen-Weise, sondern sie verschlingen Speisen, gleich den reissenden Thieren. Eben diese Völker machen fast gar keine Auswahl oder Unterschied unter Nahrungsmitteln, sondern sie verzehren unverdauliche Speisen, wie verdauliche, rohe, wie bereitete, stinkende und mit Unrath bedeckte oder vermischte, wie frische, reitzliche und anziehende. Insofern dieselbigen Völker wählen, ziehen sie fette Speisen den nicht-fetten vor, und so oft sie es können, schlucken sie unglaubliche Quantitäten von reinem Fett oder von flüssigen animalischen Oehlen hinunter [2]). Die gefräßigen Völker füllen den Magen voll, oder überfüllen ihn, ohne daß ihre Eßlust jemals gesättigt wird. Sie mögen so viel gefressen oder sich so oft übergeben haben, als sie wollen; so dauert ihr Appetit unvermindert fort, oder erneuert sich augenblicklich wieder. Auch wird er weder durch die schwersten Wunden und Krankheiten geschwächt, noch durch den tiefsten Schlaf besänftigt: weßwegen besonders die Amerikaner die Nacht über Fleisch an's Feuer legen, damit sie zu jeder Zeit essen können. Alle gefräßigen

1) l. c. III. 579 u. f. S.
2) l. 248 u. f. S.

Völker halten die Gefräßigkeit für eine Tugend, und lieben oder achten Menschen um desto mehr, je gefräßiger sie sind. Ihre Schmäuse sind auf eine gewiße Art Freßkämpfe, an welchen diejenigen den Preis davon tragen, welche am längsten und meisten gefressen haben. Auch geschieht es sehr häufig, daß an solchen Schmäusen mehrere Wettkämpfer sich zu Tode fressen. Wenn die Kamtschadalen die guten alten Zeiten vor der Ankunft der Russen bedauern; so klagen sie darüber, daß sie nicht mehr, wie vormals, täglich zwey oder vier Mahle über die ganze Wohnung wegwerfen können, und daß ihnen dieß Glück höchstens einmal zu Theil werde. Zu der Väter Zeiten habe man oft bis an die Knöchel in dem Ueberflusse herumgewatet, welchen ihre Mägen von sich gegeben hätten, da sie sich hingegen jetzt kaum die Fußsohlen naß machten [1]). Zu den Festen oder Lustbarkeiten sowohl an dem Hofe der ersten Fürsten der Kalmücken, als des Samorin auf der malabarischen Küste gehörten Wettkämpfe, welche man von den größten Fressern anstellen ließ, und an welchen die Sieger belohnt wurden. In Tunkin und anderen südlich-asiatischen Reichen sieht man den Grad der Eßlust als den einzigen oder sichersten Maaßstab der männlichen Stärke und Tapferkeit an. Man nimmt Niemanden zum Soldaten, der nicht mehr, als gewöhnlich ißt; und die angenommenen Krieger werden nach dem Grade ihres Appetits belohnt. Alle Völker, die gleich den Thieren fressen, können auch gleich den Thieren hungern, und drey oder mehrere Tage in dem strengsten Fasten hinbringen, ohne merklich an Kräften und Munterkeit abzunehmen.

1) Gött. histor. Magaz. III. 581. 583.

Die gemischten Völker, die zum Theil tatarischen, zum Theil finnischen oder kalmükischen Ursprungs sind, haben mit dem schlechteren Blute ihrer weniger edlen Vorfahren auch ihre Gefräßigkeit geerbt. Ein Nogaier ist im Stande, an einer Mahlzeit ein ganzes Schaaf zu verzehren [1]). Die kirgisischen Schaafe sind die gröſten und fettesten in Asien, indem blos ihre Fettschwänze zwanzig, dreyßig bis vierzig Pfund schwer sind. Eben deswegen sind vier Kirgisen nöthig, um mit einem kirgisischen Schaaf fertig zu werden [2]). Daß aber die Kirgisen würdige Nebenbuhler der Nogaier sind, kann man allein daraus abnehmen, daß ein Kirgise drey bis vier Pfund reines Pferde-Fett hinabschlucken kann, ohne Beschwerden davon zu fühlen [3]). Den Kirgisen eifern die Baschkiren nach. Einem Baschkiren wird es nicht schwer, in einer Sitzung fünfzehn Pfund Fleisch und acht Maaß Kumyß oder Brantwein aus Stutenmilch zu sich zu nehmen [4]). Unter den schönen Völkern sind die Insulaner der Südsee die einzigen, deren Eßlust dem Appetit der gefräßigen Nationen nahe kommt; doch unterscheiden sie sich von diesen immer darin, daß sie nicht so scheußliche Dinge verschlingen, und sich nicht so oft überfressen, als die Amerikaner, Neger u. s. w. Fast alle Reisende bemerkten mit Verwunderung, daß die Morgenländer in Vergleichung mit den Europäern so wenig äßen [5]). Viel-

1) III. 582. l. c.
2) l. c.
3) Castle S. 37.
4) Georgis Russ. Völk. S. 181. 214.
5) Man sehe die in der Untersuchung über die morgenländischen Völker angeführten Zeugnisse, oder Gött. histor. Magaz. III. 579.

leicht iſt die Mäßigkeit mancher Orientaler im Eſſen mehr ſcheinbar, als wirklich. Sie eſſen nämlich wenig, wenn ſie nicht viel haben, oder wenn ihnen wenig gereicht wird. Dagegen laſſen ſie ihrem ſtarken Appetit einen freyen Lauf, wenn ſie im Ueberfluß ſind, oder auf fremde Koſten zehren. Wenigſtens berichten glaubwürdige Beobachter, daß die tatariſchen Schiffszieher am Irtiſch, und die arabiſchen am Euphrat ungeheuer ſtark gegeſſen hätten, weil die erſteren ihre Koſt von deutſchen oder ruſſiſchen, die anderen von brittiſchen Fremdlingen erhielten. Gewiß kauen und koſten die Morgenländer weniger, als die Europäer. Sie kneten trocken gekochten Reis und Fleiſch in kleinere und größere Ballen zuſammen, und ſchlucken dieſe ganz hinunter. Selbſt ihre feſtlichen Mahlzeiten, an welchen man eine große Menge von Schüſſeln aufträgt, dauern höchſtens eine oder gar nur eine halbe Stunde [1]). Dies wäre unmöglich, wenn die Morgenländer ſo kauten und koſteten, wie wir. Auch die Slaven in Europa können ſich mit wenigeren Speiſen begnügen, als die nicht-ſlaviſchen Nationen unſers Erdtheils; und doch ſind die erſtern viel ſtärkere Eſſer, als dieſe [2]). Die Reſultate der angeführten Thatſachen ſind dieſe: ein jeder ungewöhnlicher Grad von Eßluſt, beſonders aber die eigentliche Gefräßigkeit, eine ausgezeichnete Vorliebe für animaliſches Fett, und ein Vermögen, große Quantitäten davon ohne Schaden verzehren zu können, endlich eine ungewöhnliche Fähigkeit, zu hungern, ſind untrügliche Beweiſe einer unedeln thierartigen Natur; und es iſt alſo gar nicht zu verwun-

1) III. 579.
2) Gött. hiſtor. Magaz. III. 579.

dern, daß die Europäer, deren Natur durch die Verpflanzung in fremde Zonen und Erdtheile verschlechtert wird, in gleichem Grade an Eßlust gewinnen, oder einen stärkern Hang zu fetten Speisen erhalten.

Ein geringeres Gebrechen als Gefräßigkeit, aber immer ein Gebrechen ist diejenige Beschränktheit des Geschmacks, die wenige oder gar keine Abwechslung in Speisen und in den Zubereitungen von Speisen verlangt: die sich vielmehr beständig mit denselbigen schlechten oder unschmackhaften Nahrungsmitteln begnügt und mehr darnach trachtet, ein unangenehmes Bedürfniß so leicht und geschwind als möglich zu stillen, als den Gaumen angenehm zu rühren. Diese Art von Genügsamkeit oder Beschränktheit des Geschmacks zeigt sich am auffallendsten unter den morgenländischen Völkern. Die einen leben das ganze Jahr durch von Brod und Früchten: andere von schweren, halb gebackenen Durrafladen: noch andere von Hirsenbrey; und die reichsten und vornehmsten von Reisbrey, der mit Butter übergossen und mit etwas Fleisch umlegt ist. Den Morgenländern nähern sich in Ansehung der Einfachheit und Einförmigkeit von Speisen die Hindus, die meisten Slaven, die südlichen Europäer und deren Colonien, auch die holländischen Creolen am Cap, die Jahr aus Jahr ein fettes, in Schmalz schwimmendes Hammelfleisch essen. Wenn eine so einfache und einförmige Lebensart als die der genannten Völker ist, etwas lobenswürdiges wäre, so müßte man den genügsamsten Menschen die Thiere vorziehen, weil diese noch weniger Abwechslung und Bereitung bey ihrem Futter verlangen. Der bessere Mensch sollte nicht blos essen, um zu leben, sondern um die Gaben der Natur mit Vergnügen zu genießen; und dies Vergnü-

gen ſollte ihm ſeine Speiſen nicht blos angenehmer, ſondern auch verdaulicher machen. Freylich artet das Wohlgefallen an abwechſelnden und wohlſchmeckenden Speiſen in verdorbenen Völkern in Leckerhaftigkeit, Gourmandiſe und Schlemmerey aus [1]). Allein ſelbſt dieſer Fehler ſind die gefräßigen Nationen gar nicht und die genügſamen ſelten fähig. Man unterſcheidet mit Recht Leckerhaftigkeit von Gourmandiſe und Schlemmerey. Leckerhaftigkeit findet ſehr oft ohne eine ſtarke Eßluſt Statt, die zur Gourmandiſe und Schlemmerey nothwendig erfordert wird. Leckerhafte haben ſogar häufig einen ſchwachen oder nicht einmal mäßigen Appetit. Leckerhaftigkeit bedeutet nicht blos einen ausſchließlichen Geſchmack für Süßigkeiten, dergleichen die großen Tafeln des neuen Frankreichs in den Entremets und dem Deſſert darbieten, ſondern überhaupt eine übermäßige Neigung zu lieblichen und reitzenden Speiſen, ſelbſt alsdann, wenn ihr Genuß der Geſundheit ſchadet.

Zu den Merkmahlen, wodurch der Menſch ſich von den übrigen Thieren unterſcheidet, gehört der Hang zu geiſtigen Getränken und anderen berauſchenden Mitteln. Was bey dem Genuſſe von Speiſen Mäßigkeit iſt, das iſt bey dem Genuſſe geiſtiger Getränke Nüchternheit, wenn man anders dies Wort nicht ſo beſchränkt, daß es eine gänzliche Enthaltung von geiſtigen Getränken anzeigt. Den Hang zum übermäßigen Genuße von geiſtigen Getränken hat man nicht mit ſo vielerley Wörtern bezeichnet, als die übermäßigen Grade der Eßluſt. Wir ſagen von Allen, ohne Unterſchied, die eine unmäßige Neigung zu ſtarken Getränken und anderen berauſchenden Mitteln

1) IV. 499. u. f. S. Götting. hiſtor. Mag.

haben, daß sie der Völlerey ergeben sehen. Der Hang zur Völlerey ist allgemeiner, als die Gefräßigkeit. Hingegen ist die Zahl von Völkern, die mit allen berauschenden Mitteln gänzlich unbekannt waren, oder gar einen natürlichen Widerwillen gegen dieselben hatten, nicht viel größer, als die Zahl derer, in welchen die Eßlust zu schwach ist. Man kann außer den Hindus blos die Grönländer, die Eskimos, die Wilden an der Nordwestküste von Amerika, die Feuerländer und die Bewohner der großen Australländer als solche nennen, die mit geistigen Getränken unbekannt waren, oder gar einen natürlichen Abscheu dagegen hatten [1]). Wenn der Widerwille gegen alle geistige Getränke auch kein Gebrechen ist, so kann man ihn doch auch nicht als einen Vorzug ansehen, so wenig als man unter uns einzelnen Weinhassern und Weiberhassern ihre natürlichen Abneigungen zur Tugend anrechnet.

Die verschiedenen Grade des dem Menschen eigenthümlichen Hanges zu geistigen Getränken geben gleichfalls einen sichern Maasstab zur Bestimmung der Humanität oder Thierheit von Völkern her. Völker sind nemlich um desto thierischer, je weniger sie sich durch den Genuß geistiger Getränke zu stärken oder zu erheitern trachten, je mehr sie hingegen suchen, sich schnell und bis zur größten Sinnlosigkeit zu betäuben: je eckelhaftere und schädlichere Mittel sie brauchen, um sich zu berauschen: je mehr sie endlich von diesen Mitteln zu sich nehmen, je länger sie die Berauschungen fortsetzen, und je öfter sie dieselben erneuern können, ohne ihrer Gesundheit merklich zu schaden. Hingegen besitzen Völker um desto mehr

1) Histor. Mag. I. 128. 129.

wahre Humanität, je mehr sie sich von allen eckelhaften und schädlichen Berauschungsmitteln enthalten: je mehr sie wohlthätige belebende Mittel blos in der Absicht und in dem Maaße genießen, um sich zu stärken und zu erheitern: je seltener sie endlich auch die wohlthätigsten geistigen Getränke in einem solchen Uebermaaße zu sich nehmen, daß sie dadurch zu ihren Verrichtungen und den Freuden der Geselligkeit untüchtig werden, oder gar ihrer Gesundheit schaden.

Unter den bisher genau untersuchten Völkern [1]) sind keine viehischer sowohl in der Wahl, als in dem Mißbrauch von Berauschungsmitteln, als die ursprünglichen Bewohner von Sibirien. Die Kamtschadalen und Koräcken, die Ostiaken und Samojeden, die Jakuten, Tunguſen und Buräten fressen mit mehr als thierischer Gierigkeit den giftigen Fliegenschwamm, wodurch sie eine halbe Stunde nachher rasend oder sinnlos werden [2]). Diejenigen, welche sich dies betäubende Gift nicht verschaffen können, saufen den Urin von Betrunkenen, und spüren davon eben die Wirkungen, welche der Genuß des Schwammes selbst hervorbringt. Steller bezeugt, daß der Urin der Schwammfresser bis auf den vierten oder fünften Mann seine Kraft äußere. Die meisten sibirischen Völker berauschen sich auch dadurch, daß sie den Dampf von Taback so lange mit Wasser hinunterschlucken, bis sie ganz betäubt zu Boden stürzen.

1) In Rücksicht der Völlerey der Neger und Amerikaner verweise ich auf die Abhandlungen im sechsten und siebenten Bande des götting. histor. Magazins, in welchen ich die Natur dieser Völker geschildert habe.

2) Die Zeugnisse stehen in der Abhandlung über den Hang verschiedener Völker zu geistigen Getränken u. s. w. Gött. histor. Mag. I. 127. 128.

Der Tabacksrausch ist den Sibiriaken so angenehm, daß sie gleich von neuem anfangen, sich durch das Verschlucken von Tabacksdampf zu berauben, so bald sie sich von dem ersten Rausche erholt haben. Die Kamtschadalen lernten von den Kosacken aus einem Kraute Kath ein Getränk bereiten, das so scharf ist, daß man Eisen damit ätzen kann. Wer von diesem Getränk nur einige Schaalen trinkt, wird nicht blos blau im Gesicht, wie ein vom Schlage Getroffener, sondern wird auch die ganze Nacht durch von den seltsamsten Phantasien geplagt, und empfindet am folgenden Morgen eine Angst, als wenn er die größten Missethaten begangen hätte.

Fast so scheußlich als die Berauschungsmittel in Sibirien ist der Pfeffertrank, womit die Erihs oder Vornehmen auf den meisten Südsee-Inseln sich betäuben [1]). Der unmäßige Gebrauch des Pfefferaufgusses bringt Abmagerung und Entkräftung des Körpers, Blödsinn und einen scheußlichen aussatzartigen Ausschlag hervor.

Die Hirtenvölker des östlichen Asiens berauschen sich, so oft sie können, in Kumyß, noch lieber in Branntwein und Arrack, wenn sie anders im Stande sind, sich dergleichen zu verschaffen. Im südlichen Asien ist der Gebrauch des Betels allgemein, der Anfangs den Sinn des Geschmacks tödtet, die Zunge und den Hals schält, ja selbst Schwindel erregt, und gewiß also auch dann, wenn man sich an denselben gewöhnt hat, eine einschläfernde Kraft behält [2]). Ueberdem versetzen sich die südlichen Asiaten, die Japanesen ausgenommen, bald durch Arrack,

1) Forsters Beobacht. 415. 420 S.
2) Gött. histor. Magazin, I. 140. 141. Marsden, p. 245.

bald durch Opium oder durch Bomy in eine gänzliche Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, oder in eine gefährliche Raſerey. Im weſtlichen Aſien ſind die kaukaſiſchen Völker die einzigen, unter welchen beyde Geſchlechter ſich täglich in den ſtarken Weinen ihres Landes berauſchen, wovon ſie unglaubliche Quantitäten hinunterſchütten können [1]). Die übrigen Morgenländer ziehen dem Wein den Branntwein und andere gebrannte Waſſer, noch mehr aber Opium vor, welches die Armen durch die Körner und Blätter von Hanf erſetzen [2]). Die Unterſuchungen über die urſprünglichen Bewohner unſers Erdtheils werden uns lehren, daß alle ſlaviſchen Nationen von jeher der Völlerey mehr ergeben waren und auch jezt mehr ergeben ſind, als die nicht-ſlaviſchen [3]): daß unter den lezteren die Völlerey mit der wachſenden Aufklärung und Sittenbeſſerung abnahm, und mit dem anfangenden Sittenverderben zurückkehrte: daß endlich die Europäer, die in fremde Erdtheile, beſonders in die Gegenden der heiſſen Zone verſetzt werden, einen viel ſtärkern Hang zu geiſtigen Getränken erhalten, als ſie in ihrem Vaterlande hatten [4]). — Ungeachtet man alſo keine Urſache hat, eine gänzliche Unbekanntſchaft und Enthaltung mit und von ſtarken Getränken für ein Zeichen beſonderer Vorzüge zu halten, ſo kann man doch mit der größten Zuverſicht behaupten, daß der übermäßige Gebrauch berauſchender Mittel, ſo wie

1) Hiſtor. Mag. I. 131—139.

2) l. c.

3) Man ſehe unterdeſſen meine Vergleichung des ältern und neuen Rußlandes. I. 217—227.

4) Götting. hiſtor. Mag. I. 142.

übermäßige Eßluſt, ein untrügliches Zeichen einer unedeln Natur oder einer Verſchlechterung iſt [1]).

Der Geſchlechtstrieb iſt in verſchiedenen Völkern ſehr verſchieden, und wird eben ſo wenig, als dieſe Eßluſt, durch die Hitze und Kälte des Klima's beſtimmt, indem kalte Völker in ſehr heiſſen, und ſehr heiſſe oder üppige in kalten Gegenden wohnen. Es iſt ein beynahe gleich großes Gebrechen, wenn der Geſchlechtstrieb zu ſtark als wenn er zu ſchwach iſt. Zu ſchwach iſt der Geſchlechtstrieb in den Amerikanern; zu ſtark in den echten Negern und mehreren Völkern des nördlichen und ſüdlichen Aſiens, beſonders den Kamtſchadalen, den Japaneſen und Chineſen, in den Inſulanern der Südſee, am meiſten in den Völkern des weſtlichen Aſiens und des nordweſtlichen Afrika's. In Europa regt ſich der Geſchlechtstrieb mächtiger unter den ſlaviſchen als den nicht-ſlaviſchen Nationen. Wenn unter den lezteren die ſüdlichen Europäer den Stachel des Fleiſches ſtärker als die nördlichen fühlen, ſo rührt dies allem Vermuthen nach weniger von dem Klima als von ihrer Vermiſchung mit morgenländiſchem Blute her. In den Nachkommen der Europäer, welche in das nördliche Amerika auswanderten, ſcheint der Geſchlechtstrieb eher geſchwächt als entzündet worden zu ſeyn. Ganz anders verhält es ſich mit den Abkömmlingen von Europäern, die ſich in den heiſſen Gegenden von Aſien, Afrika und Amerika niederließen. In dieſen nahm der Geſchlechtstrieb, wie alle übrigen Zweige der Sinnlichkeit, um viele Grade zu. So ſehr die Grie-

1) Es iſt nicht richtig, was ich vormals behauptete, daß der Hang zu hitzigen Getränken mit der Wärme des Klima's verhältnißmäßig zunehme und mit der Kälte deſſelben abnehme, l. c.

chen und Römer die Keuſchheit und ſpäten Ehen der alten Germanier und anderer alt-europäiſcher Völker rühmten, ſo allgemein tadelten die Geſchichtſchreiber die Ausgelaſſenheit beyder Geſchlechter unter eben dieſen Nationen in den gleich dunklen und verdorbenen Jahrhunderten des Mittelalters. Schon früher brach unter den Griechen und Römern mit dem überhandnehmenden Sittenverderben die Ueppigkeit beyder Geſchlechter unaufhaltſam los, und wüthete ſo lange fort, bis dadurch alle männliche Tugenden und alle große Gaben dieſer einſt ſo edlen Nationen vernichtet wurden.

Mit dem Geſchlechtstriebe ſteht weder die Schätzung der Jungfrauſchaft noch die Eiferſucht, weder der Hang zur natürlichen Liebe noch die Monogamie und Polygamie von Völkern in einem genauen Verhältniß. —

Den Werth von jungfräulicher Unbeflecktheit verkennen die brünſtigen Neger eben ſo ſehr, als die kalten Amerikaner [1]). Nicht blos die Neger und Amerikaner, ſondern auch die Völker des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens, ja ſelbſt die Inſulaner der Süd-See, weit entfernt, von den Bräuten Jungfrauſchaft zu fordern, verabſcheuten ſie vielmehr, zerſtörten ſie abſichtlich, oder überließen ſie Prieſtern, Vornehmen und Fremdlingen, und ſchätzten Mädchen um deſto höher, je mehr Buhler ſie gehabt, und je mehr Proben von Fruchtbarkeit ſie abgelegt

1) Man ſehe meine Abhandlung über die Begriffe verſchiedener Völker von dem Werthe der Jungfrauſchaft im erſten Bande des gött. hiſtor. Magazins 5. u. f. S. Eine ſeltene Ausnahme ſind die Indianer in der Pinerie, welche die Jungfrauſchaft der Töchter bis zur Ehe zu erhalten ſuchen. Och S. 213.

hatten. Die Völker des westlichen Asiens hingegen und des nordwestlichen Afrika's, auch die meisten europäischen Slaven setzten einen übermäßigen Werth auf das körperliche Zeichen der Jungfrauschaft, straften die Abwesenheit desselben entweder an den Bräuten oder an den Brauteltern auf das härteste, und trugen dasselbe, wenn man es gefunden zu haben glaubte, auf die schamloseste Art zur Schau. Die nicht-slavischen Nationen Europens waren die einzigen auf der Erde, welche die Jungfrauschaft von Bräuten weder verachteten oder verabscheuten, noch solche Proben derselben forderten, wie die Morgenländer und Slaven. Wenn man vormals dergleichen Proben in Portugal, Spanien und Italien verlangte, so war auch diese Sitte ein Beweis, daß die Bewohner der genannten Länder stark mit mauriſchem Blute vermischt worden.

Fast alle Völker, welche die Jungfrauschaft von Bräuten verachteten oder gar verabscheuten, bekümmerten sich um die Treue ihrer Weiber wenig oder gar nicht, und kannten also auch die Regungen der Eifersucht wenig oder gar nicht [1]). Unter vielen Wilden sowohl in Amerika als auf den östlichen Inseln findet man keine eigentliche Ehe, sondern beynahe eine völlige Gemeinschaft der Weiber. Mädchen und Jünglinge, Männer und Weiber laufen zusammen und trennen sich wieder, wiederholen diese Verbindungen und Trennungen drey bis viermal, ohne sich gegenseitig Vorwürfe zu machen, oder von anderen zu erhalten. Unter denselbigen und vielen andes

1) Man sehe meine Betrachtungen über eheloſe Völker, im 2ten Bande des gött. histor. Mag. 385. u. f. S. und dann über die Strafen des Ehebruchs, ib. 682. u. f. S.

ren Völkern leihen die Männer einander die Weiber oder vertauschen und verkaufen sie, oder überlassen wenigstens den Niesbrauch derselben gegen eine Kleinigkeit. Dies leztere geschieht sogar unter den Insulanern der Südsee und den meisten großen Völkern des südlichen Asiens. Wenn die Weiber aller dieser Nationen sich ohne Vorwissen ihrer Ehemänner Anderen hingeben, so werden sie gezüchtigt, nicht sowohl aus Eifersucht, als weil sie Gunstbezeugungen umsonst gestattet haben, wofür die Ehemänner einen Preis hätten erhalten können. Die beleidigten Ehemänner verschaffen sich dadurch Genugthuung, daß sie den Verführern ihrer Weiber Gleiches mit Gleichem vergelten, oder daß sie ihnen die untreuen Weiber abtreten, und sich von den Empfängern Anverwandtinnen derselben ausbitten, oder daß sie endlich auf Schadenersaz dringen. Die eifersüchtigsten Völker auf der ganzen Erde sind außer den Chinesen die Morgenländer und dann die meisten Slaven. Selbst aber im westlichen Asien gestatten die vornehmen Georgier und Mingrelier ihren Weibern die Freyheit, Liebhaber zu halten und zu wechseln, wie die Männer Geliebte haben und wechseln; und die Geringen sind zufrieden, wenn die Verführer ihrer Weiber ein Schwein geben, welches sie nicht selten mit dem Ehebrecher und der Ehebrecherinn gemeinschaftlich verzehren. Auch unter den Berg-Russen oder Pokutiern sind die Männer eben so nachsichtig, als die Weiber nachgiebig sind [1]). Die Männer bieten sogar aus Gastfreundlichkeit Reisenden ihre Weiber an, und die Weiber lassen sich diese Ausübungen der Gastfreundschaft ganz wohl gefallen. Die eifersüchtigen Völker strafen den

1) Hacquets Reisen III. 36.

den Ehebruch an ihren Weibern und deren Verführern allerdings härter, als die nicht-eifersüchtigen; allein die Härte der Strafen steht doch nicht immer mit dem Grade der Eifersucht und der Eingeschlossenheit von Weibern in genauem Verhältniß. Mehrere Morgenländer, besonders die Araber und Druſen ſind ohne Vergleichung eifersüchtiger auf ihre Töchter und Schweſtern, als auf ihre Weiber, weil ſie glauben, daß nur die Schande der erſteren auf ſie ſelbſt, die Schande von Weibern hingegen auf die Anverwandten der lezteren zurückfalle. Die Portugieſen, Spanier und Italiener waren vor noch nicht gar langer Zeit beynahe eben ſo eifersüchtig, als die Morgenländer. Die Einführung des Cicisbeats in Spanien und Italien hat die alte Eiferſucht, wenn auch nicht getödtet, wenigſtens die Gegenſtände derſelben verändert, indem die Spanier und Italiener zwar nicht auf ihre Frauen, aber auf ihre Geliebten eifersüchtig ſind. Je verdorbener die Römer wurden, deſto ſchamloſer wurden die Jungfrauen, deſto zügelloſer die Weiber, deſto häufiger Ehebrüche und Eheſcheidungen: ſo, daß zulezt die Männer in einer Gemeinſchaft der Weiber und die Weiber in einer Gemeinſchaft der Männer lebten. Aehnliche Erſcheinungen haben ſich auch in neueren Zeiten unter mehreren großen Nationen Europens gezeigt.

Der Hang zur unnatürlichen Liebe iſt nicht ſowohl die Wirkung eines mächtigen Geſchlechtstriebes als einer urſprünglichen Schwäche oder einer durch Laſter zugezogenen Entkräftung der Natur. Die unnatürliche Liebe iſt viel gemeiner unter den kalten Amerikanern, als unter den brünſtigen Negern. Dieſelbige Verkehrtheit herrſcht nicht weniger unter den Chineſen, als unter den heiſſeſten morgenländiſchen

Völkern; und selbst unter den lezteren bemerkt man sie am häufigsten in erschöpften Wollüstlingen, deren übersättigte Begierden nicht mehr durch weibliche Reize erweckt werden können. Auch unter den Griechen und Römern nahm der Hang zur unnatürlichen Liebe um desto mehr überhand, je verdorbener diese Völker und je mehr sie durch Laster entkräftet wurden.

Auch die Vielweiberey ist nicht die Wirkung eines übermäßig starken, so wie die Monogamie keine Wirkung oder Beweis eines gemäßigten Geschlechtstriebes ist [1]). Die vornehmste physische Ursache der Vielweiberey liegt in der frühen und kurzdauernden Jugend, Schönheit und Fruchtbarkeit der Weiber, die mit der Zeugungskraft der Männer in keinem Verhältnisse stehen, oder nicht gleiche Schritte halten, und dann vielleicht auch unter manchen Nationen in einer großen Ueberzahl weiblicher Geburten [2]).

Die Weltweisen des Alterthums hielten die Liebe des Lebens und den Abscheu der Vernichtung eben sowohl, als die Selbstliebe, für instinctartige Triebe, die den Thieren, wie den Menschen, angeboren oder eingepflanzt seyen. Wenn man dieses auch zugibt, so kann man doch wiederum nicht verkennen, daß die Liebe des Lebens in unzähligen Fällen nicht blos gänzlich ausgelöscht wird, sondern einem unüberwindlichen Lebensekel und einem unaufhaltsamen Triebe zum Selbstmorde Platz macht. Der Hang zum

1) Man sehe meine Abhandlung über die Ursachen der Vielweiberey, im 2n Bande des gött. histor. Mag. 471. u. f. S.

2) Dies behauptet wenigstens Bruce von allen morgenländischen Völkern, I. 284. 285. 87. 88. Man vergleiche Langstedts Reisen S. 160. Einige moralische Ursachen der Vielweiberey habe ich in der vorher angeführten Abhandlung berührt.

Selbſtmorde ſteht in ganzen Völkern immer mit ihrer natürlichen Gefühlloſigkeit, ihrer Reizbarkeit und der aus dieſer Reizbarkeit entſtehenden Feigheit oder Furchtſamkeit in dem genauſten Verhältniß. Die gefühlloſeſten, reizbarſten und feigſten Völker auf der ganzen Erde ſind die Amerikaner, die Neger und die Bewohner des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens, und gerade unter dieſen Völkern geſchieht es am häufigſten, daß Menſchen durch die geringſten Widerwärtigkeiten, Drohungen und Gefahren zur Verzweiflung und zum Selbſtmorde getrieben werden [1]). So ſonderbar es ſcheint, daß Völker, welche ſo gefühllos ſind, als die Amerikaner, die Neger, die Bewohner des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens, durch die geringſten Widerwärtigkeiten und Gefahren außer ſich geſetzt werden; eben ſo ſonderbar ſcheint es, daß Menſchen, welche bey den geringſten Unfällen ſo leicht in Convulſionen und Verzweiflung fallen, auch ſich ſelbſt ſo leicht das Leben nehmen, die ſchrecklichſten Marter eines langſamen und unvermeidlichen Todes mit einer in unſerm Erdtheil unerhörten Unerſchütterlichkeit ertragen. Allein dieſe anſcheinenden Widerſprüche verſchwinden, ſo bald man die eigenthümlichen Anlagen der genannten Völker erforſcht hat. Ihre Kleinmüthigkeit und Niedergeworfenheit bey den geringfügigſten Anläſſen entſtehen nicht aus Liebe des Lebens, ſondern aus

1) Man ſehe zuerſt meine Bemerkungen über den Hang mancher Völker zum Selbſtmorde, im 2ten Bande des gött. hiſt. Mag. 104. u. f. S. Dann über die Reizbarkeit und Feigheit der Neger, ſo wie über ihren Hang zum Selbſtmorde, ib. VI. 414, 415. über die der Amerikaner, VII. 118. 119. der Völker des nördlichen und öſtlichen Aſiens, ib. 240. 41. des ſüdlichen Aſiens, ib. 280. 281 S.

urſprünglicher Schwäche und Reizbarkeit. Sie nehmen ſich in Anfällen von epileptiſcher Wuth oder Verzweiflung das Leben; und wegen ihrer natürlichen Gefühlloſigkeit dulden ſie die fürchterlichſten Marter ſowohl als den unvermeidlichen Tod mit einer Ruhe, deren empfindliche Menſchen nicht fähig ſind. Die Morgenländer ſind weniger gefühllos, weniger reizbar und kleinmüthig, alſo auch weniger geneigt zum Selbſtmorde, als die vorher genannten Völker; und die Slaven wiederum weniger als die Morgenländer [1]). Auch die Slaven und Morgenländer aber ertragen Schmerzen und den unvermeidlichen Tod mit mehr Ruhe oder vielmehr Kälte, als die ungleich tapferern nicht-ſlaviſchen Nationen unſers Erdtheils. Nach den Wahrnehmungen der Aerzte entſteht unter den lezteren in einzelnen Individuen Ueberdruß des Lebens und Neigung zum Selbſtmorde entweder aus einer durch übermäßigen Genuß hervorgebrachten Entkräftung der Natur oder aus der Täuſchung gewaltiger Leidenſchaften und überſpannter Hoffnungen oder endlich aus einer geheimen Zerrüttung des Körpers, des Geiſtes und des Gemüths: alſo immer aus Gebrechen und Krankheiten, wodurch die damit behafteten den urſprünglich ſchwachen Völkern genähert werden. Gewiß werden meine Leſer mit mir darin übereinſtimmen, daß Geringſchätzung des Lebens und Neigung zum Selbſtmorde eben ſo untrügliche Merkmahle von angeborner Schwäche und Reizbarkeit ſind, als eine thieriſche Gleichgültigkeit in Martern und im Tode ein Beweis von natürlicher Gefühlloſigkeit iſt.

1) Man ſehe die Abhandlung über die Natur dieſer Völker im ſiebenten Bande des gött. Mag.

Ein viel größeres Gebrechen als die Beschränktheit des Geschmacks, der sich ohne Unterlaß mit den schlechtesten Nahrungsmitteln befriedigt, ist diejenige Genügsamkeit, die in Rücksicht auf Kleidung, Wohnung und Hausrath mit dem Unentbehrlichen zufrieden ist, und allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, welche eine saubere und anständige Kleidung, eine geräumige, reinliche und gefällige Wohnung, endlich hinlängliches, bequemes und zierliches Haus- und Tischgeräth gewähren, gern entsaget, sobald sie nur durch geringe oder mäßige Anstrengungen erworben werden können. Manche Wilde gleichen den Thieren darin, daß sie gar keine Kleidung und künstliche Wohnung, auch wenig oder gar kein Geräth haben. Die Meisten suchen und verschaffen sich einigen Schutz gegen die Beschwerden der Jahrszeiten und Witterung, auch einige Werkzeuge, um ihre Nahrung zu gewinnen und sich gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Allein wie unsicher, enge und säuisch, wie übelriechend oder dumpfig sind die Hütten der meisten Amerikaner, Neger und sibirischen Völker: wie schmutzig und voll Ungeziefers die Felle oder Lumpen, womit sie sich bedecken: wie dürftig endlich ihr Hausrath! Der große Haufe in den Reichen des südlichen und westlichen Asiens, ja selbst unter den europäischen Slaven wohnt nicht besser, nährt und kleidet sich nicht viel besser als die Wilden in allen Erdtheilen. Auch die südlichen Völker unsers Erdtheils, die stark mit morgenländischem Blut vermischt sind, suchen und kennen die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens viel weniger als die nicht-slavischen Nationen des nördlichen Europa's. Die lezteren sind die einzigen Völker auf der ganzen Erde, die nicht blos leben, um zu leben,

ſondern auch ihr Leben zu genieſſen und zu verſchönern wiſſen. Die deutſchen und engliſchen, die holländiſchen und franzöſiſchen Colonien hingegen in beyden Indien, in Afrika, im nördlichen und ſüdlichen Amerika verkündigen ihre Ausartung auch dadurch, daß ſie entweder in eine ſinnlose Verſchwendung und Prachtliebe verſinken, oder daß ſie in kurzer Zeit ohne Murren allen den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten entſagen, ohne welche wir glauben, daß das Leben nicht lebenswerth ſey. Beſonders ſind die entfernteren Pflanzer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und im freyen Amerika in Rückſicht auf Nahrung und Kleidung, auf Wohnung und Hausrath den Wilden, in deren Nachbarſchaft ſie wohnen, ähnlicher als ihren Stammvölkern. Gewiß alſo iſt die Genügſamkeit, die nur das Unentbehrliche verlangt, ohne nach dem Bequemen und Angenehmen zu ringen, kein Zeichen einer edeln Menſchen-Natur.

Thiere, die ihren Hunger und Durſt geſtillt haben, ſchlafen oder ruhen Tage lang, ohne weiter etwas zu bedürfen. Je thierartiger Völker ſind, deſto mehr nähern ſie ſich auch durch ihre träge, gleich unergötzte und unbeſchäftigte Muße den übrigen Thieren. Wenn die Amerikaner, die Neger und ſibiriſchen Wilden ihren Fiſchfang und ihre Jagd vollendet und nicht gerade an ihren Fahrzeugen oder Waffen und Inſtrumenten nothwendig zu arbeiten haben; ſo ſchlafen ſie oder liegen, oder ſitzen wenigſtens Tage lang in ihren Hütten, ohne die geringſte Langeweile zu empfinden. Selbſt die meiſten ſüdlichen Aſiaten, Morgenländer und Slaven überlaſſen ſich dem Schlaf oder einer ſchlummerähnlichen Ruhe, wenn ſie nicht durch eigene Noth oder durch fremden Zwang aufgetrieben werden. Daſſelbige kann man von den entfernteren

Pflanzern am Vorgebirge der guten Hoffnung und im nördlichen Amerika ſagen. Von den erſteren melden Reiſende ausdrücklich, daß ſie weder häusliche noch öffentliche oder gemeinſchaftliche Luſtbarkeiten kennen. Die gewöhnlichſten Ergötzungen ungebildeter Völker ſind außer Schmäuſen und Trinkgelagen, Tänze, mit oder ohne Geſang und Muſik, Glücksſpiele und gemeinſchaftliche Unterhaltungen. Der Neigung zum Tanz ſind die Neger, der zu Glücksſpielen die Amerikaner und einige Nationen des ſüdlichen Aſiens am meiſten ergeben. Tägliche oder häufige Zuſammenkünfte, in der Abſicht, ſich gegenſeitig zu unterhalten, ſind unter den Negern häufiger, als unter den Amerikanern. Die Morgenländer haſſen ſowohl Glücksſpiele als Tänze, an welchen ſie ſelbſt Theil nehmen: die lezteren als entehrend, die erſteren weil ſie im Koran verboten ſind. Die Morgenländer lieben keine andere Tänze als die von öffentlichen Weibsperſonen, wodurch die Entzückungen der Liebe dargeſtellt werden. In den Kaffeehäuſern des Orients herrſcht die größte Stille, die nur von Zeit zu Zeit durch die Reden geiſtlicher Perſonen oder durch die Erzählungen von Mährchen-Dichtern unterbrochen wird. Die vornehmſte Ergötzung der Großen und ihrer Gefolge beſteht in Streitübungen, wo Einer den Andern durch den Wurf eines kurzen Stabes zu treffen ſucht. Die Slaven weichen ſeit undenklichen Zeiten von den Morgenländern, denen ſie ſonſt ſo ähnlich waren, in wenigen Stücken mehr ab, als durch ihren ausgezeichneten Hang zu Tanz, Geſang und Muſik. Weder die Morgenländer noch die Slaven hatten eine ſo große Menge und Mannichfaltigkeit von Ergötzungen, als die nicht-ſlaviſchen Nationen Europens. Unter den lezteren beſtanden in älteren

Zeiten die vornehmsten Lustbarkeiten in gymnastischen oder kriegerischen Uebungen und Wettkämpfen, zu welchen das andere Geschlecht, so wie zu allen festlichen Zusammenkünften und Gastmählern zugezogen wurde. Als der Geschmack an gymnastischen und kriegerischen Wettkämpfen sich verlohr, bildeten sich die Poesie und Musik, der Tanz und das Schauspiel zu wahrhaft schönen Künsten aus, und wetteiferten mit der Kunst der ächten Geselligkeit in der Schöpfung von immer neuen Vergnügungen. Es ist nicht zu läugnen, daß das Verlangen nach Lustbarkeiten schon unter den Griechen und Römern, auch unter den höheren Ständen der großen Städte des neuern Europa, in eine wirkliche Ergötzungswuth ausartete, und viele Menschen zu allen nützlichen Arbeiten gleich untüchtig und abgeneigt machte. Diese Ergötzungssucht ist eine bloße Ausartung guter Anlagen, da hingegen eine beynahe völlige Gleichgültigkeit gegen Ergötzungen und Zerstreuungen einen ursprünglichen Mangel guter Anlagen voraussetzt.

So natürlich es ist, sich selbst zu lieben und zu achten; eben so natürlich ist das Verlangen nach dem Beyfall Anderer. Die Begierde von Anderen bald geliebt und geachtet, bald bewundert und vorgezogen, bald gefürchtet und beneidet zu werden ist die Quelle der Putz- und Prunksucht, der Ehrsucht und des Ehrgeitzes, des Wetteifers und des Neides, der Eifersucht und Arroganz: ja sie ist sogar die Hauptursache des Strebens der Menschen nach Reichthum und Macht, und aller der Gebrechen, die mit den genannten Beschaffenheiten des Gemüths verbunden sind: der Verläumdungs-, Verkleinerungs- und Unterdrückungssucht u. s. w.

Eine jede übermäßige Schätzung seiner selbst

kann Eigenliebe genannt werden, wenn man anders Eigenliebe nicht als gleichgeltend mit Selbstsucht nimmt. Die Eigenliebe äußert sich bald als Eitelkeit, bald als Stolz. Wenn der Stolz Zeichen des Beyfalls verlangt, die ihm nicht gebühren, oder die sich nicht erzwingen lassen, oder wenn er mit sichtbaren Merkmahlen der Geringschätzung Anderer verknüpft ist; so belegt man ihn mit dem Namen des Hochmuths.

Eitelkeit ist zuerst das Bestreben von gewißen Vorzügen, welche man übermäßig schätzt, und die keinen verhältnißmäßigen Werth haben, auch in Anderen eine ähnliche Schätzung zu erregen, um dieser Schätzung gemäß geliebt oder geachtet, bewundert oder beneidet zu werden. Menschen also, welche von ihrem Putz oder ihrer Kleidung, ihren Reichthümern, ihrem Ansehen und Einflusse, ihrer Schönheit und Stärke, und anderen äußeren Vorzügen eine zu große Meynung haben, und diese Meynung in der angeführten Absicht in anderen zu erregen suchen, werden mit Recht zu den Eitlen gezählt.

Eitelkeit ist ferner die Begierde, wirkliche Vorzüge, welche man besitzt und nicht überschätzt, beständig oder doch zur Unzeit zur Schau zu tragen, damit sie von andern bemerkt, bewundert oder beneidet werden. Den Vorwurf der Eitelkeit verdienen also Gelehrte, welche unaufhörlich oder zur Unzeit von ihrer Gelehrsamkeit und ihren gelehrten Arbeiten: Krieger, die von ihren Thaten: Geschäftsmänner, die von ihren wichtigen Geschäften reden. Denselbigen Vorwurf verdienen Männer und Weiber, die beständig mit der Schönheit ihres Körpers oder einzelner Theile desselben erfüllt und beschäftigt sind, um sie von an-

deren bemerken und bewundern, oder beneiden zu machen.

Eitelkeit ist endlich die Begierde nach Beyfall, welchen man nicht verdient, oder das Bestreben, in Anderen die Meynung von Vorzügen zu erregen, welche man nicht besitzt, und von welchen man selbst weiß, daß man sie nicht besitzt. Unzählige Menschen wollen für jünger, schöner, größer, stärker, reicher, angesehener, gelehrter, tapferer u. s. w. gehalten werden, als sie wirklich sind.

Eitelkeit ist den beschränktesten und rohesten Jägern oder Fischern mit den geistvollsten und gebildetsten Völkern gemein. Selbst nackte Wilde, die ihren Körper wenig oder gar nicht bedecken, erhöhen ihre natürlichen Gebrechen, in der Absicht sich zu verschönern. Sie bemahlen oder punktiren ihren Leib, und bringen an Ohren, Nasen, Lippen, Wangen und Haaren allerley Zierrathen an, bald um den Ihrigen liebenswürdiger, bald um den Feinden furchtbarer zu erscheinen. Unter Ichthyophagen streben Männer und Jünglinge darnach, für die geschicktesten Schiffer und Fischer, unter Jägern, für die erfahrensten Jäger; unter beyden, für die schlausten und glücklichsten Krieger gehalten zu werden. Unter den meisten amerikanischen Völkerschaften unterwerfen sich Männer und Jünglinge den langwierigsten Prüfungen, und fast mehr, als menschlichen Martern, um zur Ehre von Führern und Häuptern zu gelangen. Die Eitelkeit beschränkter und roher Völker ist nicht nur größer, sondern kindischer und widersinniger, als die von geistvollen und gebildeten Menschen. Alle Wilde verunstalten sich, indem sie sich zu verschönern glauben, und machen sich lächerlich, indem sie furcht-

barer zu werden hoffen. Auch unter ſinkenden und verdorbenen Nationen wird die Eitelkeit nicht blos größer, ſondern widerſinniger. Unter den Römern ſuchten ſchon zu den Zeiten Auguſts und ſeiner erſten Nachfolger viele vornehme Männer und Jünglinge ſich durch eine weibiſche Weichlichkeit und Glätte des Körpers, durch weibiſchen Putz und Kleidung, durch weibiſchen Gang, Stimme und Geberden auszuzeichnen. Je größer und kindiſcher alſo die Eitelkeit, und beſonders die Putzſucht von Völkern iſt, ein deſto ſichereres Merkmahl iſt ſie von einer unedeln oder verdorbenen Natur.

Putzſucht kann ohne Prunkſucht, und umgekehrt Statt finden. Prunkſucht iſt das Verlangen und Beſtreben durch prächtige oder koſtbare Kleider, Schmuck und Geſchirr, durch prächtige Wohnungen und Hausrath, durch zahlreiche und glänzende Gefolge und Dienerſchaften die Meynung und Bewunderung von ungewöhnlichen Reichthümern, Macht und Anſehen zu erregen. Wenn Prunkſüchtige auch durch Kleider und Schmuck prangen, ſo geſchieht es nicht in der Abſicht, um dadurch ſchöner, ſondern um reicher, mächtiger und angeſehener zu erſcheinen. Die Prunkſucht iſt unter beſchränkten und wenig gebildeten Völkern größer, widerſinniger und unvernünftiger, als unter geiſtvollen und gebildeten: unter verdorbenen größer, widerſinniger und unvernünftiger, als unter unverdorbenen. Wenn die Perſer zu Reichthümern und Ehren gelangen, ſo verſchwenden ſie in koſtbaren Kleidern und Schmuck, in Pferden und Pferdegeſchirr, in Waffen, Sclaven und Sclavinnen ſo ſehr, daß ſie in kurzer Zeit an den Bettelſtab gerathen. Auf eine ähnliche Art prunken viele Creolen in beyden Indien, und der größte Theil des pohlni-

ſchen und ruſſiſchen Adels. Die Großen und Vornehmen in Italien und Spanien prunken mit koſtbaren Palläſten, Villa's und Gärten, mit koſtbaren Kunſt-Sammlungen und Equipagen, auch mit zahlreichen Dienerſchaften. Sie ſtürzen ſich darüber in unermeßliche Schulden, und verſagen ſich zugleich die gemeinſten Bequemlichkeiten des Lebens.

Die beſchränkteſten und roheſten Völker ſind ſehr oft nicht blos eitel, ſondern auch ſtolz, und überheben ſich wegen unbedeutender oder eingebildeter Vorzüge. Die Grönländer dünken ſich viel mehr, als die Europäer, weil dieſe nicht, wie ſie, fiſchen und ſchiffen können. Die amerikaniſchen Wilden verachten die Blauken, weil dieſe nicht im Stande ſind, gleich ihnen zu faſten, zu laufen und zu jagen. Auch die Neger und Chineſen ſetzen ſich weit über die Europäer weg, weil die letzteren weder ſo fein ſtehlen, noch betrügen, als ſie. Der Stolz beſchränkter und ungebildeter Völker iſt eben ſo widerſinnig, als ihre Putz- und Prunkſucht. Sie verkennen Vorzüge, welche die menſchliche Natur am meiſten ehren und zieren, und überſchätzen Eigenſchaften, die einen geringen Werth haben, oder gar die menſchliche Natur verunſtalten. Unzählige Völker ſind ſtolz auf ihre Gefräßigkeit und Völlerey: Andere auf ihre Behendigkeit im Stehlen und Betrügen, oder auf ihre Fertigkeit im Meuchelmorden. Daß Völker, die in Anſehung der Anlagen des Geiſtes und Gemüths ſehr von einander abweichen, auch in ihren Urtheilen über das, was Achtung und Verachtung verdient, oder Ehre und Schande bringt, von einander verſchieden ſind, iſt weniger zu verwundern, als daß dieſelbigen geiſtvollen Nationen zu verſchiedenen Zeiten den Ackerbau, Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaf-

ren, Diebstahl und offenbaren Raub bald achteten und bald verachteten [1]).

Die wahre Herrschsucht, das heißt, eine unmäßige Begierde nach Macht, um der Macht willen, kann die Leidenschaft einzelner Individuen, oder Familien, oder Stände, aber nicht ganzer Nationen werden: weßwegen ich auch hier von derselben weiter nichts sage. Ganz anders verhält es sich mit Habsucht und Geitz. Beyde sind unmäßige Begierden nach Schätzen. Die Habsucht unterscheidet sich aber vom Geitz dadurch, daß sie Schätze nicht um ihrer selbst willen begehrt, sondern um sich dadurch desto mehr sinnliche Vergnügungen, oder Macht und Ansehen zu verschaffen. Der Geitz hingegen trachtet nach Schätzen, blos um sie mit Vergnügen bewahren und anhäufen zu können. Der Geitz ist um desto stärker, je mehr Geitzige sich alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen, oder gar die Nothwendigkeiten des Lebens versagen: je weniger sie geneigt sind, dem Leiden oder dem Verdienst ihrer Brüder ab- oder aufzuhelfen: je mehr Niederträchtigkeiten und Verbrechen sie sich endlich erlauben, um durch das Unrecht, was sie Anderen anthun, ihre Schätze zu vermehren. Man gehe die Völker, von welchen ich bisher gehandelt habe, in Gedanken durch, und man wird finden, daß Habsucht oder Geitz ihre herrschende, oder eine ihrer herrschenden Leidenschaften ist. Die Lappen scharren alles, was sie von gemeinstem oder verarbeitetem Silber erhalten, mit der größten Sierigkeit zusammen, und verbergen es selbst vor ihren Weibern und Kindern so sorgfältig, daß

1) Man sehe meine Betrachtungen über die Begriffe verschiedener Völker von Ehre und Schande, im 3ten Bande des Gött. histor. Mag. 429 u. f. S.

die gesammelten Schätze meistens mit dem Tode des Besitzers verlohren gehen. Die reichsten Lappen leben nicht besser, als die Armen: ausgenommen, daß sie sich häufiger in Branntwein gütlich thun. Wenn sie auch noch so große Rennthierheerden haben, so schlachten sie selten eins derselben, sondern begnügen sich, wie die mongolischen Hirtenvölker mit dem kranken oder gefallenen Vieh. Unter den Bewohnern des südlichen Asiens zeichnen sich die Chinesen am meisten durch ihre Habsucht oder ihren Geitz aus. Sie scheuen keine Art von Lug und Trug, keine Verrätherey und Dieberey, keinen Mord oder andere Gewaltthätigkeit, um entweder öffentliche Gelder oder das Vermögen von Fremdlingen und Mitbürgern an sich zu bringen. Von den Kaufleuten, Fürsten, und anderen Großen unter den Hindus ist es bekannt, daß sie keine andere Leidenschaft, als einen kalten, stets wachenden und unersättlichen Geitz haben. Die Nationen des Morgenlandes sind sich einander darin ähnlich, daß sie nichts umsonst thun, und daß sie alles wagen, was ihnen Vortheile bringt: doch kann man einige, besonders die Perser und Mohren in Hindostan eher habsüchtig, als geitzig, andere, vorzüglich die Armenier und Juden mehr geitzig, als habsüchtig nennen. Die größten slavischen Völker in Europa geben den Morgenländern in Rücksicht auf Habsucht und Geitz wenig oder gar nichts nach [1]). Vielleicht ist in den vornehmen Slaven noch häufiger,

1) Ueber die Habsucht und den Geitz der Russen, meine Vergleichung des ältern und neuern Rußlands. I. 230—252. Ueber den Geitz und die Habsucht der Pohlen. Reise eines Liefländers. III. 113. 186. 187. 188. Hacquets Reisen in die dacischen Alpen. III. 115.

als in den Großen des Morgenlandes, eine schmutzige Filzigkeit mit einer sinnlosen Verschwendung gepaart [1]).

Je schwächer, reizbarer und kleinmüthiger Völker sind, desto tiefer werden sie durch beleidigende Worte und Handlungen verwundet: desto weniger äußert sich der Verdruß über die empfangenen Beleidigungen in Mienen und Geberden, in Worten und That: desto brennender und unversöhnlicher wird die Rachgier gegen die Beleidiger selbst, oder wenn dieses auch geschieht, so wird sie um desto geheimer und unerforschlicher ausgeübt. Die schwachen und kleinmüthigen Nationen kennen den Jähzorn, oder wie die Franzosen sagen, den rothen Zorn, der in drohende Mienen, Geberden und Worte, oder gar in Thätlichkeiten ausbricht, wenig oder gar nicht. Ihr Verdruß ist mehr ein stiller, verbissener Grimm, der aber die Beleidigten sehr oft so außer sich setzt, daß zum Beyspiel junge Amerikaner und Amerikanerinnen bey den geringsten Vorwürfen ihrer Eltern sich selbst das Leben nehmen. Auf eine ähnliche Art wüthen häufig die afrikanischen Neger und die sibirischen Wilden gegen sich selbst. Meine Leser erinnern sich, daß auch die Japanesen und Hindus sehr oft sich selbst, oder ihre Weiber und Kinder umbringen, um ihre Beleidiger zu zwingen, daß sie ein Gleiches thun. Wenn die Malayen sich rächen wollen, so berauschen sie sich in Opium oder Bang, rennen durch die Straßen und stoßen alles nieder, was ihnen vorkommt. Die Araber nehmen Blutrache nicht an dem Mörder oder Todtschläger Eins der Ihrigen, sondern an Einem seiner vornehmsten Blutsverwandten. Die übrigen Morgenländer, die Slaven, und meh-

1) *Hacquet l. c.*

rere Völker des südlichen Europa, die den Morgenländern nahe verwandt sind, rächen sich durch Meuchelmord, welchen sie selbst an ihren Widersachern ausüben, oder durch gedungene Meuchelmörder vollziehen lassen. Meine Leser können leicht den Schluß ziehen, in wiefern theils die Eindrücke, welche zugefügte Beleidigungen hervorbringen, theils der Grad und die Aeußerungen der Rache Merkmahle des Werths und Unwerths, der natürlichen Verwandtschaft und Verschiedenheit von Völkern sind.

Völker, die bis zu einem gewißen Grade gefühllos und schwach, wegen ihrer Gefühllosigkeit edlerer Empfindungen und Triebe unfähig, wegen ihrer Schwäche in gleichen Graden kleinmüthig und träge sind, können unmöglich richtige Begriffe von Freyheit und ächte Freyheitsliebe besitzen. Was man an solchen Nationen manchmal als Freyheitsliebe gepriesen hat, war weiter nichts, als Hang zur Ungebundenheit oder Abscheu alles Zwanges, der sie hinderte, ihren Launen und Gewohnheiten, besonders ihrer natürlichen Trägheit nachzuhängen [1]). So bald die gefühllosen und schwachen, die trägen, feigen und übelgearteten Bewohner der neuen Welt aus dem Stande der Wildheit herausgingen, und sich in größere, festsitzende, dem Feldbau mehr, als dem Fischfange und der Jagd ergebene Gesellschaften vereinigten; so fielen sie gleich in die Fesseln des scheußlichsten Despotismus, welche sie willig ertrugen, ungeachtet sie denselben durch die Flucht leicht hätten entgehen können [2]).

Eben

1) Man sehe meine Unters. über die Ursachen des Despotismus, im zweyten Bande des Gött. histor. Magaz. 193 u. f. S.

2) l. c. 203 u. f. S.

Eben dieſes widerfuhr den Negern und oſtindiſchen Inſulanern [1]). Selbſt die großen mongoliſchen Hirtenvölker genoßen nie die Vorzüge der Freyheit, die mit dem Hirtenſtande unzertrennlich verbunden zu ſeyn ſcheint, ſondern waren von jeher ihren angeerbten und göttlich verehrten Fürſten mit unbegränztem Gehorſam unterthan [2]). Seit undenklichen Zeiten war in Aſien der Deſpotismus nirgend verheerender, als unter den gefühlloſen und ſchwachen, den trägen und kleinmüthigen hinterindiſchen Völkern [3]). Im weſtlichen Aſien gab es wenigſtens Zeiten, wo die unumſchränkten Beherrſcher ſich nicht alles erlaubten, was der Genius ihrer Unterthanen ihnen geſtattet hätte. Allein im Ganzen waren doch die ackerbauenden Völker des Morgenlandes, mit Ausnahme der ſtädtiſchen Araber, auf der einen Seite zu gefühllos, zu träge, zu kleinmüthig und knechtiſch, als daß ſie ſich der willkührlichen Macht unumſchränkter Beherrſcher widerſetzen könnten; auf der andern Seite ſo übelgeartet oder verderben, daß ſie nur allein durch die eiſerne Ruthe von Deſpoten im Zaum gehalten, und vom Böſen zurückgeſchreckt werden konnten. Die arabiſchen und tatariſchen Hirten waren neben den Lesghiern die einzigen Völker des weſtlichen Aſiens, welche ſich der willkührlichen Gewalt ihrer Beherrſcher erwehrten. In Europa übten die Regenten oder der Adel unter den ſlaviſchen Nationen beſtändig eine unumſchränkte und willkührliche Gewalt über das Leben, die Freyheit und das Eigenthum der Unterthanen aus, und die Unterthanen erkannten wegen ihres

1) l. c. S. 208—9.
2) S. 262.
3) Meine Betrachtung über die Fruchtbarkeit von Aſien. II. 253. 289 u. f. S.

knechtiſchen Sinnes dieſe Gewalt, welche ihr eigenes Leben, Vermögen und Freyheit der Willkühr von Oberen übergab, als eine rechtmäßige Gewalt an [1]). Selbſt deutſche Herren mußten wendiſche Knechte unter eine viel härtere Zucht nehmen, als nicht-wendiſche, weil man allenthalben die Erfahrung machte, daß jene nur durch die ſtrengſte Aufſicht und durch unausbleibliche Strafen zum Guten angetrieben und vom Böſen zurückgehalten werden könnten. Die edleren europäiſchen Völker duldeten nicht eher den Mißbrauch willkührlicher Gewalt als bis ſie durch Laſter und Elend ſo entkräftet und in ihrem Innerſten verdorben waren, daß ſie weder das Herz hatten, ſich den Anmaaßungen unumſchränkter Herren zu widerſetzen, noch auch anders, als durch das Schwerdt und die Geiſſel von Deſpoten gebändigt werden konnten [2]).

Unter den deutſchen und allen übrigen nicht-ſlaviſchen Nationen unſers Erdtheils ſind gut organiſirte Menſchen ſo beſchaffen, daß unverdiente Leiden Anderer in ihnen aufrichtiges Mitleid und verdientes Glück aufrichtige Mitfreude erzeugt. Da die Leiden und Freuden Anderer uns nicht gleichgültig ſind: da unverdiente Leiden in uns aufrichtiges Mitleid, verdiente Freuden, reine Mitfreude erregen; ſo können uns auch ſolche Handlungen und Geſinnungen der Menſchen nicht gleichgültig ſeyn, wodurch das Glück oder Unglück Anderer abſichtlich befördert oder vermindert wird. Die Empfänglichkeit gut organiſirter Menſchen alſo gegen die Freuden und Leiden anderer

1) Meine Vergleichung des ältern und neuern Rußl. I. 272. u. f. S. beſ. 206. u. f. S. Reiſe eines Liefländers, III. 217. u. f. S.

2) Gött. hiſtor. Mag. II. 220. u. f. S.

empfindender Weſen iſt die einzige und unmittelbare Quelle des moraliſchen Sinns oder der ſittlichen Gefühle: der Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit uns ſelbſt: der Freude über unſere guten, der Betrübniß über unſere böſen Handlungen: der Dankbarkeit gegen Wohlthäter: der Liebe und Hochachtung gegen Tugendhafte, die Andere glücklich gemacht oder ihre Leiden gemindert haben: des Abſcheus und der Verachtung gegen böſe Menſchen und Handlungen: der Freude über belohnte Verdienſte und gerechte Strafen: des Schmerzes über nicht belohnte Verdienſte und nicht beſtrafte Verbrechen. In eben den Graden, in welchen einzelne Menſchen und ganze Völker der ſympathetiſchen und ſittlichen Gefühle empfänglich ſind, werden ſie auch der geſelligen Triebe und Neigungen fähig, welche unmittelbar auf die Beförderung des Glücks und die Abwendung oder Verminderung des Unglücks Anderer gerichtet ſind. Von dieſer Art ſind die Triebe der Menſchenliebe oder des uneigennützigen Wohlwollens: die Triebe der Barmherzigkeit und Nothhülfe, der Dienſtfertigkeit und Dankbarkeit: Liebe des Vaterlandes, der Eltern, Gatten, Kinder, Freunde und überhaupt aller guten Menſchen: das Beſtreben, dem Verdienſt die gebührenden Belohnungen zu verſchaffen, die Urheber böſer Handlungen zur gebührenden Strafe zu bringen, wegen angethanen Unrechts Genugthuung zu geben u. ſ. w. Die Erfahrung lehrt ſowohl an einzelnen Menſchen als an ganzen Völkern, daß ein gewiſſer Grad von angeborner Gefühlloſigkeit mit einem gänzlichen oder faſt gänzlichen Mangel aller ſympathetiſchen und ſittlichen Gefühle und Triebe verbunden iſt. Je ſchwächer die genannten Gefühle und Triebe in Völkern ſind, deſto weniger beſitzen dieſe Humanis-

tät. Je mehr dieſelbigen Gefühle und Triebe entweder durch Laſter oder durch die Einflüſſe eines feindſeligen Klima's geſchwächt werden, deſto mehr arten Menſchen aus. Im Ganzen iſt Liebloſigkeit gegen Nebenmenſchen mit einer ähnlichen Liebloſigkeit ſelbſt gegen die nützlichſten Hausthiere verbunden. In den Hindus und manchen anderen Völkern iſt eine empörende Härte gegen Mitbürger und Blutsverwandte nicht ſowohl mit einer lobenswürdigen Pflege und Sorgfalt für nützliche Hausthiere als mit einer übertriebenen Barmherzigkeit gegen beſchwerliches Ungeziefer und gegen giftige oder ſonſt ſchädliche Thiere gepaart. Faſt noch räthſelhafter iſt die Miſchung von Menſchlichkeit und Unmenſchlichkeit in der Gemüthsart der ſchönen Inſulaner der Süd-See. Dieſe ſind nemlich auf der einen Seite gaſtfreundlich, dienſtfertig, nachſichtig und verſöhnlich gegen Fremdlinge: auf der andern Seite eckelhaft, gefräßig und ſchamlos, empörend hart gegen ihre Untergebenen, grauſam gegen überwundene Feinde und nicht ſelten verrätheriſch gegen Fremdlinge, welche ſie auf das gütigſte aufgenommen und durch dieſe Freundlichkeit eingeſchläfert hatten.

Die Natur verband in allen gut organiſirten Menſchen mit der Empfänglichkeit gegen das Sittlich-Schöne und Sittlich-Häßliche eine ähnliche Empfänglichkeit gegen das Ehrbare und Unehrbare, oder gegen das Anſtändige und Unanſtändige, gegen das Schickliche und Unſchickliche, gegen Wohlſtand und Uebelſtand [1]). Wenn ſie hingegen Völkern die erſtere ganz oder faſt ganz verſagte, ſo entzog ſie ihnen zwar deßwegen die leztere nicht, allein die Begriffe und Ge-

1) Man ſehe meine Schrift über die Denk- und Willenskräfte des Menſchen, I. 95. u. f. S.

fühle ſolcher Völker von Ehrbarkeit und Unehrbarkeit, von Schicklichkeit und Unſchicklichkeit, von Wohlſtand und Uebelſtand wurden ganz falſch oder verkehrt. Sie ſchämten ſich über Dinge, die nicht ſchämenswerth waren, und erlaubten ſich andere, z. B. das Entblößen der Körper beyder Geſchlechter, das Verzehren von Unrath und Ungeziefer, öffentlichen Beyſchlaf u. ſ. w. ohne Scheu, die in allen richtig empfindenden und denkenden Menſchen den äuſſerſten Eckel oder die höchſte Scham hervorbringen. Auf gleiche Art hielten ſie Dinge für ſchicklich oder unſchicklich, für wohlanſtändig oder übelſtehend, welche die richtige Vernunft und ein richtiges Gefühl nicht dafür erklären. [1]). Je mehr alſo die Begriffe und Gefühle ganzer Völker vom Ehrbaren und Unehrbaren, vom Schicklichen und Unſchicklichen, vom Wohlſtande und Uebelſtande ſich von den unſrigen unterſcheiden, oder ihnen gar entgegengeſetzt ſind; deſto niedriger ſtehen ſie auf der Scala der Humanität, oder deſto näher ſind ſie den Thieren.

VIII.

In wiefern können die verſchiedenen Völker-Familien nach Claſſen, Ordnungen, Gattungen, Arten, Spielarten und Zwitterarten abgetheilt werden?

Nach den bisherigen Unterſuchungen darf ich annehmen, daß alle, oder doch die meiſten meiner Leſer

1) Man ſ. meine Abh. über die Geſetze des Wohlſtandes, im dritten Bande des gött. hiſtor. Mag. 219. u. f. S. Meine Vergleichung des ältern und neuern Rußl. I. 254. u. f. S. Auch werden ſich meine Leſer deſſen erinnern, was ich oben über die Begriffe der Morgenländer von Ehrbarkeit, Schicklichkeit und Wohlſtand beygebracht habe.

folgende Sätze mit mir für erwieſene Sätze halten werden.

Die verſchiedenen Völker der Erde ſind weder eines gemeinſchaftlichen Urſprungs, noch aus Einer Gegend, als einem gemeinſchaftlichen Mittelpuncte, ausgegangen.

Die Merkmahle, wodurch ſich die Bewohner der verſchiedenen Erdtheile und Länder ſeit Jahrtauſenden unterſchieden, ſind urſprüngliche Charaktere und nicht Wirkungen äußerer Urſachen oder der Verſetzung in ein immer verſchiedenes Klima und Boden.

Klima und Boden vermögen nicht einmal über Pflanzen und Thiere, vielweniger über den Menſchen ſo viel, als diejenigen ohne Beweis vorausſetzten, welche die Unterſchiede von Menſchen, ſo wie die Unterſchiede ähnlicher Pflanzen und Thiere aus bloßen äußeren Urſachen ableiteten. Da unterdeſſen äußere Urſachen auf Pflanzen und Thiere ſtärker wirken, als auf den Menſchen, ſo iſt es bey jenen ſehr oft ſchwerer, als bey dieſen, zu beſtimmen, ob gewiße Unterſcheidungszeichen urſprünglich ſeyen, oder durch die Einflüſſe von Klima und Boden hervorgebracht worden.

Pflanzen und Thiere ſind viel häufiger als der Menſch an ein gewißes Klima und einen gewißen Boden gefeſſelt. Man kann nur von wenigen thierartigen Menſchenhaufen mit Gewißheit ſagen, daß ſie gleich den Pflanzen und Thieren an ein gewißes Klima und Boden gebunden ſeyen. Alle übrige Völker ſind blos einem gewißen Klima und Boden mehr oder weniger anerſchaffen worden.

Kein Volk iſt dem andern völlig gleich. Allein manche ſind einander ſo ähnlich, daß man ſie als natürlich verwandt oder als Glieder Einer natürlichen

Familie ansehen kann. Aus der natürlichen Verwandtschaft von Nationen darf man weder schließen, daß Eines das Stammvolk der übrigen, oder daß alle eines gemeinschaftlichen Ursprungs seyen. Eben so wenig bringt die natürliche Verwandtschaft von Völkern nothwendig mit sich, daß sie als Nachbaren zusammenwohnen, oder vormals zusammengewohnt haben. Die kuriliſchen Insulaner sind den Tataren, die Südsee-Neger den Ichthyophagen an der persischen und arabischen Küste natürlich verwandt, ungeachtet die einen von den anderen durch ungeheure Räume getrennt sind. Nicht alle Völker können unter gewiße natürliche Familien zurückgebracht werden. Viele Nationen unterscheiden sich von den Völker-Familien, denen sie am ähnlichſten sind, so sehr, daß man sie mit Grund zu keiner derselben zählen darf, sondern als für sich bestehende und nur sich selbst gleiche Menschenarten betrachten muß. Dies gilt von den Tschucktschen im nördlichen von den Butanern im östlichen, von den rohen Bergvölkern sowohl im westlichen Asien als in Hindostan und China.

Nicht alle Völker und Völker-Familien sind in gleichem Grade Menschen, oder besitzen die Vorzüge der menschlichen Natur in gleichem Maaße. Es gibt eine Scala der Humanität von mancherley Stuffen, auf deren jede man die bekannten Völker und Völker-Familien hinstellen kann und hinstellen muß.

Ich maaße mir, glaube ich, nicht zu viel an, wenn ich nach den Betrachtungen und Resultaten des letzten Abschnitts behaupte, daß die Menschenforscher jezt einen großen Vortheil vor den Kräuterkundigen und Zoologen voraus haben, indem sie nicht blos wissen, auf welche Merkmahle sie bey dem Zusammenordnen und Abtheilen der Völker zu achten haben,

ſondern auch die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit, die Zuverläßigkeit oder Unzuverläßigkeit eines jeden Merkmahls, ja ſogar den Grad des Werthes oder Unwerthes genau kennen, welchen jeder günſtige oder ungünſtige Charakter vorausſetzen läßt.

Bevor man noch die Zahl und Wichtigkeit der Merkmahle von Völkern gründlich unterſucht hatte, folgten viele berühmte Männer der ſogenannten künſtlichen Methode von Naturforſchern, und theilten das, wie ſie glaubten, vollkommen einartige Menſchengeſchlecht bald nach den Sprachen, bald nach der Farbe oder der Form von Schädeln in Racen oder Stämme, oder Varietäten ab. Wenn meine Leſer ſich deſſen recht erinnern, was ich über die erwähnten Merkmahle vorgetragen habe; ſo brauche ich ihnen jezt nicht mehr zu beweiſen, daß man durch dieſe künſtlichen Syſteme zu vielen Irrthümern verleitet und beſonders veranlaßt werden mußte, natürlich verwandte Völker zu trennen, und urſprünglich verſchiedene als natürlich verwandte zuſammenzuordnen. Urſprünglich verſchiedene Nationen können ähnliche Farben, Sprachen und Schädel: urſprünglich verwandte ſehr verſchiedene Farben, Sprachen und Schädel haben.

In dem ganzen Fortgange der Unterſuchungen theilte ich oft der Kürze wegen alle Völker in zwey große Claſſen oder Ordnungen ab: in die urſprünglich hellen oder weiſſen und ſchönen, und in die dunkelfarbigen und häßlichen. Unter den erſteren begriff ich die ſlaviſchen und nicht-ſlaviſchen Nationen Europens ſammt den Bewohnern des weſtlichen Aſiens und des nordweſtlichen Afrika's: unter den andern die Amerikaner und Neger, die Bewohner der Südländer und Südſee-Inſeln, endlich die des nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Aſiens. Man iſt bey dieſer

allgemeinen Eintheilung weniger in Gefahr zu irren, als bey jeder andern; allein man ist doch auch nicht vor allem Irrthum sicher. Wenigstens wird man gezwungen, Ausnahmen zu machen, oder zu bekennen, daß nicht alle Völker sich unter die eine oder die andere der beyden Ordnungen oder Classen bringen lassen. Zwar sind alle ursprünglich weisse Völker schön, und alle ursprünglich häßliche dunkelfarbig. Hingegen gibt es viele dunkelfarbige Völker, die nicht häßlich, sondern schön sowohl von Körper als Gesicht oder doch von Körper sind: z. B. die Hindus, die schönen Insulaner der Südsee, die Habessinier und andere schöne, bald schwarze und schwärzliche, bald rothe und gelbe Völker in Afrika. Diese Nationen können also wegen ihrer dunkeln Farbe nicht zu der ersten, und wegen ihrer Schönheit nicht zu der zweyten Classe gerechnet werden.

Vielleicht ist es schon manchem meiner Leser eingefallen, daß es mit Hülfe der von mir aufgezählten und gewürdigten Merkmahle vielleicht nicht schwer seyn würde, ein natürliches System zu errichten, oder alle Völker in natürliche Classen, Ordnungen, Gattungen u. s. w. abzutheilen, und also in der Naturgeschichte des Menschen das zu Stande zu bringen, was man bisher in der Botanik vergeblich gewünscht und versucht hat. Man höre die Gründe, warum ich ein solches natürliches System für überflüßig halte.

Die Botaniker mußten in Ermangelung eines natürlichen Systems zu irgend einem künstlichen ihre Zuflucht nehmen, weil der Pflanzenarten so viele waren, daß man sie gar nicht hätte übersehen können, wenn man nicht die Arten unter gewiße Gattungen, die Gattungen unter gewiße Ordnungen und diese unter gewiße Classen zurückgeführt hätte. Die mensch-

lichen Bewohner der verschiedenen Erdtheile und Länder sind zwar vielmehr von einander verschieden, als die meisten Beobachter und Forscher vermutheten; allein diese Unterschiede sind doch nicht so zahlreich und mannichfaltig, daß man deßwegen nöthig hätte, zu einem so mühseligen System, als das der Pflanzenkunde ist, seine Zuflucht zu nehmen. Man folgt den Winken und Fußstapfen der Natur, wenn man ein jedes Volk so genau als möglich untersucht: wenn man nach dieser Untersuchung Acht gibt, ob ein Volk gleichsam für sich bestehe, oder mit anderen natürlich verwandt sey: ob natürlich verwandte Nationen, welche Eine Familie ausmachen, sich vielleicht noch in Gattungen und die Gattungen in Arten eintheilen lassen, oder ob sie blos ein Aggregat von verwandten Menschenarten bilden: ob endlich die Arten ursprünglich oder Abarten oder Zwitterarten seyen.

Unter Völker-Familie verstehe ich einen Inbegriff natürlich verwandter Völker, d. h. solcher Völker, die in den wesentlichen Beschaffenheiten des Körpers, des Geistes und des Gemüths zusammenstimmen, ungeachtet sich ein jedes von den anderen durch eigenthümliche Merkmahle unterscheidet. In diesem Sinn des Worts machen die Völker des südlichen Asiens, die schöne Insulaner der Südsee, die ackerbauenden Nationen des Orients u. s. w. besondere Völker-Familien aus.

Ich nenne Völker-Familie absichtlich einen Inbegriff natürlich verwandter Völker, weil man häufig die verschiedensten Nationen wegen einer einzigen Aehnlichkeit unter Einem allgemeinen Namen zusammenfaßt. So setzte ich häufig die Bergvölker des westlichen Asiens den ackerbauenden oder alle Völker des westlichen Asiens denen des östlichen und südli-

chen entgegen, ohne deßwegen die einen und die anderen für eigentliche Völker-Familien zu halten.

Wenn ein Volk ſich von allen nahen und fernen Völkern durch erbliche Merkmahle unterſcheidet, die bey verändertem Klima und Boden fortdauern, und bey Vermiſchung mit den Weibern anderer Völker ſich zur Hälfte den Abkömmlingen mittheilen, ſo macht ein ſolches Volk eine eigene und beſondere Menſchenart aus.

Die Menſchenarten ſind, wie die Thier- und Pflanzenarten, entweder urſprüngliche oder Abarten, Spielarten, Varietäten oder endlich Zwitterarten.

Menſchenarten und eben ſo auch Thier- und Pflanzenarten ſind alsdann urſprünglich, wenn es erwieſen oder im höchſten Grade wahrſcheinlich iſt, daß ihre charakteriſtiſchen Merkmahle ein Werk oder eine Gabe der Natur, nicht aber Wirkungen äußerer phyſiſcher Urſachen oder der Vermiſchung mit fremden Arten ſind. Die ſchönen Inſulaner der Süd-See bilden Eine Völker-Familie. Dieſe Völker-Familie zerfällt wenigſtens in eben ſo viele urſprüngliche Menſchenarten als es Gruppen von Inſeln gibt, die ſo weit von einander entfernt liegen, daß die Bewohner der einen niemals die anderen erreichen konnten. Die drey Hauptvölker des Kaukaſus bilden eben ſo viele urſprüngliche Menſchenarten, weil es ſich gar nicht denken läßt, daß die Merkmahle, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, aus den Einflüſſen äußerer Urſachen oder aus Vermiſchung entſtanden ſeyen. Die Völker des ſüdlichen Aſiens gehören zu Einer Völker-Familie. Allein die meiſten Glieder dieſer Familie weichen von den übrigen in ſo vielen Stücken ab, daß man ſie vernünftiger Weiſe weder

aus der Verſchiedenheit des Bodens und Klima's noch aus Vermiſchung ableiten kann.

Menſchenarten und eben ſo auch Pflanzen- und Thierarten ſind nicht urſprünglich, ſondern bloße Abarten, Spielarten, Varietäten, wenn es erwieſen oder überwiegend wahrſcheinlich iſt, daß ihre charakteriſtiſchen Merkmahle bloße Wirkungen phyſiſcher Urſachen, beſonders der Veränderung des Klima's und Bodens ſind. Die europäiſchen Kolonien in fremden Erdtheilen ſind eben ſo viele Abarten, die blos durch Verpflanzung und die damit verbundenen Einwirkungen eines fremden Klima's und Bodens entſtanden ſind.

Menſchenarten, auch Thier- und Pflanzenarten verdienen alsdann den Namen von Zwitterarten, wenn es erwieſen oder überwiegend wahrſcheinlich iſt, daß ſie aus der Vermiſchung verſchiedener Arten hervorgegangen ſind. Solche Zwitterarten ſind die Mulatten und Meſtizen, die mittleren Kaſten der Hindus und höchſt wahrſcheinlich alle ſchöne, entweder ſchwarze oder ſchwärzliche, oder gelbe und rothe Völker in Afrika.

In allen europäiſchen Colonien finden ſich viele Menſchen, von welchen man ſagen kann, daß ſie ſowohl zu einer Abart als zu einer Zwitterart gehören. Wenn nemlich Creolen ſich mit Negerinnen oder Amerikanerinnen oder Hottentottinnen oder anderen eingebornen Weibern vermiſchen; ſo müſſen die Kinder von väterlicher Seite zu einer Abart von Europäern und von mütterlicher Seite zu derjenigen Zwitterart gerechnet werden, die aus der Vermiſchung von Blonden europäiſchen Urſprungs mit dieſen oder jenen außer-europäiſchen Weibern entſteht.

Es iſt ſehr oft ſchwer oder gar unmöglich zu be-

ſtimmen, ob und in wiefern ein Geſchlecht organiſcher Weſen eine urſprüngliche Art oder eine Abart, oder eine Zwitterart ſey. Schwer oder unmöglich iſt dieſes deßwegen, weil wir oft nicht wiſſen, welche Vermiſchungen in uns unbekannten Zeiten vorgegangen, und welche Wirkungen durch die Jahrtauſende fortdauernde Kraft phyſiſcher Urſachen hervorgebracht worden ſind. Die Kalmücken unterſcheiden ſich von den Mongolen, die Buräten von den Tunguſen, die finniſchen Völkerſchaften von einander durch mehrere Merkmahle. Wer iſt im Stande zu entſcheiden, ob dieſe Unterſchiede von Anbeginn Statt hatten, oder ob ſie durch die veränderten Wirkungen äußerer Urſachen oder durch Vermiſchung mit Fremden entſtanden ſind? Bis jezt können wir nicht mit Gewißheit behaupten, weder daß die Tautaus auf den Südſee-Inſeln eine urſprüngliche, noch daß ſie eine Zwitterart ſeyen: wiewohl das erſtere wahrſcheinlicher iſt, als das leztere. Von den Malayen kann man mit Zuverſicht annehmen, daß ſie faſt allenthalben mehr oder weniger, bald mit Hindus, bald mit Mohren, bald mit den Eingebornen des Innern der großen oſtindiſchen Eylande vermiſcht worden ſind. Wer wagt aber deßwegen in einzelnen Fällen den Grad und die Art von Miſchung anzugeben oder auch zu läugnen, daß vielleicht die Natur ſelbſt die verſchiedenen malayiſchen Völkerſchaften unterſchieden hatte? So oft keine hinlängliche oder wenigſtens wahrſcheinliche Gründe vorhanden ſind, ſo lange muß man es unentſchieden laſſen, ob dieſe oder jene Menſchenart, Thierart u. ſ. w. eine urſprünglich oder eine Abart oder eine Zwitterart ſey. Bey dieſer Vorſicht kann man aber von Naturforſchern verlangen, daß ſie den wichtigen Unterſchied von urſprünglichen Arten, von

Abarten und Zwitterarten ſtets vor Augen behalten: daß ſie da, wo erwieſener Maaßen urſprünglich verſchiedene Arten vorhanden ſind, dieſe urſprüngliche Verſchiedenheit nicht um einer vorgefaßten Meinung willen hartnäckig abläugnen: daß ſie endlich eine Art von Menſchen, Thieren und Pflanzen nicht eher für eine bloße Abart erklären, als bis ſie mit unumſtößlichen oder doch wahrſcheinlichen Gründen dargethan haben, daß die eigenthümlichen Merkmahle dieſer Art bloße Wirkungen äußerer phyſiſcher Urſachen ſind.

Dieſelbige Menſchenmaſſe kann in verſchiedenen Beziehungen bald als Ein Volk, bald als ein Aggregat von vielen Nationen, bald als ein Inbegriff von verſchiedenen Menſchenarten betrachtet werden. Wenn man die Bewohner von Hindoſtan mit denen von Perſien oder von Thibet, oder von Hinter-Indien vergleicht, ſo denkt man ſich die Hindus ſehr oft als Ein Volk. Findet man dann bey genauerer Unterſuchung, daß die Bewohner der verſchiedenen Provinzen von Hindoſtan ſich durch mancherley Namen und Zungen unterſchieden; ſo ſagt man, daß Hindoſtan eine große Menge von verſchiedenen Nationen beherberge. Entdeckt man endlich, daß alle Hindus aus zwey urſprünglich verſchiedenen Menſchenarten beſtehen, aus deren Vermiſchung eine unbeſtimmliche Menge von Mittel-Kaſten entſprungen iſt; ſo bringt man die mancherley indiſchen Nationen auf dieſe urſprünglichen und Zwitterarten zurück.

Die Ausdrücke Völker-Stamm und Völker-Familien können zwar, wo es nicht auf genaue Beſtimmtheit im Reden und Schreiben ankommt, als gleichgeltend gebraucht werden. Am beſten aber iſt es, dieſe Wörter nicht zu verwechſeln. Volksſtamm ſetzt gemeinſchaftliche urſprüngliche Wohnſitze,

gemeinſchaftliche oder gegenſeitige Abſtammung und eine Abweſenheit aller bedeutenden erblichen Unterſchiede voraus: etwa die Verſchiedenheit der Gegenden, in denen man lebt, die Verſchiedenheit von Mundarten und von Beſchäftigungen ausgenommen. Wenn man alſo annähme, daß die mongoliſchen Hirtenvölker aus irgend einer Gegend des öſtlichen Aſiens ausgegangen ſeyen, und allmählich über das ganze öſtliche Aſien verbreitet worden: daß ſie von einem verſchwundenen Urvolk abſtammen, oder daß Eins das Stammvolk der übrigen ſey: daß ſie ſich außer der Verſchiedenheit von Weideplätzen und von Mundarten durch keine bedeutende erbliche Merkmahle von einander auszeichnen, ſo würde man von ihnen zwar ſagen können, daß ſie Zweige Eines Volksſtammes, aber nicht Glieder einer Völker-Familie ſeyen. Daſſelbige könnte man unter denſelbigen Vorausſetzungen von den verſchiedenen finniſchen, germaniſchen, ſlaviſchen u. ſ. w. Nationen behaupten. Wenn man hingegen natürlich verwandte Völker zu Einer Familie rechnet; ſo bekümmert man ſich gar nicht darum, ob ſie vormals ein gemeinſchaftliches Vaterland hatten oder nicht: ob ſie eines gemeinſchaftlichen Urſprungs oder ob die übrigen von Einem derſelben entſproſſen ſind: am wenigſten ob ſie ſich nicht durch wichtige erbliche Merkmahle unterſcheiden. Man macht es vielmehr bey dem Zuſammenordnen natürlich verwandter Völker unter Eine Familie zu einer nothwendigen Bedingung, daß jedes Glied einer ſolchen Familie von den übrigen durch mehr oder weniger wichtige erbliche Merkmahle verſchieden ſey. Das Wort Völker-Familie ſchließt immer den Begriff von natürlich verwandten, aber der Art nach verſchiedenen Völkern in ſich.

Eine Völker-Familie enthält bald nur wenige, bald viele verschiedene Menschenarten. Der erste Fall findet bey den Familien der mongolischen und finnischen; der andere bey denen der Bewohner des südlichen und der ackerbauenden Völker des westlichen Asiens Statt. Die Nationen, welche die zulezt genannten Völker-Familien unter sich begreifen, sind nicht blos der Art, sondern selbst der Gattung nach von einander verschieden. Die Chinesen, Tunkinesen und Kochinchinesen sind sich unter einander viel mehr ähnlich, als sie insgesammt mit den Siamesen, den Peguanern und Arracanern zusammenstimmen; und umgekehrt ist die natürliche Verwandtschaft der Siamesen, Peguaner u. s. w. größer als die zwischen ihnen und den Kochinchinesen, Tunkinesen und Chinesen. Nicht ohne Grund also kann man sagen, daß die Völker-Familie des südlichen Asiens zwey verschiedene Gattungen, und jede Gattung mehrere Menschenarten unter sich begreifen. Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit den ackerbauenden Nationen des westlichen Asiens. Man nahm von jeher wahr, daß die Völker zwischen dem Halys und Tigris einander mehr ähnlich seyen, als sie insgesammt denen jenseits des Tigris gleichen; und daß wiederum die lezteren mehr unter einander als mit denen jenseits des Tigris zusammenstimmen. Auch die Völker-Familie also der ackerbauenden Nationen des westlichen Asiens zerfällt in zwey Gattungen, und jede Gattung in mehrere Arten. Aehnliche Eintheilungen wird man höchst wahrscheinlich dereinst sowohl bey den Negern in Afrika als in den Südländern, bey den schönen Insulanern der Süd-See, den Bewohnern der ostindischen Inseln, vielleicht selbst bey den ursprünglichen Amerikanern machen müssen.

Kein

Kein Volk iſt ſich ſelbſt ſo gleich, daß nicht in den verſchiedenen Geſchlechtern, aus welchen es beſteht, ſo wie in den verſchiedenen Individuen eines jeden Geſchlechts eine merkliche Verſchiedenheit natürlicher und erblicher Anlagen Statt haben ſollte. Dieſe Verſchiedenheit natürlicher Anlagen veranlaßte allenthalben die Redensarten von edler, von gemeiner, von unedler, ſchlechter, niedriger Abkunft oder Art, oder Familie. In älteren Zeiten bezeichneten die Franzoſen die erblichen Eigenthümlichkeiten einzelner Geſchlechter von Menſchen und auch von nützlichen Hausthieren durch das Wort race; und die Geſchichtſchreiber eines dû Guesclin, Bayard und anderer Ritter bemerkten immer, daß ihre Helden de bonne race geweſen ſeyen. In dieſer urſprünglichen Bedeutung kann man das Wort noch immerfort brauchen. Allein in neueren Zeiten erweiterte und veränderte man den Sinn dieſes Ausdrucks, und bezeichnete damit ſowohl Abarten als Zwitterarten von Menſchen und Thieren. Man nannte die Amerikaner, die Neger, die Inſulaner der Süd-See u. ſ. w. beſondere Menſchenracen; und ſagte von den perſiſchen, arabiſchen u. ſ. w. Pferden, den ſpaniſchen Schaafen, den thibetaniſchen Stieren, Ziegen u. ſ. w. daß ſie beſondere Racen ausmachten. Dieſer Mißbrauch des Worts ſollte gänzlich aufhören, weil man bey der Unbeſtimmtheit deſſelben ungewiß bleibt, ob dadurch eine Abart oder Zwitterart, oder gar eine urſprüngliche Art von Menſchen und Thieren bezeichnet werden ſoll.

Die Naturforſcher würden vielen Widerſprüchen entgehen und ihren Wiſſenſchaften eine größere Stetigkeit oder Gleichförmigkeit verſchaffen, als ſie bisher hatten, wenn ſie inskünftige urſprüngliche Arten,

Abarten und Zwitterarten ſtets genau unterſcheiden wollten. So unläugbar es iſt, daß jeder Erdtheil und die meiſten großen Länder eines jeden Erdtheils Thier- und Pflanzenarten beſitzen, die ſonſt nirgend gefunden werden eben ſo unläugbar iſt es, daß alle Erdtheile manche ähnliche oder verwandte Thier- und Pflanzenarten gemein haben, von denen man möglicher oder vernünftiger Weiſe nicht annehmen kann, daß ſie aus Einem Erdtheil in den andern verſetzt worden und in ihrer neuen Heimath ausgeartet ſeyen. Es iſt keinem Menſchen eingefallen, zu behaupten, daß die Steinarten und andere Mineralien der neuen Welt, die denen in Europa u. ſ. w. entſprechen, anderswoher gekommen ſeyen. Wie könnte es alſo Jemanden in den Sinn kommen, daß die Eichen, Tannen, Fichten, Cedern u. ſ. w. die Büffel, Bären, Füchſe, Haaſen, Biber, Hunde u. ſ. w. und andere Thiere und Pflanzen in Amerika, die denen der alten Welt entſprechen, aus dieſer hinübergebracht worden? Ein Jeder, der eine ſolche Verſetzung als widerſinnig oder undenkbar verwirft, muß zugeben, daß alle amerikaniſche Pflanzen- und Thierarten, die denen in Europa und Afrika entſprechen und bey der Entdeckung der neuen Welt vorgefunden wurden, urſprüngliche von der Natur ſelbſt gebildete und nicht bloße Abarten ſeyen, welche durch ein verändertes Klima und Boden umgeſchaffen worden. Wenn man auch einräumen wollte, daß die von dem Menſchen kultivirten und gezähmten Pflanzen und Thiere, die ſich ſowohl in Afrika als in Aſien finden, aus einem dieſer Erdtheile in den andern verſetzt worden, ſo kann man doch dergleichen nicht von den zahlloſen Arten wild wachſender Pflanzen und wilder, beſonders reiſſender und giftiger Thiere, die beyden

Erdtheilen gemein sind, voraussetzen. Schon die Alten lernten durch Erfahrung, daß die afrikanischen Elephanten vielweniger stark und muthig seyen, als die indischen [1]). Da es sich gar nicht denken läßt, daß die Elephanten aus Indien nach Afrika oder umgekehrt übergegangen seyen, und die einen sich von den anderen durch mancherley erbliche Merkmahle unterscheiden so kann man nicht das geringste Bedenken haben, beyde für ursprünglich verschiedene Species zu erklären. Fast in eben den Graden, in welchen die indischen Elephanten von den afrikanischen abweichen, unterscheiden sich die ersteren von denen in Ceylon und Cochinchina [2]), und man darf daher eben so dreist behaupten, daß die lezteren nicht weniger ursprüngliche Arten ausmachen, als die ersteren. Je mehr die Beyspiele sich häufen, daß die Natur dieselbigen Gattungen von Thieren und Pflanzen in verschiedenen Erdtheilen oder in entfernten Gegenden desselbigen Erdtheils nach verschiedenen Formen oder in ursprünglich verschiedenen Arten erzeugte; desto mehr ist man berechtigt, dieselbige Methode zu schließen auch auf die einander entsprechenden, aber durch erbliche Merkmahle von einander verschiedenen Arten von Pflanzen und Thieren in benachbarten Ländern anzuwenden. Die arabischen Pferde unterscheiden sich von den persischen, die persischen von den tatarischen, alle von den indischen, die indischen von den tangutischen, die tangutischen von denen der Kalmücken, Mongolen, Tscherkassen und Nogaier durch eben so viele und erbliche Merkmahle als die indischen und afrikanischen

1) Polyb. V. c. 84. Liv. 37. c. 39. Strabo XV. 1031.

2) Barrow's Cochinch. p. 290.

Elephanten. Warum wollte man alſo die Pferde der genannten Länder und Völker nicht für urſprünglich verſchiedene Arten halten, beſonders da ſie alle oder die meiſten ihre angeſtammten Tugenden und Gebrechen auch anderswo beybehalten, und wenn ſie ſich mit Mutterpferden von anderer Art vermiſchen, ihren Abkömmlingen die einen und die anderen zur Hälfte mittheilen? Was ich von den Pferden geſagt habe, das gilt auch von den Kameelen, den Eſeln, den Büffeln und anderem Hornvieh, von den Ziegen, Schaafen, Schweinen und Hunden verſchiedener Länder: ausgenommen, wenn es hiſtoriſch erwieſen iſt, daß eine oder die andere anders woher eingeführt worden, oder dieſe und jene Zwitterart durch Vermiſchung entſtanden ſey. Wenn es auch nicht durch die von mir angegebenen Gründe und Facta dargethan wäre, daß die Natur dieſelbigen Gattungen von Thieren und Pflanzen in verſchiedenen Erdtheilen, in entfernten und nahen Ländern deſſelbigen Erdtheils nach verſchiedenen Formen hervorbrachte; ſo würde derſelbige Satz durch die große Mannichfaltigkeit der zu Einer Gattung gehörenden Arten von Pflanzen und Thieren in demſelbigen Lande, unter demſelbigen Himmel und auf demſelbigen Boden außer Zweifel geſetzt werden. In allen Provinzen von Hindoſtan gibt es außer den ungeheuren Büffeln dreyerley Arten von Rindvieh: nemlich die weiſſen Ochſen, die zweymal ſo groß als die europäiſchen ſind, und ſowohl zum Tragen als zum Ziehen von Fuhrwerken gebraucht werden: dann die Ochſen mit einem Buckel und einem tiefen Bruſtlappen, deren man ſich zum Reiten bedient: und endlich die gemeinen, die den unſrigen ähnlich ſind [1]). Da dieſe verſchiedenen Ar-

1) Perrin, I. 102—105.

ten von Rindvieh sich seit undenklichen Zeiten in demselbigen Lande finden: da eine jede ihr Geschlecht fortpflanzt: da die erstere nicht ausgeartet ist und die anderen sich nicht veredelt haben; so muß man durchaus annehmen, daß die Natur selbst sie von Anbeginn an als verschiedene Arten gebildet habe. Eine ähnliche ursprüngliche Verschiedenheit trifft man nicht blos unter dem Rindvieh, sondern fast allen übrigen Hausthieren in den meisten asiatischen und europäischen Ländern an [1]). Dieselbige Erscheinung zeigt sich im Pflanzenreiche noch häufiger und auffallender als im Thierreiche. Hindostan liefert fast eben so vielerley Arten von Baumwollenstauden und Baumwolle [2]), als Persien von Weintrauben und Melonen [3]). In Bengalen allein erhielt man sieben verschiedene Arten von Baumwolle, deren jede ihre eigenthümliche Beschaffenheit hat und zu besonderen Arbeiten gebraucht wird [4]). Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit den vegetabilischen Nahrungsmitteln, besonders dem Reise [5]), mit den edlen Baumfrüchten, mit den Nutz- und Farbehölzern, mit dem Pfeffer und anderen Gewürzen [6]), mit den kostbaren Harzen und Arzneymitteln [7]). Wollte man die mancherley Arten von Bäumen, Stauden und Pflanzen, die in denselbigen oder benachbarten Ländern neben einander wachsen oder gezogen und mit Einem Sat-

1) Z. B. in England und Schottland, Nemnich 6. u. f. S. auch 479 S.
2) Legoux, II. 31.
3) Chardin, III. 23. 24.
4) Legoux, II. 165.
5) Marsden, p. 60.
6) Marsden, p. 107.
7) Aber die Verschiedenheiten des Benzoin und Camphers, Marsden, p. 122. 123.

tungsnamen bezeichnet werden, nicht für urſprünglich verſchiedene Arten, ſondern für bloße Abarten oder Zwitterarten erklären, ſo käme mir dieſes eben ſo lächerlich vor, als wenn Jemand die unſägliche Mannichfaltigkeit von Ameiſen in den oſtindiſchen Reichen und Inſeln, wovon keine Art die andere neben ſich duldet [1]), bloße Varietäten oder Zwitterarten nennen wollte.

1) Marsden, p. 102.

Ueberſicht des ganzen Werks.

I. Band. Einleitung.

Gemeine Meinung, daß die verſchiedenen Völker weder eines gleichen, noch eines gemeinſchaftlichen Urſprungs, noch zu gleicher Zeit entſtanden ſeyen. S. 5. Die älteſten wollten wie erd- oder götter-geboren ſeyn. ebd. Nach Pelloutier des hommes de differentes espèces. 9. Die Verſchiedenheiten der Menſchen nicht aus phyſiſchen Urſachen erklärbar. 10. Mehrere Schriftſteller, beſonders de Broſſes glaubte, daß jeder Erdtheil ſeine urſprünglichen Bewohner erhalten habe 12. 13. Neger, die urſprünglichen Bewohner des heiſſen Erdgürtels. Die Frage: welcher Erdtheil der älteſte ſey, kann nicht entſchieden werden, ohne Unterſuchung der Entſt. und Revolution des Erdballs 17. Urgebirge vor den organiſchen Weſen 25. Veränderungen von Klimaten 27. Verſteinerungen aus fernen Zonen und ganz unbekannter Pflanzen und Thiere 28. oder viel größerer ebd. Die Natur wiederholte und wechſelte ihre Schöpfungen ab ebd. Menſchen ſpäter als Quadrupeden 32. Weder Pflanzen noch Thiere entſtanden zugleich 34. Die meiſten Pflanzen und Thiere an gewiße Erdſtriche und Erdtheile gebunden. Die weiter verbreiteten haben allenthalben eigenthümliche Merkmahle 35. 36. Die jedem Erdtheile und Lande eigenthümlichen ſind gewiß urſprünglich, warum die übrigen nicht? 36. Thiere und Pflanzen nicht aus Einer Gegend in die übrigen vertheilt 37. Zwitterracen, Geſetze der Veredlung und Verſchlechterung 38. Eintheilungen in Gattungen, Arten u. ſ. w. willkührlich und ungewiß 47. Species 48. Nothwendige Vorſicht bey Abarten oder Varietäten ebd.

I. Abſchnitt.

Die europäiſchen Völker jünger als die aſiatiſchen 51. Der erſte Wohnſitz der Menſchen nicht erwieſener Maaßen im weſtlichen Aſien 51. nicht im nördlichen Aſien 52. oder öſtlichen 53. Wir können ſagen, daß Ein Erdtheil älter als ein anderer, aber nicht welcher der älteſte ſey 57. In wiefern Amerika, Aſien und Afrika bekannt und nicht bekannt 52—60. In wiefern Gebirge ein Merkmahl des Alters von Erdtheilen 62. Gebirge nicht unveränderlich 63. Die Gebirge des heiſſen Erdgürtels am ſtärkſten angegriffen 68. Bäume 80. Die uraliſchen, altaiſchen Gebirge vielmehr verwittert u. ſ. w. als die europäiſchen 81. u. f. S. Gobi-Steppe 89. Verwitterung der Gebirge im ſüdlichen Afrika 93. Harter Sandſtein 96. Wirkungen der Regengüſſe und Hitze auf Eichenholz ib. Barrow hielt Afrika für den älteſten Erdtheil 97. Verwitterung der Cordilleren 98. Lezte Wirkungen der Verwitterung, hohe, holzloſe und waſſerarme Ebenen 100. Erdtheil um deſto älter, je mehr zertrümmerte Gebirge und daher entſtandene Ebenen enthält ib. Das weſtliche Aſien mehr Wüſten als das öſtliche 101. Arabiſche Wüſte ib. Schreckliche Hitze und Kälte 102. 103. Sahara und andere afrikaniſche Wüſten 104. Nubiſche Wüſte 105. Dörren thieriſcher Körper zu Mumien 109. Kein Wurm oder Fliege ebd. Salzſeen 110. Pflanzen ib. Hornemann nachläßig und unzuverläßig 111. Fruchtbare Flächen-Abdachung von Gebirgen 112. Ueber die fruchtbare Fläche zwiſchen dem Irtiſch und Ob 113. Unfruchtbare niedrige Ebenen nördlich vom ſchwarzen und kaſpiſchen Meer 114. Heiden im nördlichen Deutſchland und den übrigen Küſtenländern 124. Wirkungen der Gewäſſer, beſonders der Flüſſe 125. Die geſchaffenen Ebenen eine doppelte Senkung 129. Erdtheile um deſto älter, je tiefere Betten Flüſſe gegraben, je längere Ebenen ſie geſchaffen haben 130. u. f. S. in wiefern? ebd. Nach den Flußbetten iſt Afrika der älteſte Erdtheil 131. Werke der Flüſſe 132. ein zuverläßigeres Merkmahl als Flußbette 134. Verſchiedenheit der Flüſſe und Wirkung 135. Tropiſche Regen in Amerika ſtärker als in Aſien, hier ſtärker als in Afrika 141. Ungeheure Anſchwellungen in Neu-Holland 142.

Steigen des Ganges 143. Keine frühe periodiſche Regen in Thibet ib. Flüſſe an der Malabar-Küſte 147. u. f. S. Die Küſte geſchaffen 148. Die niedrigen fruchtbaren Ebenen, nicht die erſten Wohnſitze der Menſchen 153. Wegen der Größe der Ebenen und der Tiefe des fruchtbaren Erdreichs Aſien und Afrika älter als Europa 156. Wirkungen des Weltmeers, der Erdbeben und Vulkane 159. Ueber das Alter von Erdtheilen 166.

II. Abſchnitt.

Alte Inſchriften 169. u. f. S. Bergwerke 175. Grabmähler 178. Aehnlichkeiten der Grabhügel und Steingräber 189. Gräber der Scythen 199. denen der Tataren ähnlich 210. Comanec, Tataren ib. Jaguren 211. Spuren von Anbau in der aſtrakaniſchen Steppe 220. Ruinen an der Wolga 222. in Permien 232. und der Kirgiſen-Steppe 237. Irtiſch die Gränze ackerbauender Völker: der Jeniſey, nomadiſcher Tataren 239. 240. Jenſeits des Baikals und in Daurien wieder Spuren ackerbauender Völker ib. woher 243. Die Dſchingiſchaniden nicht jenſeits der Apfelgebirge ib. Rubruquis nicht einmal von Amur ib. Bewohner der kuriliſchen Inſeln u. ſ. w. 244. u. f. S. ſehr bärtig und behaart 245. Die Bewohner von Saghalien unterſcheiden ſich bei der Aehnl. des Klima von den Bewohnern der Küſte ſo ſehr, daß Perouſe ſie eines ganz andern Urſprungs glaubte ib. Die Natur bildete für den Boden des weſtlichen Aſiens von Anbeginn an Hirten- und ackerbauende Völker 248. Colonien der Hindus auf Java und anderen oſtindiſchen Inſeln 253. Die Hindus und nicht die Araber beſchifften zuerſt Arabien und Afrika vermittelſt der Monſons 257. Ueber den Handel auf dem perſiſchen Meerbuſen 258. u. f. Ormuz republ. wie die älteſten Handelsſtädte in Arabien 260. u. f. keine Eiferſucht und Monopolien-Geiſt 261. Man konnte die Südſee nie zwiſchen den Wendekreiſen von Weſten nach Oſten durchſchiffen 291. Die Südſee inſ. nicht aus den oſtind. Inſeln 292. auch nicht wegen der Unvollkommenheit ihrer Schiffe, Werkzeuge und Kenntniſſe ib. beſ. der Südſee-Neger ib. nicht von einem Südlande und einer Inſelgruppe zur andern ib. Wie nach Anleit. der Sprache Adelung über die Abſtam-

mung der Völker des östl. u. südl. Asiens irregeführt wurde 296. Ursprünglich negerartige Bewohner nach de Brosses, Forster und Perouse 302. Verschiedenheiten der Menschenarten auf den Südseeinseln ib. Aehnlichkeit der Sprache ließ das Unmögliche glauben 304. Sprachen der Südsee, und Verwandtschaft mit der Malayischen 305. eher die Malayen von den Südsee-Insulanern 306. Nach de Brosses mehrere espèces d'hommes und die Neger vielleicht nicht die einzigen habitans primitifs der großen Wind-Inseln 310. Neger der Südsee von den afrik. Negern durch viele Merkmahle unterschieden 312. um welcher willen man Thiere in verschied. Arten abtheilen würde ib. Eigenthümlichkeiten der Südsee-Neger ib. u. f. S. Alle Reisende halten sie für Eingebohrne 317. Neu-Britannier, und Neu-Irrländer besser gebildet 321. Neu-Georgier 322. bes. Neu-Caledonier 323. Von den Hebriden unendlich versch. 325. Verschiedene Menschenarten in den Ladronen 327. Nicht immer nachzuweisende Zwitterarten in den Südländern und Südsee-Inseln 328. Nachrichten über die Carolinen und Ladronen 329. Betrachtung über ihre Verschiedenheiten selbst in Neu-Holland 330. Die Bewohner der lezteren kannten kein Feuer 331. Die der Palaos-Inseln kein Salz ib. Noch weniger stammen die schönen Südsee-Insulaner aus Asien ab 333. Gelb, bräunlich, braun 340. Ausserordentliche Größe und Stärke der schönen Südsee-Insulaner, bes. in den Schiffer-Inseln 342. Ihre Gemüthsart 343. Formen n. Forster 344. Ihre Verschiedenheit. ib. Goldgelb nicht röthlich, wodurch Kupferfarbe entsteht, bald weislich bald kupferfarbig 349. Tautaus 350. ob ursprünglich 355. stammen nicht von Malayen ab 356. Malayen ib. Gemüthsart 357. Malayische Sprache 360. Nicobaren 361. Ostindische Insulaner 365. u. f. S. ursprüngl. von den Malayen versch. Bewohner von Sumatra 367. Mischung in den ostind. Inseln 368. Malay für Mahomedaner ib. Erihs und Tautaus nirgend allein wie die Neger 369. Farbe keine Wirkung des Klima 369. Resultate 370. Charakterausdruk der Natural-Physiog. der Malayen ib. Die Bewohner der Südseeinseln nicht aus einer Insel-Gruppe in die andere, wenigstens drey Menschenarten 371. Die schöne Insul. der Südsee, blos hier also auch die übrigen 372. Die verschied. Menschennatur. auf ders. Insel,

die ähnlich in den verſchiedenſten Gegenden, welche nie die geringſte Gemeinſchaft mit einander hatten 372. Sprachen 373. Denkmähler in America 378. u. f. S. Vielleicht in Europa gänzlich verſchwundene Ur-Einwohner 401.

III. Abſchnitt.

Haupt-Epochen ihrer Veränder. 413. Wenigſtens plötzliche Revolutionen, welche das menſchliche Geſchlecht zuſammen ſchüttelten ib. Gothen ſchon in der erſten Hälfte des zweiten Jahrh. vom ſchwarzen Meer nach Dacien 457. Das Verſchwinden und Erheben deutſcher Völker 461. Alanen des Kaukaſus 465. Sprache der Ungarn und Bulgaren 468. Wallachen ib. Traurige Wirkungen der Völkerwanderungen 469.

II. Band. IV. Abſchnitt.

Die wichtigſten Völkerſtämme übrig geblieben und ihre Art erhalten 1. wo die meiſten Völker vernichtet ib. und vermindert, in Europa ib. Schon vor Jahrtauſenden ähnliche Unterſchiede und Familien von Völkern wie jezt 2. Eintheilung von Aſien 2. u. 3. Seide im alten Indien 12. Maſſageten 21. Baktrier nicht cultivirt 30. Scytiſche, Tatariſche Hirten 49. Die ſtädtiſchen Tataren einander ähnlicher als die nomadiſchen 53. Körperliche Merkmale 54. Bräunl. Farbe, weis im Weib in Männern braun, gelb ib. Guter Charakter der Tataren 57. Die Griechen und Römer erſt ſpät hunniſche Völker 59. Freyheitsliebe ib. Tapferkeit ib. Seit Jahrtauſenden mit den Mongolen zuſ. und doch gänzlich von ihnen verſchieden 60. Mongol. Stammvolk ib. Bildung der Mongoliſchen Völker 61. Säbelförmige Beine 64. Einwärts ſtehende Füße ib. Kleine Augen 65. Weniger bärtig, behaart 67. Burâten ſchwach und leicht 68. Baſtarde von Ruſſen, mongol. Weibern ib. Scharfe Sinne, weniger empfindlich ib. Kein Eckel, Gefühl vom Schicklichen 69. Gefräßig 70. Der Völlerey ergeben ib. Trägheit ib. Knechtiſcher Sinn, geiſtlos ib. Thibetaner und Butaner 73. Thibetaner von den mongol. Hirtenvölkern verſchieden, dieſe heller, als jene 74. Gröſſer, ſtärker, beſſer gebildet ib. weniger gekleidet 75. urſprünglich wie ihre Pferde ib.

V. Abſchnitt.

Ueber die Iſſedonen Greife, die das Gold bewachen, und einäugige Menſchen, oder Arimasper 80. Auch Ptolomäus kannte das europ. Scythien ſehr mangelhaft 91. Siraker, Aorſen 95. Sarmaten, Abkunft, eingewandert 101. Sonderbare Beſchaffenheit des Bartes der Nogaier 104. Mongol. Völker in Sibirien 109. Unterſchiede von Stammvölkern, kleiner, ſchwächer, viehiſcher 110. Schwer zu beſtimmen, warum Jakuten wegen der Sprache zu den Tataren 111. Kammtſchadalen von den Nachbaren, Schritte in die Queere, kleine genitalia 113. Noch ſchlechter, als die übrigen ſibir. Völker — nicht kleiner 114. Weiber, kleiner Mund, fleiſchige feſte Brüſte, weiſſe Haut, Männer vorſtehende Bäuche, Weiber weis und roth, feſtes Fleiſch, Zolllange Nymphen, wenig Haare an der Schaam 115. Die Unterſchiede der Finniſchen und Mongol. Völker nicht aus phyſ. Urſachen erklärbar 116. u. f. Fiſcher fehlte, weil er die Finniſchen Völker blos nach der Sprache beſtimmte, und auch dieſe nicht gleichf. beobachtete 117. Wahre Merkmahle der Verwandtſchaft oder Nicht-Verwandtſchaft von Völkern ib. Angeblich Finniſche Völker ſehr verſchieden 118. Aehnlichkeiten und Unterſchiede der Finniſchen und Mongol. Völker 123. Sehr ſchwachhaarig 124. überh. ſchwächer ib. thieriſcher 127. Gemiſchte Finniſch-Tat. oder ſlaviſche Völker 129. Ruſſen in Sibirien vergeſſen ihre Mutterſprache, und nehmen die Lebens- und Denkart u. ſ. w. der Eingebohrnen an 135. Vermiſchung des Bluts und der Sprache überh. 136.

VI. Abſchnitt.

Die Völker des ſüdl. Aſiens ſtimmen unter einander und mit den Mongolen ſo genau zuſammen, daß man ſie eines gemeinſ. Urſpr. glauben ſollte 150. Ihre Geſichts- und Körperbild. ib. Augen, Augenbraunen, Naſe, Naſenöffnungen u. ſ. w. ſpitzes Kinn — gänzlich von den Hindus verſchied. 151. Können nur aus urſpr. Organiſationen verſchied. Menſchenarten erklärt werden ib. d'un brun melé de rouge — vom hellgelben bis dunkelbraunen 153. Und doch vielfache Unterſchiede der öſtl. und ſüdl. Aſiaten, ſo gar in denſelben

Ländern, die sich nicht aus verschied. phys. Ursachen erklären lassen ib. Farbe 154. Farbe nicht nach Verhältniß der Hitze dunkler ib. Größe und Beleibtheit 155. Stärke und Arbeitsamkeit ib. Die Chinesen und Japanesen allein arbeitsam 157. Die Behandlung des Bartes und Haupthaars 159. Ausreissen des Barts und der Augenbraunen ib. Verunstaltung: nämlich Verlängerungen der Ohren und Nägel, Erweiterung der Ohrlöcher u. Schwärzung der Zähne 161. Verlängerung der Nägel allenth. gleich ursprünglich ib. Kleine Füße der Chinesinen 165. Einsperrung der Weiber 166. In der Nahrung und Kleidung bey der gröſten Aehnlichkeit des Klima und der Producte 167. u. f. S. Kämpfer hielt deßw. die Japaneſen für original. Südl. Asiaten können sich mit wenigem begnügen, sind aber zugleich äuſſerst gefräßig 171. Aeuſſerſt verschieden in der Nahrung 172. Besonders Japaneſen kein Fleisch, nicht einmal Milch, Butter, Fett — am meisten seinem Klima u. Boden anerschaffen ib. Wie verschieden die Chineſen ib. Scheußlich unsauber 174. Weniger empfindlich, also unreinlicher 176. Keine Eiferſucht, die Chineſen ausgenommen 177. bieten Weiber und Töchter an. Weiber verachtet und Lastthiere 180. Groſſe Verschiedenheit der Gemüthsart — die einen frölich und ehrlich — andere trübe, betrügeriſch, die einen feige, die andern kriegeriſch 182. Feigheit 183. Unerschütterlich im Tode 184. Knechtiſcher Sinn 185. Keine sympathetiſche und sittliche Gefühle und Triebe 187. Schämen sich nicht, wenn man sie über Diebstälen oder Betrügereyen ertappt ib. Rachgierig ib. Untüchtig zu Künsten und Wiſſenschaften, aber jedes Volk eigenthümliche Diſpoſitionen 188. Filigran-Arbeiten der Malayen 190. Seidene, baumwollene Zeuge, Lacke, Porzellan allenth. verschieden 191. Völkerhaufen, die von den herrschenden Nationen verschieden ſind ib. Alle mehr oder weniger vermiſcht 193. Japaneſen sehr von einander verschieden 196. Woher im südl. Aſien aus fremden Prieſtern, Kebsweibern, Kriegern ein natürl. Adel entstand 201. u. f. wie unter den Mongolen 202. Achtung gegen die weiſſe Farbe ib. Die Japaneſen am wenigſten vermiſcht — doch am meiſten original 205. So wie die Birmays am meisten von den Hindus abweichen, und die Chineſen von den Bucharen 206. Klima,

Boden, Producte im südl. Asien höchst ähnlich 207. So wie Menschen gleichsam eine Völkerfamilie 208. Große Verschied. von Sprachen ib. und doch jedes Reich etwas Eigenthümliches so auch Menschen bes. 209. Viele Thiergattungen unmöglich aus einem Lande in das andere 213.

VII. Abschnitt.

Schon Onesikritus glaubte, daß das Klima nicht die Ursache der Verschied. der Farben sey 223. Die Hindus nach d'Anville, Orme u. s. w. ein ursprüngliches Volk 233. Ausser den Bergbewohnern wenigstens zwey ursprüngliche Menschenarten in Hindostan 235. Die ersteren hielten Britten für die Aborigines von Indien 236. Pulschis in Hindostan 239. Die Hindus der unteren Casten kleiner, häßlicher, geistloser und übelgearteter als die der höheren 241. Selbst Töchter der Brahminen im zehnten Jahre fruchtbar, im 30 unfruchtbar 248. Monogamie der Hindus 249. Polyandrie ib. Weder die der höheren, noch der unteren Casten stammen anderswoher ab ib. Die gewöhnlichen Regeln über die Farbe, als Wirkung des Klima passen auf die Hindus nicht 250. von der gelblich weissen — bis zur dunkelbraunen — schwarzen Farbe ib. Nach Orme Farbe das am wenigsten sichere Merkmal ib. an den Hindus sehr verschieden ib. die hellsten dunkler als die westlichen: die schwarzen dunkler, als alle Völker des südl. Asiens 251. Farbe gewiß nicht Wirkung des Klima 252. dicke glatte und weiche Haut 253. ihre Größe ib. Die unteren sehr klein 254. regelmäßige Bildung des Gesichts 255. Augen 256. Nase ib. Lippen etwas voller ib. Die Bergvölker nördlich von Hindostan insgesamt Merkmahle Mongol. Bildung selbst einige in Hindostan 257. An der Gränze Zwitter-Arten 258. Die der höhern Casten schön von Körper: die der niedern nicht 259. Die Männer und bes. Weiber schön ib. Die der unteren Casten grob. Füße, zu kleine Hände und Säbelbeine ib. Die Kaschemirierinnen heller und länger fruchtbar 260. Kaschemirier nicht einerley Art mit den Hindus 261. Mohren in Hindostan halten zarten Bau für die gröste Schönheit und ziehen deßw. lieber Kaschemirierinnen den Georgierinnen u. s. w. vor 262. Die Hindus halten in Männern Fettheit für

den gröſten Segen ib. Verunſtaltung: lange Nägel, ſchwarze Zähne, große Ohren 263. Ohren bis auf die Bruſt ib. Mangel von männl. Kraft und zarter Gliederbau 264. Europ. Matroſen halten ſie für Weiber 266. National-Phyſiog. 267. Wo Trotz und Wildheit ſich zeigen, keine Hindus ib. Die Hindus ſchwächer als ſie ſcheinen ib. wie ihre Arbeiter ſich gegen Neger und Europäer verhalten 268. Werkzeuge, ſchlechter, kleiner und ſchwächer 269. Bengaleſen unendlich von den Butanern und Birmahnern verſchied. ib. Schwäche keine Wirkung des Klima 270. u. f. von der vegetabiliſchen Diät. Das Klima wirkt allerd. auf die Europäer nachtheilig 271. u. f. über Wirkung des Klima ib. Die Brahminen in allen Provinzen von Hindoſtan einander ähnlich 272. Biegſamkeit des Körpers und der Gliedmaßen 274. Feine, lange ſchwarze Haare charakt. Kennzeichen der Hindus 275. Die einen nähren die anderen ſcheeren das Haar 276. Die Hindus nicht ſo dünnbartig, als Völker des öſtl. und nördl. Aſiens: nicht ſo ſtarkbartig, als die des weſtl. 277. Tragen blos Schnurrbärte ib. Mäßigkeit und Nüchternheit der Hindus ib. Keine ſtarke Getränke und Fleiſchſpeiſen — lieben Milch und Butter — würzen ſtärker — mehr Zuckerwerk — Fiſch eſſen und ſich berauſchen, Beweiſe einer nicht indiſchen Abſtammung 278. Kleidung ſehr verſchieden 280. Viele mit bloſſem Kopf, Füßen, Bruſt, ſelbſt Weiber — prächt. Kleider und Schmuck 283. Geiſtesart — gehen den Nachbarn gegen Oſten und Norden vor ſtehen ihnen gegen Weſten nach 284. Arbeiten in Baumwolle 286. ahmen keine beſſere Muſter nach 287. Noch weniger ſinnlich u prunkhaft als die weſtl. Aſiaten 288. Worin ihre Glükſeligkeit beſteht — wenige Bedürfniſſe — unerſchütterlicher — kalte Hände an den heiſſeſten Tagen 289. Die in Sumatra beſtänd. kalte Hände, ſelbſt die Kinder europäiſcher Väter, Marsden 290. Keine Neugier — können immer ſchlafen — wenig Worte ib. Wegen ihrer Kälte den Europäern im Handel überlegen 291. Beyſpiel eines indiſchen Bedienten ib. Kommen im Streit nie ernſtlich an einander 292. Bringen ſich mit der gröſten Gleichgültigkeit um 293. Habſüchtiger, räuberiſcher und betrügeriſcher als die Mahomedaner ib. u. f. Kalter Geiz ihre einzige Leidenſchaft ib. Ihr Regiment drückender ib. Die Hindus

die kühnſten Kaufleute 298. In wie fern ehrlich und nicht 300. Schlau und ſchaamlos im Betrügen ib. Proceßſucht 301. Dieſe, wie der Handelsgeiſt unterſcheidet ſie von den Mohren 302. Lieblos 303. Bringen Kranke häufig um 304. Andere Beweiſe ib. Ihre Kriege fürchterlich 305. Barmherzigkeit gegen Thiere, ſelbſt ſchädliche 306. Keine Dankbarkeit, uneigennützige Tugend 307. Treulos, verrätheriſch ib. Ihre eigenthümliche Rachgier 308. An ſich und den ihrigen. Weniger kriegeriſch als die Mohren 309. Die Hindus nur ſich ſelbſt gleich 313. Aelteſte Sitze der Hindus ib. u. f. Aelteſte Beſchaffenheit des nördl. Hindoſtan 316. Die Rajaputs die edelſten 318. Kaſchemirier eine eigenthümliche Sprache 321. Die beyden Menſchenarten in Hindoſtan vielleicht nicht gleich alt. 324. Eingewanderte Stämme ib. u. f. Indoſcythen 326. Warum und wo die Hindus vermiſcht wurden 331. Seicks eine ſolche vermiſchte Race 331. In wie fern die Ceyloneſen von den Hindus verſchied. u. ihnen ähnlich ſind 333. u. f. In Ceylon die Blonden den Edeln gleich geachtet 335. Die weiſſe Farbe gebenedeiete Farbe ib. Die Ceyloneſen nicht von den Hindus entſprungen 337. Caſten anders — eſſen mehr Fleiſch und Fiſche — ſelbſt die Prieſter. Kuhfleiſch nicht, wie in Hindoſtan ib. Nicht ſo geſchikt zu feinem Gewerb und Handel 338. Auch die Thiere und Gewächſe von Ceylon urſprünglich 339. Zwey Menſchenarten in Hindoſtan 340. Unterſchiede der Cingaleſen und Candianer 341. Die Candianer ſtärker, ſchöner, aber übelartiger ib. Eine andere Sprache oder Mundart 342. Sterben in den Thälern 343. Bedahs 344. Zahme und wilde ib. Percival, ganz von den übrigen verſchied. 345. Die Einwohner der Maldiven von verſchiedener Art oder Abſtammung 347. Die in den nördl. Maldiven bemühen ſich das Haar der Kinder ſchwarz zu färben 348. Stark behaart 349.

VIII. Abſchnitt.

Im weſtl. Aſien paßte die Natur den Menſchen dem Boden an: nackte Küſten, Gebirge, fruchtbare Ebenen und Wüſten, andere Bewohner 353. Europa nicht aus Aſien bevölkert, und die Ebenen nicht von den Gebirgen herab bevölkert ib. Ichthyophagen ihren Küſten anerſchaffen 363. Halbmenſchen 364. Am ganzen Leibe behaart 367. Gräßliche

liche Nägel ib. aßen roh 368. keine Fiſcher ib. Neger 369. kürzerlebend. 370. Die empfindungsloſen Neger 371. Aborigines 374. einige thierartiger als andere 376. Die Neger nicht von ihnen 377. Afganen rieſenartig 384. Mogols keine Hindus 385. warum nicht urſprüngliche Bewohner? 386. Von Tataren verſchieden, auch eine eigenthümliche Sprache ib. andere Unterſchiede in Rükſicht auf Kleidung, Nahrung und Sitten 387. Männer und Weiber ſcheeren das Haupthaar: die letzteren erſetzens durch Pferdeſchweife 387. Weiber nicht verhüllt, eſſen viel Fleiſch ib. vermiſcht, vier Claſſen ib. wahrſcheinlich mehrere urſprüngliche Stämme 388. Berg- und Thalbewohner im weſtl. Aſien ſehr verſchieden 389. vormals viele Völker wo jezt nur Kurden ib. Ueber Medien 390. u. f. Unterſchiede der Kurden und Perſer 407. Edle Geburt — Weiber nicht eingeſchloſſen — heller und blühender — blaue Augen — Sprache perſiſch ib. Iſt dieſe von der einen zu der anderen, oder umgekehrt übergegangen? 409. Nicht rachgierig — manche Spuren alter Sitten und Denkarten ib. Berg-Völker in Armenien 413. u. f. S. Druſen und Maroniten ſehr verſchieden 419. jene wahrſcheinlich arabiſche Beduinen, mit einer gewiſſen Miſchung von europ. Blut, dieſe von den Syrern ib. u. f. S. beyde reden arabiſch wie die Syrer — auch unter den Maroniten Miſchung von europ. Blut 420. Pontiſche Gebirgvölker 422. u. f. Die Moſynäker blendend weiß, wollten öffentl. beyſchlafen, tatowiert 425. Iſaurier, Pamphylier und Cilicier 426. u. f. Die Gegend zwiſchen dem Tereck und Kur eigentlich nicht zu den Kaukaſ. Ländern ib. Tatariſ. Völker ib. Perſiſche Sprache nicht jenſeits des Kur 447. Oſſen nicht Eingebohrne 448. charakteriſtiſche Zwietracht ib. empfindlich bey Beleidigungen ib. ihre Sprache der perſiſchen und mehreren anderen Sprachen verwandt 449. Eben ſo die Kiſten und deren Sprache ib. Kubeſchaner 450. Wahrſcheinlich Franken, aber lesghiſche Sprache ib. Gewerbe, Wohnungen u. ſ. w. europäiſch 451. Soanen gut gebildet, aber häßlich von Geſicht 454. Güldenſtädt ordnete die Völker nicht blos nach ihren Sprachen 455. Drey Urvölker, zuerſt die Lesghier ib. ganz eigenthümliche Sprache ib. Lesghis die ſchönſten und tapferſten des Kaukaſus 456. Erbitterung in Gefechten und Zweykämpfen 457.

unverdorbene Sitten 458. Georgianer 459. eigene Sprache ib. Natural-Physiogn. ib. Schönheit 460. groß und ſchlank — in Rükſicht auf Geiſt nicht einmal den Armeniern und Perſern gleich 461. ihre Laſter ib. häßlich von Gemüth 462. Das peſtilenzialiſche Klima von Mingrelien tödtete die Schönheit nicht ib. Ueppigkeit und Völlerey 463. Weiber ib. Männer rühmen ſich ihrer Verbrechen ib. Keine Eiferſucht 464. verkaufen Weiber, Kinder u. ſ. w. 466. Unterdrückungen auf der einen, knechtiſcher Sinn auf der andern Seite ib. Elend des Volks ib. Unſauberkeit ib. Die ſchönſten Mingrelierinnen übelriechend ib. Unterſchied der Georgianer und Lesghier 467. und beſonders der Armenier 468. gegenſeitiger Haß ib. Georgianer den übrigen Morgenländern entgegengeſezt, ausgenommen in der Art zu ſitzen, zu wohnen und ſich zu kleiden ib. Auch die Tſcherkaſſen ein urſprüngliches Stammvolk 470. eigenthümliche Sprache, Körperbildung und Sitten ib. Kein Ritterſtamm ib. Schönheit, allgemeiner Charakter 471. räuberiſch, verkaufen ihre eigenen Kinder 472. nicht ſo der Völlerey und Unzucht ergeben, wie die Georgianer 473. Die Georgianer, Lesghier und Tſcherkaſſen jedes auf eigene Art ſchön — die Tſcherkaſſen Heldenmäßigkeit im Tragen des Körpers, im Gange, einen kleinen Fuß und Schlankheit 476. Schaafe und Pferde der Tſcherkaſſen 477. die lezteren mehr gut als ſchön ib. Keine Handelsſtraße über den Kaukaſus 478. Es verhält ſich mit den Menſchen, wie mit den Pflanzen der Gebirge und Ebenen 492. Allgemeiner Unterſchied der Gebirgsvölker und der Bewohner der Ebenen 493. die Gebirgsvölker einander ähnlich und doch von einander verſchieden ib. Die ausgewanderten Afganen wurden nie Hindus, die Hindus nie Afganen — ſo Kürden 495. Armenier — Kubeſchaner ib. Maroniten und Druſen einander nicht gleich geworden ib. Völker zwar dem Klima und Boden nach 496. anerſchaffen, dieſe aber nicht die Urſache der eigenthümlichen Art von Völkern ib. Völker bleiben ſich in den verſchiedenen Klimaten gleich — werden durch ein ähnliches Klima und Boden nicht gleich gemacht ib. Auch die Wüſten eigenthümliche Menſchen, wie Thiere und Pflanzen 497. Kurden und Turcomannen nicht in eigentlichen Wüſten 498. Es fiel ſchon den Alten auf, daß

die Araber in zwey so ungleiche Hälften getheilt seyen 500. verschied. Ursprungs ib. äußere Unterschiede der festsizenden und umherziehenden Araber 503 nicht aus der Verschiedenheit der Nahrung erklärbar 504. Von den übrigen Beduinen die Kameelhirten wieder mehr verschieden 505. als jene von den städtischen: ihren Wüsten anerschaffen. Lebensart, Nahrung, Kleidung, Bildung, alles original ib. können allein in der Wüste und einig nur darin leben 506. Schärfe ihrer Sinne ib. können wie die Kameele hungern und dürsten 507. fast wie Neger, klein, mager, wadenlos — Kleidung ib. der Wüste angemessen 508. Uebrige Beduinen zwar von den städtischen Arabern in manchen Stücken verschieden, aber in ungleichartigen ähnlich 511. Eigenthümlichkeiten der Scheiks woher? 512. Heerden der Beduinen 513. u. f. S. nie Pferdefleisch und Pferdemilch ib. Eigenthümlichkeiten arabischer Pferde ib. Kameele ib. die einen zum Tragen, die andern zum Reiten. in der edeln Art viele Stufen des Adels ib. ihre Behandlung und Eigenthümlichkeiten 516. mehr gut als schön 517. Die Türken über Pferde ganz anders als Araber 519. Die ackerbauenden Völker des westl. Asiens, in wie ferne sich selbst und anderen ähnlich und unähnlich — doch verwandt 520. Die morgenl. Völker im Alterthum verschieden ib. auch blieben sie nicht sich selbst gleich 524. Christenthum und Mahomedanismus manche Veränder. ib. u. f. Die Meder und Perser leckerhafter 526. weichlicher 527. selbst das Aeußere der Perser verändert 534. Parsen eine rauhe kupferige Haut 535. Handelsgeist der Armenier 536. Juden 537. Araber 538. Auch die heutigen Orientalen weichen von einander ab ib. Perser ib. wie sehr von den Armeniern verschieden ib. Armenier und Juden am verachtetsten 540. dennoch natürlich verwandt ib. so urtheilten schon die Alten 541. Sprachen des Orients 543. unter einander ähnlich 544. Die Sprachen und Sprachgebiete haben sich mehr geändert als die Völker selbst 545. wie viele Sprachen untergegangen 546. Die gemeinschaftlichen Merkmahle der morgenl. Völker mehr überwiegend, als ihre Unterschiede 547. u. f. Farbe ib. hochgewachsen und wohlbeleibt 548. Gesichtsbildung 549. Urtheile der Morgenländer über Schönheit 550. Langer schwarzer Bart — Weiber, Fülle des Körpers ib. Köpfe 552.

längeres Kinn, größere Ohren, längere oder dickere Hälſe, ſäbelförmige Beine — ihr Sitzen 552. Beweglichkeit des Körpers der Morgenländer 553. ihre beſtändige Ruhe 554. Spazierengehen ungereimt ib. weniger empfindlich als die Europäer 555. Merkmahle, unter anderen ihre Feierlichkeit ib. Mangel von Geſticulation — Gefaßtheit ib. weniger ſympathetiſche und ſittliche Gefühle und Triebe 557. wenig elterliche, eheliche und kindliche Liebe ib. hartes Regiment — Meuchelmord rühmlich 558. verrätheriſch 559. keine Dankbarkeit ib. Bettler — Rachgier ib. keine Großmuth — Selbſtſucht allgemein — Geſchenke ib. ihre Mildthätigkeit und Weichherzigkeit gegen Thiere 560. Selbſtſucht äußert ſich in den Morgenländern nicht auf einerley Art 561. niederträchtig ib. unredlich ib. ein heftigerer Trieb der ſinnl. Liebe 562. daher Schätzung der Weiber 563. und unnatürliche Liebe 564. trinken weniger Wein, aber deßwegen nicht nüchterner 564. Opium 566. kein Schönheitsſinn und wenig Fähigkeit für ſchöne Künſte 568. Architektur, Canäle, kühne Gewölbe 569. Selbſt nicht viele mechaniſche Künſte und Gewerbe der Europäer 570. hingegen Leder, koſtbare Zeuge, Teppiche und Klingen 571. Starkes Gedächtniß ib. Phantaſie ib. weniger Geiſteskraft 572. Neugierde, Wißbegierde, Reiſen ib. Türken am meiſten zurückgeblieben 574. Ihre Kleidung und Aeußeres wie ſehr übereinſtimmend und von dem europäiſchen verſchieden 575. u. f. S. Kleid lang — weit — Türken Kopf nicht entblößen — ſcheeren die Haare, nähren den Bart — lange Beinkleider — Pantoffeln — Waffen — ihre Art zu ſitzen und zu eſſen 576. ſchreiben von der Rechten zur Linken 579. Speiſen und Art zu eſſen 580. man unterhält ſich nicht, eſſen geſchwinder — weniger Fleiſch — einfacher ib. ihr Brot anders 581. Unſauberkeit ib. Städte, Bauart und Hausrath 582. u. f. S. Betten 585. Geſetze des Wohlſtandes ib. Complimentvoller 586. Herr des Hauſes den oberſten Platz 588. linke Hand die Ehrenhand ib. Aufwartung bei Vornehmen ib. Arten zu ſitzen 589. Hand, Füſſe, Knie küſſen ib. ſagen nie etwas Unangenehmes, widerſprechen und unterbrechen nicht 590. reden nicht von Weibern und tragen doch Zeichen der Jungfr. zur Schau 591. keine Nudität 592. Aſien dieſſeits des Halys gröſtentheils mit europ. Völkern beſezt

597. nirgend große Revolutionen und Miſchungen — viele Nationen und Sprachen untergegangen ib. in wiefern verwandt ib. Die Bewohner von Aſien, den Südländern und den Südſeeinſeln nicht eines gemeinſchaftl. Urſprungs 597.

III. Band. Allgemeine Reſultate.

I.

Die Bewohner der Südländer und Südſeeinſeln können unmöglich anders woher gekommen ſeyn 2. die ſchönen Inſulaner der Südſee einander verwandt, aber nicht von einander entſprungen 3. Auch die Japaneſen nirgend woher abzuleiten 5. Die Hindus ib. Butaner, Birmahner ib. Ichthyophagen, Kameelhirten und Kaukaſier 6.

II.

Die unterſchiedlichen Merkmale von Völkern nicht blos Wirkung phyſ. Verſchiedenheit 7. Seit Jahrtauſenden die verſch. Nationen in denſ. Ländern und Inſeln beyſammen 7. Südſeeinſulaner — Tataren und Mongolen 8. In Hindoſtan außer den Bergvölkern und Zwitter-Caſten zwey verſchiedene Menſchenarten 10. An den Küſten von Perſien und Arabien ib. Druſen und Maroniten auf dem Libanon 11. Armenier und Kaukaſier, und dieſe wieder von einander verſchieden 12. Eingewanderte nie den Eingebohrnen gleich. Ausgewanderte verlohren nie ganz ihre Stammesart, ſo lange ſie unvermiſcht blieben 13. Buchara in China, Chineſen und Hindus auf den oſtind. Inſeln. Hindus im weſtl. Aſien, und in den verſchied. Provinzen ihres Landes — die Juden — Völkerreſte in Kaukaſus 13. Gegenſatz von Klima und Boden haben nicht einmal das Weſen einer einzigen von Menſchen gepflegten Pflanzen- und Thierart verändert 15.

III.

Phyſiſche Urſachen 18. Verborgene Kräfte und Wirkungen des Klima 11. Klima und Boden wirken auf Pflanzen ſtärker, als auf Thiere 22. auf Thiere mehr als auf den Menſchen ib. beſonders auf die Europäer 25. Die unvollkommenen Völker ertragen die Verſetzung weniger, als die Europäer 32. Dieſelben phyſ. Urſachen wirken ganz anders

auf Pflanzen und Thiere, als den Menschen: auf einzelne Theile der menschlichen Natur anders, als auf andere 35. Das Klima des heissen Erdgürtels den Pflanzen, den wilden Thieren u. s. w. höchst günstig, den Menschen nicht 36. heisse Klima auf Neger ganz anders, als auf Europäer ib. feuchte Hize anders als trockne 38. Unter allen Zonen die heisse, unter allen Erdtheilen America für die Europäer das nachtheiligste 39. Das heisse Klima in Afrika 40. Hindostan 42. Westindien 43. Auf die Farbe von Europäern 45. Creolen größer aber kraftloser 46. träger — höhere Backenknochen und Waden 49. schärfere Sinne 50. reifen und verblühen schneller ib. sinnlicher — essen mehr — hitziger 51. verliebter — Gemüthsart der engl. Creolen in Westindien 52. geringere Menschlichkeit 54. gegen Thiere, Sclaven und Beleidiger, weniger empfänglich gegen Anstand, Schicklichkeit und Wohlstand 55. Nachtheile des americ. Klima 60. kälter, unbeständiger 62. Nahrungsmittel weniger nährend 63. Fleisch von zahmen und wilden Thieren ib. Europäer sollten sich im nördl. America verbessern und doch arten sie aus 65. Nicht so ausdauernd, thätig, altern und sterben früher, Geschick für gemeine Arbeiten, aber wenig Schönheits- und Kunstsinn und Fähigkeit für Wissenschaften 69. neugierig ib. selbstsüchtig 71. besond. habsüchtig 73. unzuverläßig ib. abgeneigt gegen den Betrieb des Ackerbaues 74. schwache sympathetische und sittliche Gefühle und Triebe 76. grob 79. prahlerisch 80. kein Gefühl für Delikatesse und Schicklichkeit 81. Holländ. Creolen am Cap 84. Neger veredeln sich 92. in Westindien, Europäer im westl. Asien 93. in Neuholland 95.

IV.

In wie fern Völker, Pflanzen, Thiere an einen gewissen Boden und Klima gebunden oder nur anerschaffen 98. Pflanzen häufiger gebunden als Thiere, diese mehr als der Mensch, am meisten die am wenigsten vollkommene 99. Welche Menschen wirklich gebunden ib. Auch in der Anerschaffenheit Grade 102. Neger-Völker, Völker des südlichen Asiens 103. Morgenländer, Slawen 104.

V.

Völker-Familien 105. Die Mongolische, ausgenom-

men die Butaner, die finnische 106. Südl. Asiaten ib. Hindus 107. Südl. und Südseeinseln drey versch. 108. Ichthyophagen 109. Bergvölker hingegen jedes für sich ib. Kameelhirten, Morgenländer 110.

VI.

Scala der Humanität ib. Große Affen, Orang-Utangs, Kimpezeys 111. Waldneger 119. Buschhottentotten 121. Buschmänner in Neuholl. 124. Südsee-Neger 125 Finnen 131. Mongol. Hirtenvölker 132. Nomaden des westl. Asiens 133. Insulaner der Südsee 134. Südl. Asiaten 135. Hindus 136. Westl. Asiaten 137.

VII.

Wichtigkeit unterscheidender Merkmahle 138. Natur 144. Gliederbau 147. Beleibtheit 148. Innerer Gehalt 149. Stärke und Schwäche 150. Thätigkeit und Trägheit, Versezbarkeit, Dauerhaftigkeit, Derbheit, Gewandtheit 151. bes. Beweglichkeit ib. Schönheit und Häßlichkeit des Körpers und Gesichts 161. Farbe 163. Dicke und Feinheit der Haut 172. Weichheit und Härte 173. Reinheit und Unreinheit 174. Geruch 175. Haare 176. Bartwuchs 182. Schädel 185. Gesichter 188. Physiognomien 196. Stirn 199. Augen, wie viel darin zu beobachten 201. Nase 205. Backenknochen 206. Ohren 207. Mund und Zähne ib. Kinnlade und Kinn 208. Hals 209. Schultern und Brust ib. Brüste der Weiber ib. Rücken, Taille 210. Geschlechtstheile 211. Gesäß ib. Knie, Beine, Füße, Arme, Hände Finger ib. Gang und Stellung 222. Verunstaltung des Körpers 214. Putz und Kleidung 216. Gefühllosigkeit 218. Scharfe Sinne 220. Schönheitssinn 222. Tactfestigkeit ib. Wortgedächtniß, Gelehrigkeit, Lebendigkeit von Bildern, Gabe der Nachäffung und Verschmitztheit ib. Sinn für Kunst und Wissenschaft 225. Sprachen 226. ursprünglich verschieden 229. Aehnlichkeiten 237. der pers. und deutschen Sprache 246. Sprachstamm ib. Was man aus der Aehnlichkeit und Verschiedenheit von Sprachen schließen und nicht schließen darf 252. Wie viel Sprachen vertauscht und erworben 256. u. f. S. Ursprache 261. Schrift 264. Eßlust 272. Beschränktheit des Geschmaks 279. Hang zu berauschenden

Mitteln 282. Geſchlechtstrieb 285. Schätzung der Jungfrauſchaft, Eiferſucht, Hang zur unnatürl. Liebe, Monogamie, Polygamie 286. Liebe des Lebens, Hang zum Selbſtmord 290. Genügſamkeit 293. Ergötzlichkeit 294. Begierde nach Beyfall, Eitelkeit, Stolz 296. Habſucht, Geitz 301. Rachgier 303. Freyheitsliebe 304. knechtiſcher Sinn, ſymp. und ſittliche Gefühle und Triebe 306. Gefühle von Ehrbarem, Schiklichem, Wohlanſtändigem 308.

VIII.

Reſultate der bisherigen Unterſuchungen 313. u. f. S. Künſtliche Syſteme in der Naturgeſchichte des Menſchen unzureichend ib. auch kein eigentliches natürliches Syſtem 314. Was iſt Völkerfamilie ib. Menſchenart 315. urſprünglich Abart, Zwitterart ib. oft ſchwer die eine und die andere zu beſtimmen 316. Wie Völkerſtämme und Völkerfamilien verſchieden 319. Völkerfamilien bald bloße Arten, bald Gattungen von Arten 320. Race 321. Viele Arten urſpr. welche man für bloße Varietäten erklärt 322. in verſchiedenen Erdtheilen — Elephanten — in entfernten Ländern deſſelben Erdtheils — in benachbarten Ländern — Pferde — Rindvieh u. ſ. w. 323. u. f. S.